

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Karsten Brüggemann, Carsten Jahnke, Sarah Neumann, Ortwin Pelc, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Deutsche Reichstagsakten unter Maximilian I. (Mittlere Reihe, Bd. XII: Die Reichstage zu Worms 1513 und Mainz 1517, bearb. v. Reinhard Seyboth, Berlin u. a. 2023, De Gruyter Oldenbourg, 2 Bd.e, 1.492 S.). – Ein bisschen Wehmut schwingt mit, wenn Reinhard Seyboth, der verdiente Bearb. einer Vielzahl von Bänden in dieser Reihe seit 1981, sich nach über 40 Jahren Tätigkeit an dieser großartigen Edition verabschiedet. Sowohl er als auch seine Kollegen haben mit dieser Reihe, die zunächst von Heinz Angermeier, dann von Eike Wolgast als Hgg. verantwortet wurde, ein erfolgreiches Kapitel Wissenschaftsgeschichte geschrieben und unser Wissen um das Alte Reich grundlegend untersetzt. Seit mehreren Jahrzehnten gilt, dass derjenige, der zum Reich forschen will, mit dieser Edition bestens bedient wird, sie ist der natürliche und unverzichtbare Ausgangspunkt für weitere Forschungen und wird dies noch viele Jahrzehnte bleiben.

Warum das so ist, zeigt auch der vorliegende Band, der sich v. a. mit den Reichstagen von Worms 1513 und Mainz 1517, aber auch mit verschiedenen, zwischen 1513 und 1516 geplanten, aber nicht realisierten Versammlungen beschäftigt. Inhaltlich ging es v. a. um die Reform des 1495 gegründeten Reichskammergerichts und die Versuche, die Reichsritterschaft auf einer neuen Rechtsgrundlage zu organisieren. Dabei nutzt Bearb. neben zahlreichen gedruckten Quellen Bestände aus 39 Archiven aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Frankreich, wobei Wernigerode der nördlichste Archivstandort ist, aus dem er Originale einbezogen hat. Obwohl dies für hansisch Interessierte erst einmal nach einer schlechten Nachricht klingt, zeigt sich doch, dass sich auch die Nutzung dieser beiden Bände wieder für unsere Klientel lohnen.

Die Hanse ist mit mehreren Nummern präsent. So taucht sie in einem Vorschlag des Markgrafen Kasimirs von Ansbach-Kulmbach für ein Hilfsbündnis zugunsten des Deutschen Ordens gegen Polen im Jahre 1513 auf, zusammen mit Christian II. von Dänemark, den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Erzbischof Ernst von Magdeburg sowie den Herzögen von Sachsen, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg und Pommern, das so nicht zustande kam, weil der Kaiser andere Pläne hatte. Auch die umfangreich nachgewiesenen diplomatischen Aktivitäten auf den Reichstagen konnten an dieser Richtungsentscheidung Maximilians nichts ändern. Der Hochmeister des Ordens, Albrecht von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, hatte das Reich seit 1512 mehrfach um Schutz und Hilfe gegen den übermächtig werdenden Nachbarn gebeten. Er hoffte auf eine Vermittlung auf dem Reichstag von 1515, die jedoch nicht zustande kam. Wenig später vereinbarte der Kaiser mit König Sigismund, dass der Hochmeister sich Letzterem unterwerfen und den Thorner Frieden beschwören solle – das Ende des Ordensstaates war damit

besiegelt. Die Doppelhochzeit und der Freundschaftsvertrag zwischen den Habsburgern und den Königen von Polen und Ungarn waren für Maximilian wichtiger als ein eigenständiger Ordensstaat.

Auch bei den Verhandlungen zwischen Herzog Georg von Sachsen und dem Kaiser in der friesischen Angelegenheit spielten die Hansestädte als Anrainer eine Rolle und sollten mithilfe des dänischen Königs diszipliniert werden. Im Juni 1517 meldete zudem der Gesandte Frankfurts am Main, es bestünde berechtigte Sorge zwischen einem Krieg der Hanse mit den Königen von Dänemark und England.

Auch Sachen einzelner Hansestädte sind mehrfach verhandelt worden, auch von solchen, bei denen unklar war, ob sie überhaupt zum Reich gehörten wie Danzig und Elbing, gegen die Sigmund Zwickopf am 4. Juli 1517 eine Supplik auf dem Reichstag vortrug, ein vom Reichskammergericht gegen die beiden preußischen Städte erlangtes Mandat durchzusetzen, in dem es darum ging, nicht mit Geächteten Handel zu treiben. Da beide Städte Unterstützung von Reichsstädten wie Augsburg, Nürnberg, Köln, Lübeck und Hamburg erhielten, konnte der Kläger sein Anliegen zunächst nicht durchsetzen. Der Kaiser hatte die Acht gegen beide Städte ausgesetzt und forderte Zwickopf auf, alle Papiere zu dem Fall zur Prüfung vorzulegen.

In Köln war es 1512, kurz nach Beendigung des dort tagenden Reichstages, zu einer Revolte einiger Gaffeln gegen den Rat gekommen, dem man Vetterwirtschaft und Korruption vorwarf. Der Reichstag verfolgte, wie zehn Rädelsführer enthauptet, weitere 15 aus der Stadt verbannt und mit Geldstrafen belegt wurden, griff aber nicht ein. 1517 wird der Konflikt deutlich, in dem sich Köln als Hanse- und Reichsstadt befand: Sollte es den Reichstag in Mainz oder den gleichzeitig stattfindenden Hansetag in Lübeck besenden? Anders als üblich, entsandte es nur einen Vertreter nach Lübeck, während mehrere hochrangige Vertreter auf dem Reichstag waren, wurde dafür gerügt und nicht als Teilnehmer am Hansetag geführt. Diese Episode zeigt sehr schön, wie gründlich Bearb. auch in für sein Hauptthema randständige Literatur eingestiegen ist. Die Weisung des Kölner Rates aus dem Kölner Archiv wird mit einem Aufsatz von Joachim Deeters zu Köln auf Reichs- und Hansetagen kommentiert. Für den Reichstag bevollmächtigte der Rat zunächst den Kölner Kanzler und kündigte die Ankunft des auch in Hansefragen beschlagenen Bürgermeisters Adolf Rynck und des Rentmeisters Arnd Bruwyler an.

Vieles Weiteres gibt es auf den knapp 1.500 Seiten zu entdecken, ein zuverlässiges Register hilft hier wie in den anderen Bänden der verdienstvollen Serie, die in der Bibliothek jeder Einrichtung, die sich mit der Geschichte des Alten Reiches beschäftigt, vorhanden sein muss, stellt sie doch die Grundlage für jede seriöse Beschäftigung mit der Geschichte des Reiches und seiner Institutionen dar.

N. J.

Reichsstadt als Argument (Studien zur Reichsstadtgeschichte 6, hg. von Mathias Kälble und Helge Wittmann, Petersberg 2019, Michael Imhof Verlag, 316 S., 77 meist farb. Abb.). – Mit einiger Verspätung sollen die für die Hanseforschung wichtigen Beiträge aus der Tagungsdokumentation des ebenso aktiven wie verdienstvollen Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte angezeigt werden. Mit *Reichsstadt als Argument* (9–14) führt Mathias Kälble zunächst in Tagung und Band ein und zeigt, wie ambivalent der Status einer Reichsstadt war. Allgemein bestand und besteht Konsens darüber, dass als Reichsstadt eine Kommune anzusprechen sei, die dem Kaiser oder König unmittelbar unterworfen war. Das bedeutete für die Städte, sich direkt mit häufiger Finanz- und Militärhilfe durch den Herrscher konfrontiert zu sehen, es bedeutete aber auch einen besonderen königlichen Schutz bei Angriffen Dritter. Wie stark man gefordert wurde, wie viel man dafür aber auch vom Herrscher erwarten durfte, hing von zahlreichen Faktoren ab und musste ständig neu ausgehandelt werden, abhängig von der aktuellen Lage, in der sich Kaiser oder König bzw. die Städte gerade befanden und wie nötig sie die Hilfe des anderen hatten. Die Aufsätze im Band „zielen auf den Status als Mittel stadtbürgerlicher Argumentation“ (13). Vf. fragt, „inwieweit ... haben Städte ihre tatsächliche oder möglicherweise auch nur beanspruchte Position als Reichsstadt situativ dazu benutzt, um eigene Interessen gegenüber Dritten durchzusetzen bzw. inwieweit waren sie umgekehrt darum bemüht, ihre Stellung als Reichsstadt zu relativieren, um sich damit verbundenen Verpflichtungen soweit als möglich zu entziehen?“ (13) Ein umfangreicher, von den Organisatoren der Tagung vorgegebener Fragenkatalog sollte die Beiträger leiten.

Henning Steinführer geht diesen Fragen in *Zwischen Reich und Fürstentumherrschaft – Die Städte Braunschweig und Magdeburg im Ringen um ihre Selbständigkeit zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert* (151–176) nach und stellt gleich eingangs fest, dass Braunschweig nach dem Prinzip „Getruwer her, getruwer knecht“ auf Augenhöhe mit dem Herrscher handelte und sich nicht auf Unterwerfung einließ (152). Vf. sieht Magdeburg und Braunschweig als Teil einer „vitalen, wirtschaftlich und politisch erfolgreichen ‚Städte-landschaft‘ ... rund um den Harz“ (152). Die ca. 90 km voneinander entfernt liegenden Städte unterhielten seit dem Mittelalter enge politische und wirtschaftliche Beziehungen, unterstützten sich finanziell und militärisch, gingen formelle und informelle Bündnisse ein. Zunächst folgt er dem 805 erstmals schriftlich fassbaren Magdeburg und dem 1031 ersterwähnten Braunschweig in einem knappen Abriss durch ihre Geschichte, nennt die Erfolge durch eine „intensive interkommunale Bündnispolitik im Rahmen des Sächsischen Städtebundes und der Hanse“ (158), bevor er die Probleme am Ende des 15. Jh.s beim Kampf um die Autonomie skizziert, die beide Städte etwa zur gleichen

Zeit trafen. War es im Falle Magdeburgs Erzbischof Ernst, der die städtische Autonomie nicht nur der Großstadt Magdeburg, sondern auch der Städte des Umlandes – Halle, Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben – einschränkte und die Metropole damit ihrer Bündnispartner beraubte, geriet Braunschweig mit Herzog Heinrich dem Älteren von Braunschweig-Lüneburg in Konflikt. Warum weder Braunschweig noch Magdeburg in dieser bedrängten Situation der Ladung Kaiser Maximilians zum Reichstag im Jahre 1507 folgten, um sich dort dessen Unterstützung zu sichern, thematisiert Vf. leider nicht. Er sieht die Reformation (in Magdeburg 1524, in Braunschweig 1528 eingeführt) als „Stärkung der städtischen Autonomie und Identität“, „zu deren wesentlichem Bestandteil nun auch das evangelische Bekenntnis zählte“ (164). Um dieses zu verteidigen, traten beide Städte schon 1531 dem Schmalkaldischen Bund bei und stärkten damit ihre Unabhängigkeit. Diese geriet in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s erneut in die Diskussion, die dank der hansischen Bündnispartner aber zugunsten der beiden Reichsstädte entschieden werden konnte. Erst der Dreißigjährige Krieg führte die 30.000 Einwohner zählende Großstadt Magdeburg in die Katastrophe, die geplündert und abgebrannt zwei Drittel ihrer Einwohner und 1666 ihre Freiheit an den Großen Kurfürsten von Brandenburg verlor. Braunschweig verlor seine Freiheit, nachdem es sich bis zur Handlungsunfähigkeit verschuldet hatte, erst 1671 und wurde von der autonomen Hansestadt zur Residenzstadt der Linie Braunschweig-Wolfenbüttel. Damit endete für beide Städte eine lange, wirtschaftlich und politisch sehr erfolgreiche Phase ihrer Entwicklung.

Oliver Auge untersucht in seinem Beitrag *Zwischen Kaiser und König – Hamburg auf dem Weg zur Reichsstadt* (177–194) den langen Weg der Elbmetropole zur Reichsfreiheit. Anders als beim benachbarten Lübeck, dessen Reichsstandschaft seit 1226 nicht infrage stand, tat sich Hamburg beim Agieren zwischen Kaiser, Reich und dänischem König schwer. Auch wenn sich die Stadt bereits im 13. Jh. von der holsteinischen Oberhoheit zu emanzipieren begann, in der ersten Hälfte des 15. Jh.s unter Kaiser Sigismund als Reichsstadt behandelt wurde, arrangierte sie sich seit 1460 mit Christian I. im Rahmen einer „vertraglich abgesicherten sog. Annehmung“ und verweigerte fortan unter Verweis auf die Untertänigkeit zu Dänemark die Zahlung von Reichssteuern. Dies führte zu einem langen, vor den Reichsgerichten und dem Reichstag ausgetragenen juristischen Streit um die Stellung Hamburgs, in dem die dänischen Könige als Wahrer des protestantischen Glaubens auftreten und die Hamburger u. a. sehr symbolträchtig dazu zwingen konnten, für die Huldigung des dänischen Königs ein eigenes Portal mit entsprechendem Bildprogramm an der Petrikirche zu errichten. Mit ihrem unentschlossenen Handeln, das immer darauf gerichtet war, die maximalen politischen Vorteile mit minimalen finanziellen Aufwendungen zu erreichen, verärgerten die

Hamburger beide Seiten und wurden dennoch maximal von ihnen geschröpft. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt auf der nachhansischen Zeit Ende des 17. Jh.s, Ausblicke führen den Vf. in das Jahr 1939, wo der Hamburger Staatsarchivar Heinrich Reincke den Festvortrag zum 750. Hafengeburtstag mit einer Dokumentensammlung für die Ehrengäste unter dem Titel „Hamburgs Weg zum Reich und in die Welt“ begleitete und in das Hamburg-Museum, in dem die Frage Landstadt oder Reichsstadt erst auf den zweiten Blick mit den Kaiserstatuen, die bis zum großen Stadtbrand von 1842 am Rathaus prangten und nun die Fassade des Museums zieren, überhaupt und nicht nur für Vf. unzureichend thematisiert wird.

Insgesamt zeugt dieser Band wie die gesamte Reihe vom segensreichen Engagement des Arbeitskreises für die Geschichte der Reichsstädte. Mit jeder Jahrestagung wird eine neue Facette dieser wechselvollen Geschichte beleuchtet, immer sind die Tagungen so vorbereitet und werden die Referenten so ausgewählt, dass der größtmögliche Wissenszuwachs entsteht, der zuverlässig Jahr für Jahr in einem Verlag publiziert wird, der für ebenso inhaltsschwere wie schön gestaltete Bände steht. Da sich auch für den Hanseforscher immer wieder interessante Bezüge finden, kann man die Akteure mit einem freundlichen *Weiter so!* nur ermuntern, weitere qualitätsvolle Bände vorzulegen, interessante Fragestellungen scheinen ja in mehreren Beiträgen auf und laden zur weiteren Diskussion ein. N. J.

„Kleine Bischöfe“ im Alten Reich. Strukturelle Zwänge, Handlungsspielräume und soziale Praktiken im Wandel (1200–1600), hg. von Oliver Auge, Andreas Bihrer und Nina Gallion (ZHF, Beiheft 58, Berlin 2021, Duncker & Humblot 462 S., 21 teils farb. Abb.). – Das Verhältnis zwischen Hansestädten und Bischöfen, die in den Städten oder ihrem Umfeld residierten, ist noch weitgehend unerforscht. Der Fokus dieses verdienstvollen Bandes, der auf eine Tagung am Krupp-Kolleg Greifswald aus dem Jahre 2018 zurückgeht, liegt auch nicht auf dieser Fragestellung, liefert aber wichtige Grundlagen für eine künftige Fokussierung darauf, stellt es doch die Bischöfe in ihren Zwängen und Ambitionen sehr differenziert vor. Dazu haben Hgg. einen umfassenden Fragenkatalog entworfen, in dem es um die ökonomische Basis für das Bistum, den bischöflichen Hof, konkurrierende Mächte, die Stellung im Reich, die Herkunft, den „Faktor Mensch“, d. h. die Nutzung persönlicher Entscheidungsspielräume, den Rang, die Repräsentation, die Kompensation für die reichsweit geringe Bedeutung, den historischen Wandel, das Urteil der Nachwelt und schließlich die Definition, wer als kleiner Bischof zu betrachten sei, geht.

Hansisch wichtig sind v. a. die Beiträge von Stefan Petersen zu den Bischöfen von Ratzeburg, Andreas Röpcke zu den Schweriner Bischöfen,

Klaus Neitmann zu den Rigaer Erzbischöfen und Nathalie Kruppa zu den Hildesheimer Bischöfen, auf die im Folgenden näher eingegangen werden soll. Im Band finden sich aber auch bemerkens- und lesenswerte Beiträge von Oliver Auge zu den Schleswiger Bischöfen, Christian Hesse zu den Bischöfen von Basel, Helmut Flachenecker zum Hochstift Eichstätt, Johannes Lang zu den Salzburger Erzbischöfen, Gerrit Deutschländer zu den Merseburger Amtsinhabern, Enno Bünz zu den Meißner Bischöfen und Karl-Heinz Spieß zu Fürstensöhnen als kleinen Bischöfen im Mittelalter.

Stefan Petersen weist in *Die Bischöfe von Ratzeburg. Episcopale Handlungsspielräume im Windschatten der Hansestädte Hamburg und Lübeck* (47–75) zunächst auf den schweren Beginn des Bistums hin, das zwar bereits 1060/1062 zusammen mit dem Bistum Mecklenburg gegründet wurde, durch den Wendenaufstand aber rasch wieder zum Erliegen kam und erst ein Jh. später, 1158, von Prämonstratensern neugegründet wurde. Propst Evermod vom Magdeburger Stift Unser Lieben Frauen, ein Schüler Norberts von Xanten, wurde erster Bischof Ratzeburgs. Den minderen Rang der Ratzeburger Bischöfe macht Vf. an ihrer mangelnden Präsenz in überregionalen kirchlichen Kontexten und an ihrer nicht bestehenden Reichsunmittelbarkeit fest, die sie erst 1180, zusammen mit ihren Kollegen aus Lübeck und Schwerin erhielten. Vf. verfolgt die Auseinandersetzungen zwischen dem Bischof von Ratzeburg, dem Herzogtum Sachsen-Lauenburg und den Hansestädten Hamburg und Lübeck u. a. um das Patronatsrecht über die Bergedorfer Kirche im 15. Jh.

Andreas Röpcke trifft in seinem Beitrag *Niederadlig, hochadlig, bürgerlich. Die Handlungsspielräume spätmittelalterlicher Schweriner Bischöfe im Spiegel ihrer Herkunft* (77–95) Aussagen zur Herkunft der je nach Zählung 30 bis 37 Schweriner Bischöfe, die zumeist dem niederen Adel der Region entstammten, aber auch viele Bürgerliche zu Bischöfen wählten. Dies kommt, wie Vf. nicht nur für Schwerin, sondern auch für Lübeck und Ratzeburg feststellt, durch einen hohen Anteil Bürgerlicher in den Domkapiteln. Hansisch wichtig sind v. a. seine Ausführungen zu Nikolaus Böddeker, Schweriner Bischof zwischen 1444 und 1457, der eine enge Verbindung zu Wismar hatte und dessen Porträt bis heute auf einer Wand in St. Georgen zu sehen ist. Auf der Basis der Forschungen von Friedrich Crull skizziert Vf. das Leben des späteren Schweriner Bischofs und die Etappen auf seinem Weg sowie die Pfründen in Gadebusch, Schwerin und Wismar, die Pfarrstelle in St. Marien Wismar und Mitgliedschaften im Hamburger und Lübecker Domkapitel bis zur Wahl zum Schweriner Bischof im Jahre 1444. In diesem Amt blieb er bis 1456, als er mit päpstlicher Hilfe dafür sorgte, den unerfahrenen Sohn eines Lüneburger Ratsherrn in Schwerin zu installieren, um selbst dessen Domherrenwürde in Lübeck einzunehmen. Aufgrund dieses für das Bistum Schwerin nachteiligen Tausches hinterfragt Vf. die Einschätzung von Albert

Krantz für die Amtsführung Böddeckers als Schweriner Bischof mit *summa cum laude* und meint, sie sei nicht haltbar.

Klaus Neitmann erklärt gleich zu Beginn seines Beitrages *Von Königsferne zur Reichsnähe. Das ‚kleine‘ Erzstift Riga ‚an den Enden der Christenheit‘ unter Erzbischof Wilhelm von Brandenburg (1530/39–1563)* (97–139), dass sein Zitat aus der Bestätigung der Privilegien für den Deutschen Orden aus dem Jahr 1429 stamme und die Dankbarkeit von Kaiser Sigismund gegenüber dem Orden dafür zeige, dass sie die Christenheit zuverlässig „vor dem heidnischen Gesindel behüteten“ (97). Vf. legt den Schwerpunkt seines Beitrages auf Markgraf Wilhelm von Ansbach, Koadjutor des Erzstifts seit 1530, Erzbischof seit 1539, verstorben 1563 und prüft, wie er sich gegenüber Kaiser und Reich, zu den wichtigsten Reichsorganen, dem Reichstag und den Reichsständen verhielt. Ihn interessiert v. a., in welcher Weise und in welcher Intensität das Erzstift in die Strukturen des Reiches eingebunden wurde. Abschließend diskutiert Vf., ob der Erzbischof wirklich als „kleiner“ Bischof anzusprechen sei, aufgrund der Größe der Territorien, für die er verantwortlich war und seiner Bedeutung „am Ende der Christenheit“ sei dies eher nicht der Fall. Andererseits hatte der Erzbischof v. a. im 16. Jh. einen zunehmend schweren Stand gegenüber dem Ordensmeister und wurde auch vom Kaiser nicht länger unterstützt.

Nathalie Kruppa stellt gleich einleitend in ihrem Beitrag *Die Hildesheimer Bischöfe in ihrem sozialen Beziehungsgeflecht (1250–1450)* (167–203) fest, dass die Blütezeit des Bistums Hildesheim in seiner reichsweiten Bedeutung in der ottonisch-salischen und mit Einschränkungen in der frühstaufischen Zeit lag, es seit dem 13. Jh. aber nur noch regional von einiger Relevanz war. Sie untersucht elf Wahlen zum Bischof im angegebenen Zeitraum durch das Domkapitel, das das alleinige Wahlrecht hatte und interessiert sich dabei besonders für das soziale Beziehungsgeflecht der Bischöfe. Sie kann nachweisen, dass alle gewählten Bischöfe einschließlich der Gegenbischöfe, bis auf einen, persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen zum Kapitel aufwiesen.

Insgesamt legt der Band aufgrund seines Schwerpunktes in Norddeutschland eine solide Grundlage für die weitere Beschäftigung mit den kleinen Bischöfen und ihren Beziehungen zur Hanse. Hoffen wir darauf, dass bald jemand den Etappenstab aufgreift und diese Frage thematisiert. *N. J.*

Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Johann Martin Lappenberg, Friedrich Lisch und Georg Waitz im Anschluß an Wilhelm Braun und Ludwig Denecke, hg. von Berthold Friemel, Vinzenz Hoppe, Philip Kraut, Holger Ehrhardt und Roman Alexander Barton (Jacob und Wilhelm Grimm. Briefwechsel. Kritische Ausgabe in Einzelbänden 8, Stuttgart 2022, S. Hirzel Verlag, 835 S.). – In der verdienten und seit langem geschätzten Kritischen Ausgabe des Briefwechsels der Gebrüder Grimm ist ein

Band erschienen, der die Interaktion der beiden mit für die frühe Hanseforschung und norddeutsche Landesgeschichte zentralen Personen vorstellt. Zunächst wird die lange Vorgeschichte des Bandes knapp erzählt, wie verdienstvoll die beiden bekannten Forscher Braun und Denecke bis an ihr Lebensende um diesen Band gerungen hatten, wie methodisch wichtig gerade diese Briefwechsel für die Gesamtausgabe waren. Alle drei Briefwechsel werden separat eingeleitet, wobei zunächst grundsätzliches zum Inhalt des Briefwechsels gesagt wird, beginnend jeweils mit einer inhaltsschweren, gründlichen Vorstellung der Biografie der Korrespondenten und den Gründen für die Kontaktaufnahme zu den Gebrüder Grimm. Es folgen Themenschwerpunkte der Korrespondenz, mit denen man direkt in die Briefe geleitet wird, Aussagen über den Umfang des Briefverkehrs, seiner Aufbewahrungsorte und des Erhalts des Materials sowie eine ausführliche Vorstellung der Methodik des Kommentars.

Im Folgenden werden die drei Briefwechsel in der Reihenfolge ihrer Entstehung ediert und sehr aufwendig und tiefgründig kommentiert. Mit Lappenberg begann der Austausch 1823 und währte in 100 direkt überlieferten oder erschlossenen Briefen bis 1863, mit Lisch startete die Korrespondenz 1826 und wird in 60 Nummern bis 1859 geführt, Waitz korrespondierte nachweislich 1837 zum ersten Mal mit den Gebrüder Grimm und beendete den Briefverkehr etwas später als Lisch im Jahre 1859 nach 47 Briefen. Aus den Briefwechseln ist sehr gut zu ersehen, wie Wissenschaft damals auf allen Ebenen organisiert wurde, von welchem der Gelehrten Impulse für Projekte wie Wörterbücher oder Editionen ausgingen, wen man sich gegenseitig empfahl als Fachmann, Mitarbeiter oder Unterstützer, aber auch mit welcher Dramatik bspw. der Hamburger Stadtbrand direkt auf die Arbeitsbedingungen von Lappenberg durchschlug. Durch den Briefwechsel mit den Gebrüder Grimm lernt man die drei wichtigen Hanseforscher und Landeshistoriker aus erster Hand kennen, durch die jeweiligen sehr kundigen biografischen Einleitungen werden einem dabei hilfreiche Handreichungen gegeben.

Die Edition ist vorbildlich in ihrer Qualität und Tiefe. Im Anhang an die Briefe wird die editorische Verfahrensweise erläutert, weniger gebräuchliche allgemeine Abkürzungen und Kurztitel gedruckter Bücher werden aufgelöst, bevor ebenso ausführliche wie zuverlässige Personen- und Werkregister der Briefpartner folgen, die die Nummern der Briefe mit den Zeilen auführen, in denen es um das betreffende Werk geht. Allein dieses Werkregister macht noch einmal das weite wissenschaftliche Spektrum aller Genannten deutlich und bringt hoffentlich einige der grundlegenden Editionen, die wir ihnen verdanken, zurück in das allgemeine Bewusstsein jüngerer Generationen. 25 Abbildungen gehen weit über Porträts der Beteiligten in verschiedenen Lebensphasen und Abbildungen der Briefe hinaus, sondern legen auch Zeugnis vom vielfältigen Wirken der Gelehrten ab, wenn Lappenberg etwa die

Inschrift eines Messingbeckens abzeichnet oder Lisch einen bronzezeitlichen Kultwagen oder einen Schnallenring mit Runenschrift zeichnet. Leider sind die Faksimiles der Briefe zu blass wiedergegeben, das ist aber die einzige Beckmesserei an einem Maßstäbe setzenden Band, dem viele Nutzer auch aus Hansekreisen empfohlen seien, die sich auf interessante Entdeckungen freuen dürfen. Eine wesentliche sind die vielen Gemeinsamkeiten und Interaktionen zwischen Germanistik und Geschichtswissenschaft, die sich bis vor wenigen Jahren noch auf den Pflingsttagungen widergespiegelt und für interdisziplinäre Kontakte auf kurzem Weg gesorgt hat. Leider konnte der vorliegende Band nicht für die Jubiläumstagung in Stralsund genutzt werden, er hätte an verschiedenen Stellen neues Licht auf die für die Entstehung des HGV maßgeblichen Akteure geworfen. N. J.

Geschichte und Erinnerung in Niedersachsen und Bremen. 75 Erinnerungsorte, hg. von Henning Steinführer und Gerd Steinwascher (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 314, Göttingen 2021, Wallstein Verlag 512 S., zahlr. Abb.). – Aus Anlass des 75. Gründungsjubiläums beider Bundesländer im November 2021 bzw. im Januar 2022 hat die bemerkenswert aktive Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen einen Band vorgelegt, in dem man sich regionaler, nationaler und europäischer Erinnerungsorte versichern will, die einen Bezug zu beiden Bundesländern aufweisen. Zunächst klären Hgg. den Begriff des Erinnerungsortes, der seit einigen Jahrzehnten, von französischen Kollegen kommend, auch in der deutschen Geschichtswissenschaft eingeführt ist. Es geht nicht um Orte im strengen Sinne, sondern um „Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität“, neben Orte treten damit „Gegenstände der Kunst und Literatur, Liedgut, Personen, Bräuche oder Ideen, die für eine Gruppe oder für die ganze Gesellschaft einer Region oder im nationalen oder supranationalen Zusammenhang eine symbolische Bedeutung haben und dabei identitätsstiftend wirken“ (11). Hgg. haben bereits im Jahre 2015 begonnen, eine Arbeitsgruppe zu bilden, sich auf Erinnerungsorte zu einigen und diese für den Band zu bearbeiten. Dabei waren sie darauf bedacht, eine „regionale, zeitlich und inhaltlich möglichst ausgewogene Verteilung“ (17) in ihr Projekt einzubeziehen. Das Konzept des Bandes wird an einem vom Hansehistoriker schnell für die Hansezeit reklamierten Objekt, dem Roland, deutlich, zeigt der Band doch, dass dieses Objekt, das ursprünglich die Freiheit einer Stadt symbolisieren sollte, in den darauffolgenden Jh.en immer wieder umgedeutet wurde.

Hansisch von großem Interesse sind v. a. einige Artikel im ersten Drittel des Buches von Ulrich Scheuermann *Niederdeutsche Sprache* (39–44), von Johannes Großewinkelmann und Karl H. Schneider *Der*

Rammelsberg zum Bergbau (45–50), von Paul Weßels *Der Upstalsboom bei Aurich* (51–56), von Thomas Scharff *Heinrich der Löwe* (69–74), von Konrad Elmshäuser *Die Stedinger* (81–86), von Hans-Jörg Uther *Der Rattenfänger von Hameln* (87–92), von Arnd Reitemeier *Die Weser* (93–98), von Karolin Quambusch *Das hannoversche Schützenfest* (105–110), von Christine van den Heuvel *Einbecker Bier und schnelle Räder* (111–116), von Jörn Brinkhus *Der Bremer Roland* (123–129), von Gerd Steinwascher *Die Dynastie der Oldenburger* (131–136), von Brage Bei der Wieden *Till Eulenspiegel* (143–148), von Thomas Schwark *Die Weserrenaissance* (155–160), von Elizabeth Harding *Universität Helmstedt* (161–166) oder von Hans-Werner Niemann „Pferdeland“ *Niedersachsen* (167–172).

Das sehr schön aufgemachte Buch macht Lust zum Entdecken der so verschiedenen „Erinnerungsorte“. So freut man sich, dass Hgg. in der Einleitung ankündigen, das Projekt nach den Jubiläumsjahren auf der Homepage der HiKo fortführen zu wollen – man darf also gespannt sein! N. J.

Stephan Selzer (Hg.), *Aus hansischer und niederdeutscher Geschichte. Beiträge von Christian Ashauer, Wilhelm und Gert Koppe, Knut Schulz und Stephan Selzer* (Contribuciones 10, Norderstedt 2022, BoD, 215 S.). – Wie der Titel dieses Sammelbandes schon andeutet, umfasst er vier Untersuchungen zum weiten Feld der hansischen Geschichte. Knut Schulz betrachtet *Hamburg und die Anfänge der Hanse. Wirad von Boizenburg und Jordan von Boizenburg* (9–46) und geht dabei von der Feststellung aus, dass verglichen mit dem Lübecker und dem Magdeburger Recht das Hamburger Ordeelbook und aus diesem besonders das Schiffsrecht eine zu wenig beachtete Rolle spielte. Auch würde der Fokus bei der Entstehung der Hanse zu stark auf Lübeck liegen. Vf. nimmt an, dass schon in Zusammenhang mit der Erteilung der kaiserlichen Privilegien an Lübeck im September 1188 eine Neugestaltung des norddeutschen Raumes geplant wurde, insbesondere die zwei entstehenden Wege zwischen Lübeck und der Elbe nach Hamburg und Artlenburg sowie weiter nach Lüneburg gesichert werden sollten. So erteilte der Kaiser an Hamburg das Privileg für den Elbehandel und der holsteinische Graf ein solches für die Anlage der Neustadt durch Wirad von Boizenburg. Trotz der veränderten politischen Verhältnisse entwickelten sich die Hamburger Handelsverbindungen im 13. Jh. elbaufwärts und bis nach Flandern rasch weiter. In dieser Zeit hatte der Jurist Jordan von Boizenburg, nachgewiesen zwischen 1236 und 1269/70 und wohl ein Verwandter des Lokators, maßgeblichen Einfluss auf das Hamburger Kanzlei- und Rechtswesen, trug die Rechtssatzungen des Ordeelbooks zusammen und verfasste auch das frühe Schiffsrecht, die beide im norddeutschen Raum und bis nach Livland rezipiert wurden. Stephan Selzer untersucht akribisch *Nota, nullus sit recipitur ad consilium civita-*

tum, nisi sit juratus ... Städtische Experten und Gelehrte auf Hansetagen (1356–1520) (47–133). Im Rahmen eines Projektes mit seinen Studierenden ermittelte er in den Hanserezessen zwischen 1356 und 1520 334 Nennungen hansestädtischer Experten – v. a. also juristisch gebildete Notare, Sekretäre und Syndizi –, die allein oder als Begleiter von Ratsmitgliedern die Hansetage besuchten. Auf dieser empirischen Basis betrachtet er deren Rolle, die Probleme bei deren Zulassung auf den Hansetagen und aus welchen Städten bzw. Regionen sie vorrangig kamen; etwa 50 % entfallen auf die wendischen Städte. Er kann eine zunehmende Professionalisierung feststellen, wobei die Hanse mit der Hinzuziehung von Experten eher auf äußere Notwendigkeiten wie die Verhandlungen mit England und Dänemark reagierte, als auf ein inneres Modernisierungsbedürfnis. Eine Tabelle aller zwischen 1356 und 1520 auf den hansischen Versammlungen genannten Experten sowie zwei Karten u. a. zu deren Geburts-, Studien und Wirkungsorten bieten weiteres Material zu diesem wichtigen Funktionsbereich der Hanse. Der Beitrag von Wilhelm (†) und Gert Koppe, *Der Gesellschafts- und Kommissionshandel des Revaler Gotke van Telchten (1481–1503)* (135–181), geht auf Vorarbeiten von Wilhelm Koppe zurück, der verschiedene Kaufmannsnachlässe des 15. Jh.s aus Reval bearbeitet hatte und mit denen sich mehrfach auch Carsten Jahnke befasste. Der reisefreudige van Telchten stammte wohl aus Danzig, war am hansischen Hof in Novgorod tätig und betrieb von Reval aus Handelsgeschäfte zwischen Russland und Westeuropa. Seine Gesellschafter waren der Kaufmann Thomas Schrove, dessen Rechnungen und Warensendungen zwischen 1481 und 1487 hier als Tabellen widergegeben werden, sowie der Revaler Ratsherr Gotschalk Rummelinkrode, der mit einer Schwester von Telchten verheiratet war. Darüber hinaus gibt der Aufsatz Informationen über Logiergäste aus Lübeck und Köln, die in dem Kaufmannshaus zur Ausbildung oder zu vorübergehender Handelstätigkeit lebten. Die Vertrauen voraussetzenden Kommissionsgeschäfte tätigte Telchten mit Dorpatern, Königsbergern, Danzigern und Lübeckern, wobei sein Handelsnetzwerk bis nach Russland und Flandern reichte und er damit einen durchaus typischen Revaler Fernhandelskaufmann repräsentierte. In einem Anhang wird eine kurze Familienchronik aus der Zeit um 1500 sowie eine Liste der in seinem Nachlass verzeichneten Handelsmarken gedruckt. In seinem Aufsatz *Von einheitlichen Tonnen und Bändern. Überlegungen zu Normierungsbestrebungen im hansischen Warenverkehr am Beispiel des Bierhandels* (183–204) fragt Christian Ashauer nach den Initiativen zur Vereinheitlichung von Transportgefäßen v. a. im hansischen Bierhandel und ob diese Bestrebungen lokal bzw. regional oder von der Hanse ausgingen. Nachdem es bereits zuvor Diskussionen dazu gegeben hatte, versuchte der Hansetag von 1375 einheitliche Maße für Bier- und Heringstonnen festzulegen, um den Handel zu regulieren und zu vereinfachen. Eine Einigung konnte wohl

nur bei Heringstonnen erzielt werden; Bremen, Lüneburg, Hamburg, Wismar sowie den preußischen Städten gelangen nur regionale Vereinbarungen für die Biertonnenmaße. Da es in der Hanse nur bei Versuchen zur Normierung blieb, fragt Vf., wieweit die Hanse gegenüber starken lokalen Eigeninteressen überhaupt in der Lage war, Standardisierungen festzulegen, zu beschließen und durchzusetzen, ggf. sogar bei Verstößen zu sanktionieren. Insgesamt bietet der Band vier anregende, ganz unterschiedliche Studien zu wichtigen Themen der Hansegeschichte und wird zudem auch durch ein Personen- und Ortsregister erschlossen. *O. P.*

Norbert Fabian, *Wirtschaft – Reformation – Revolution. Bd.1: Vergleichende, soziohistorische Strukturgitteranalysen. Bd. 2: Wyclifs Sozialethik, der Aufstand von 1381 und Übergänge zur Moderne* (Studien zur historischen Gesellschaftswissenschaft, Geschichte: Forschung und Wissenschaft 70, Berlin 2020, LIT Verlag, 1.293 S., mehrere Schaubilder u. Tab.). – Beide Bände wurden 2019 vom Fachbereich Geschichte der Ruhr-Universität Bochum als Dissertation angenommen. Beide Bände können auch, so ist es vom Vf. gewollt, als eigenständige Bücher gelesen werden. Der erste Band liefert die theoretische Grundlage für die Einordnung des Aufstands in England von 1381, der maßgeblich von John Wiclifs Herrschaftstheorie und Sozialethik beeinflusst war und am Ende blutig niedergeschlagen wurde. Der zweite Band beschäftigt sich mit den sozioökonomischen und krisenhaften sowie frühreformerischen Entwicklungen, die dem Aufstand von 1381 vorausgingen. Dazu gehörten auch Naturkatastrophen wie die große Hungersnot 1315–1317 oder der „Schwarze Tod“ 1348–50, der Europa in diesen Jahren teilweise bis zu 30% entvölkerte. Auch die Verschärfung des Hundertjährigen Kriegs zwischen England und Frankreich ab 1337 gehörte zu den krisenvertiefenden Phänomenen.

Die Bezüge zur hansischen Geschichte spielen dabei eine eher untergeordnete Rolle, obwohl die ökonomische Bedeutung des Handels zwischen England und der Hanse, die ja bekanntlich eines ihrer vier Auslandskontore in London unterhielt, häufig v. a. unter Verweis auf die Forschungen von Stuart Jenks hervorgehoben wird.

Mit den soziohistorischen Strukturgitteranalysen versucht Vf. die von ihm so wahrgenommenen bisherigen Trennungen von allgemeiner Geschichte und Wirtschaftsgeschichte zu überwinden. Er will so eine historische Soziologie und Sozialhistorie erarbeiten und Historiografiegeschichte verstärkt in eine historische Gesellschaftswissenschaft integrieren, womit eine neuartige Form historischer Darstellung und Geschichtsschreibung entstehen soll, die Geschichtstheorie und Historik, tatsachenbasierte Chronistik, Historiografiegeschichte und historische Soziologie miteinander verbindet. Dabei zieht er lange Linien, was insbesondere protoindustrielle Entwicklungen in der Tuchindustrie nicht nur

in England im 13. Jh. angeht über die Ereignisse von 1381 und die Vormoderne hinaus bis in unsere Zeit. Diese Linienführung bis in das Maschinenzeitalter hinein wird einer kritischen Betrachtung auch deswegen nicht immer standhalten, weil die Beweisführungen nicht mehr auf der breiten Basis erfolgt bzw. erfolgen kann wie für die Strukturen und Entwicklungen im hohen und späten Mittelalter. Wenn er aber z. B. feststellt, dass die Produktionsleistungen und der Produktionsumfang durch die Einführung der Walkmühlen seit dem 13. Jh. in der oberitalienischen Baumwollindustrie an die Textilindustrien im 18. Jh. heranreichten, ergeben sich spannende Erkenntnisse, was die Innovationskraft des späteren Mittelalters angeht. Diese Innovationskraft entstand auch im Zusammenhang mit anderen technischen Entwicklungen, die sich etwa die Wasserkraft auf wesentlich intensivere Weise zunutze machten, als es bis ins 11./12. Jh. noch der Fall war. Bezogen auf England und sicher auch auf andere Regionen Europas wie z. B. Flandern oder Oberitalien kann daher im Zusammenhang mit sich schnell verbreitenden Mechanisierungen, die zu erheblichen Produktionssteigerungen führten, mit einiger Berechtigung von der „industriellen Revolution des Mittelalters“ gesprochen werden.

Ein weiterer zentraler Aspekt dieser Arbeit besteht in der Interdependenz von ökonomischen, politischen, sozialen und theologisch-philosophischen Entwicklungen und Strukturen, die einen Aufstand, der sich in seiner Radikalität durchaus zu einer Revolution hätte entwickeln können, wie den der „Commons“ von 1381, hervorbrachten. Das konsequente und teilweise brutale Eintreiben von Steuern durch den englischen Staat 1380/81 war zwar der Auslöser des Aufstands, der v. a. von den Bauern getragen wurde. Aber neben den tieferliegenden sozioökonomischen Ursachen, die vom Vf. ausführlich dargestellt werden, war es auch die Lehre des Theologen und Philosophen John Wiclif und seiner Anhänger, die auf der Grundlage der Predigt des Evangeliums erhebliche Kritik an Klerus und Adel, im Grunde am bestehenden Gesellschaftssystem im Ganzen sowie an der „Papstkirche“ übten. Wiclifs wirkungsvollster Mitstreiter war der Theologe John Ball. Beide lehnten ungerechte Herrschaft ab und befürworteten Widerstand gegen Tyrannen, wobei Ball der Radikalere war. Er hat über den Satz gepredigt und ihn populär gemacht, der von erheblicher sozialpolitischer Sprengkraft war: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“

Die Erkenntnis, dass die Reformation und der Humanismus eines Martin Luther und eines Erasmus von Rotterdam Wurzeln besaßen, die weit ins Mittelalter, zumindest bis John Wiclif, zurückreichten, ist gewiss nicht neu, aber selten methodisch auf einer so breiten synchron und diachron angelegten interdisziplinären Basis analysiert worden wie in der vorliegenden Arbeit.

Die Lektüre dieses sehr ausführlichen zweibändigen Werks ist im ersten Zugriff, gerade was den ersten Band angeht, ungewöhnlich und herausfordernd.

Vf. tritt auf einer ungemein breiten Literaturbasis, die er selbst in seiner Dankagung als „teils ausufernd“ beschreibt, in einen gewissermaßen permanenten dialogischen Prozess mit den herangezogenen wissenschaftlichen Arbeiten ein, an dem er den Leser teilhaben lässt. Das hat zwar einen gewissen Reiz, es wäre aber für den Erkenntnisgewinn des Lesers von Vorteil, wenn Vf. die eigene argumentative Linie und damit auch die Ergebnisse seiner Untersuchung prägnanter herausgearbeitet hätte. Auch das knapp gehaltene Resümee hilft hier kaum weiter, da es im Grunde nur die schon häufig genutzten Termini wiederholt. Und der nicht uninteressante Epilog, der mit „Reformation und die zweifache Revolution der Neuzeit“ überschrieben ist, womit der von Eric Hobsbawm für den Zeitraum 1789 bis 1848 geprägte Begriff der „zweifachen Revolution“ gemeint ist, endet in einem eher moralischen Appell, dass die Zerstörung der Demokratie, eine gravierende wirtschaftliche Unterentwicklung, eine häufig mit Korruption verbundene zerstörerische Kriegsführung und weltweit grassierende Umweltschädigungen nicht mehr zu tolerieren seien. Wer wollte da widersprechen?

Matthias Puhle

Vorhansische Zeit

Bearbeitet von *Felix Biermann*

Claudia Maria Melisch (Koordination), *Der Petriplatz in Berlin-Mitte. Archäologisch-historische Studien* (Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin 55, Berlin 2021, hendrik Bäßler verlag, 356 S., zahlr. Abb., 6 Beil.). – Die Ausgrabungen am Petriplatz in Berlin von 2007–2009 fanden ein außergewöhnlich großes öffentliches Interesse, u. a. weil hier mit der Petrikirche und der auf das 14. Jh. zurückgehenden Lateinschule zentrale Relikte Cöllns – einem aus dem Geschichtsbewusstsein etwas entrückten Element der mittelalterlichen Doppelstadt – und überdies zahlreiche Gräber des Petrikirchhofs freigelegt werden konnten: Die Grabbefunde im Bereich des heute durch die Bundesstraße 1 (Kleine Gertraudenstraße) und die Bebauung des 20. Jh.s geprägten Areals machten einen großen Eindruck. Auch gelang es der Grabungsleiterin, Claudia Maria Melisch, das Publikum für ihre Arbeit zu begeistern. Im hier zu besprechenden Sammelband, der unter ihrer Ägide entstanden ist, werden nun wichtige Ergebnisse der Untersuchungen präsentiert.

Zunächst gibt Vf. in einen archäologisch-historischen Überblick. Auf eine schwache Nutzung des Areals vor der Stadtgründung weist eine kleine Anzahl von Tonscherben aus der jüngeren Bronzezeit, der späten Kaiser- und Völkerwanderungs- sowie der Slawenzeit hin, ferner eine einzelne, mittels Radiokarbondaten in die Zeitspanne von 993–1148 gesetzte Siedlungsgrube mit Tierknochen. Vf. fasst all dies als „vorgeschichtlich“ (17) auf, obgleich

es sich überwiegend um frühgeschichtliche, im Hinblick auf die slawischen Relikte sogar um mittelalterliche Sachzeugen handelt. Und nach üblicher Periodengliederung beginnt die Völkerwanderungszeit nicht im 3. Jh. (17), sondern mit dem osteuropäischen Auftritt der Hunnen im Jahr 375.

Leider hatten der riesige Friedhof des 13.–18. Jh. und jüngere Baumaßnahmen ältere Siedlungsrelikte stark in Mitleidenschaft gezogen, sodass nur wenige Befunde aus der Stadtgründungsphase erhalten waren. Hierzu zählen Holzkeller in der für das Mittelalter typischen Bauweise sowie Kastenbrunnen, die Jahrringdaten erbrachten: um/nach 1203, 1212 +/- 10, um/nach 1220, um/nach 1230, um/nach 1252 u. ä. Für die Anfänge Cöllns „kann das erste Viertel des 13. Jahrhunderts“ an dieser Stelle mithin „als naturwissenschaftlich gesichert gelten“ (26). Die 1237 erstmals indirekt schriftlich belegte Stadt entstand offensichtlich zwischen den spätslawischen burgstädtischen Zentren Spandau und Köpenick im Zuge ortsiedlungszeitlichen Landesausbaus, und zwar ohne direkten Vorläufer als „Plansiedlung ‚colonia‘“ (19). Dazu dürfte von Anfang an auch St. Petri gehört haben, wenngleich das vermutlich hölzerne Initialgebäude nur indirekt – durch vom ersten Steinfundament geschnittene Bestattungen – belegt werden kann. Der noch im 13. Jh. errichtete Massivbau „dürfte eine schlichte Hallenkirche“ – gemeint ist vermutlich eine Saalkirche – „gewesen sein“ (30), kann aber auch nicht genauer charakterisiert werden.

Jedenfalls ist die Darstellung des Kirch- und Siedlungsensembles des frühen Cöllns weitgehend plausibel. Nicht nachvollziehbar ist hingegen Vf. ins fortwährende Bemühen, die Stadtgründung bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jh. anzusetzen. Die von ihr dafür aufgezählten Jahrringdaten jener Zeit aus anderen Berliner und Cöllner Stadtkerngrabungen sind durchweg isolierte „um/nach“-Daten, die im Fundmaterial keine Entsprechung finden und zudem in aller Regel noch im Verbund mit Bauholz des 13. Jh. auftreten. Die Funde vom Petriplatz ermöglichen keine Datierung ins 12. Jh., wenn wir davon ausgehen, dass die im Buch vorgelegte, freilich kleine Auswahl von Objekten repräsentativ ist. Ein doppelreihiger, kreisbogenverzerrter Dreilagenkamm, der auf „1150“ datiert wird (275), ist hierzu ebenfalls nicht geeignet, denn dieser Typ lässt sich ohne Weiteres (und auch bereits in Berlin) bis in das 13. Jh. nachweisen. Zentrales Argument sind einige Radiokarbonaten aus Gräbern, von denen ein näher benanntes, das dem Gebein eines Jungen in einem Leitersarg entstammt, „1048–1168“ lautet (311). Man sollte zentrale chronologische Schlüsse jedoch nicht auf solche Daten stützen, die stets unpräzise, oft geradewegs unzutreffend und zumindest im Mittelalter meist zu alt ausfallen. Erst recht erscheinen sie als unbrauchbar, wenn Fundmaterial, Jahrringdaten und kulturhistorischer Kontext deutlich gegen diese Resultate sprechen.

Die weitere Entwicklung des Terrains erläutert Vf. in auf Basis archäologischer und historischer Forschungen sowie bildlicher und kartografischer

Quellen. Zunächst geht es um die spätgotische Pfarrkirche St. Petri, die nach einem Stadtbrand im späten 14. Jh. neu erbaut wurde und bis zu einer erneuten Feuerkatastrophe 1730 das Bild des Cöllner Zentrums bestimmte. Von ihr konnte, neben geringen Fundamentresten, eine bemerkenswerte spätmittelalterliche Glockengussgrube freigelegt werden. Ihre Ausstattung mit Grüften und Epitaphen der Frühen Neuzeit ist ebenso Thema wie ihre prächtige Renaissancekanzel aus dem frühen 17. Jh., die sich durch glückliche Fügung in der Dorfkirche von Petershagen (Uckermark) bis heute erhalten hat. Da der Turm der Kirche in den 1670er Jahren wegen Baufälligkeit abgerissen worden war, wurde – nach langer Planung – ab 1726 ein neuer Turm im Barockstil errichtet, der aber vor Vollendung zusammen mit der ganzen Kirche besagtem Schadenfeuer im Mai 1730 zum Opfer fiel; dieses war durch einen dreifachen Blitzschlag ausgelöst worden. Gleich danach erfolgte unter reger Anteilnahme des „Soldatenkönigs“ Friedrich Wilhelm I. ein Neubau von Kirche und Turm, wobei letzterer 1734 erneut zusammenbrach. 1809 brannte der ganze Barockbau nochmals nieder und wurde in den 1840er Jahren durch einen neogotischen Bau ersetzt, der Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg erlitt und dessen stattliche Ruine in den 1960er Jahren abgerissen wurde – „man hätte sie unbedingt erhalten müssen, um die mittelalterliche Geschichte von Cölln im Stadtbild zu bewahren“, stellt Vf.in zu Recht fest (86).

Die lesenswerte Darstellung der Geschichte der Kirche und ihres Umfeldes – inklusive des nahen Cöllner Rathauses – stützt sich v. a. auf Bild- und Schriftzeugnisse, da die Ausgrabungen hierauf eher Schlaglichter warfen als umfassende Einsichten gewährten. In großem Ausmaß erfasst wurde hingegen der bis 1717 belegte Friedhof mit nicht weniger als 3.126 Gräbern (3.717 Skelette), die den Fokus der Grabungs- und Auswertungsarbeiten bildeten. Die kulturhistorische Aussagekraft der Grabbefunde ist durch das weitgehende Fehlen von Beigaben und die über Jh.e kaum veränderte Bestattungssitte allerdings sehr eingeschränkt. Mit ¹⁴C-Datierungen soll immerhin ansatzweise eine grobe Phasengliederung möglich sein. Bemerkenswert ist ferner ein gut 36 x 22 m großes Fundamentgeviert aus gespaltenem Feldstein mit Ziegelverzwickelung, das partiell wohl auf das 14. Jh. zurückgeht und als Relikt einer auch schriftlich und kartografisch überlieferten Lateinschule gedeutet wird.

Laurenz Demps stellt ergänzend Schriftzeugnisse des Soldatenkönigs zusammen, die zeigen, dass diesem die Neugestaltung des Gotteshauses nach 1730 sehr am Herzen lag. Bspw. äußerte er den Wunsch, die Petrikirche möge nicht „wie eine Dorf Kirche“ gebaut werden; der Herrscher legte vielmehr Wert darauf, „daß der Petri-Thurm so hoch und wo mögl. noch höher als der Münster Thurm zur Straßburg gebaut werden soll“. Die Mehrkosten wollte er selbst übernehmen (100). Ute Joks ch untersucht eine Anzahl von bemalten Putzfragmenten, die wahrscheinlich aus der ersten Steinbauphase der Kirche

im 13. Jh. stammen und damit zu den ältesten Relikten von Wandmalereien in Berlin gehören. Daniel Krebs schreibt anhand von archivalischen und prosopographischen Untersuchungen für etliche Personen, die in der Frühen Neuzeit in Gräften der Petrikirche bestattet wurden, Kurzbiogramme; mehrfach kann er auch Bilder der Toten beibringen, deren Gräber allerdings nicht freigelegt oder als solche identifiziert wurden.

Ein zentraler Abschnitt des Buches behandelt die Skelettreste – Natasha Powers legt zusammen mit der Grabungsleiterin vorläufige, aber recht weitreichende Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung vor. Die Grabbefunde, in sechs Belegungsphasen gegliedert, lassen Aussagen über die Geschlechts- und Altersstruktur, die Krankheitsbelastung, Verletzungen und weitere gesundheitliche Faktoren der alten Cöllner im Laufe der Jh.e zu. Ferner sind chirurgische Eingriffe nachweisbar. Bettina Jungklaus widmet sich den Traumata, Natasha Powers wiederum der gemeinsamen Bestattung von drei Männern in einer hölzernen Kiste, die allesamt Hiebverletzungen an ihren Schädeln aufwiesen. Sie „starben infolge eines gewalttätigen Angriffs“ wohl im 13. Jh. (214), den Uwe Michas mit experimentellen Methoden nachgestellt hat. Er deutet den Befund als Ergebnis eines „gerichtlichen Zweikampf[es]“, mithin als „frühes Beispiel der Rechtspflege in der Mark Brandenburg“ (218). Eine abgetrennte rechte Hand könnte in einen ähnlichen Kontext gehören, als „Leibzeichen“ oder Resultat einer „Strafamputation“ (228) (Katie Tucker). Erste Resultate genetischer Untersuchungen stellt Jessica Rothe vor – u. a. lassen sich die Verwandtschaftsbeziehungen einiger zusammen niedergelegter Toter sowie die Herkunft eines auf dem Petrikirchhof bestatteten Mannes aus dem Westen erkennen.

Ein Dokumentationsteil, der sechs Beilagen mit nach Phasen gegliederten Grabungsplänen sowie bebilderte Kataloge von Befunden und Funden umfasst, rundet den Band ab. Jedoch ermöglichen weder die eine noch die andere Liste dem Leser das Verständnis oder gar die Prüfung der archäologischen Datenbasis. Der Fundkatalog beschränkt sich auf eine kleine Zahl von Dingen: Beispielsweise werden vom großen keramischen Fundstoff mit allein 57.000 mittelalterlichen Scherben (28) nur eine Faststeinzeugkanne sowie einige neuzeitliche Kacheln gezeigt und besprochen. Zudem ist er oberflächlich und teilweise sogar fehlerhaft, etwa in Bezug auf einen typischen spätmittelalterlichen Messerscheidenbeschlag, der als „Steckschlüssel“ (257) präsentiert wird. Die Funde, gemeinhin die Grundlage für die kulturhistorische und chronologische Auswertung einer Ausgrabung, harren also noch weitgehend ihrer Bearbeitung. Der Befundkatalog ist ohne Vorlage von Profil- und Planumszeichnungen nur sehr begrenzt nachvollziehbar. Mit seiner unvollständigen Befund- und Fundvorlage bildet der ansonsten stattliche und reich bebilderte Band also noch keine abschließende Publikation der Grabungsergebnisse, ist aber doch

ein guter „Anfang, sich des Umfanges und der Bedeutung der Ausgrabung auf dem Petriplatz bewusst zu werden“ (Editorial, 7). *Felix Biermann*

Michael Hofmann (Koordination), *Die Königstraße im Wandel der Zeit. Archäologie und Geschichte einer Berliner Hauptstraße, Teil 3 – Die Funde Teil I* (Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin 54/3, Berlin 2020, hendrik Bäßler verlag, 348 S., zahlr. Abb. u. Taf.). – Als erste Lieferung der auf vier Bände angelegten Gesamtvorlage der großen Ausgrabungen von 2009–2016 in der Rathausstraße (ehemalige Königsstraße) im Berliner Zentrum präsentiert dieses Buch einen gewichtigen Teil der Fundanalyse. Die Grabungen vor dem auf das 19. Jh. zurückgehenden „Roten Rathaus“ erweckten v. a. durch die Entdeckung des gut erhaltenen Souterrains des spätmittelalterlichen Berliner Rathauses sowie von 16 Bronzeplastiken der klassischen Moderne – des „Berliner Skulpturenfunds“ – Aufsehen. Das vorliegende Buch versammelt nach einer Einführung von Bertram Faensen acht Aufsätze zu ausgewählten Fundgruppen.

Den umfangreichsten und zugleich wichtigsten Beitrag steuert Eberhard Kirsch mit seinen *Bemerkungen zur mittelalterlichen Keramik* (11) bei. Die typologisch-technologische Merkmalsanalyse von 36.231 mittelalterlichen Scherben, die beschrieben und hinsichtlich Fragen zu Chronologie, Herstellung, Provenienz und Funktion ausgewertet werden, erfolgt mit ausgezeichneter Sachkenntnis und zeigt einmal mehr, wie grundlegend eine solide Bearbeitung der Tonware für die archäologische Forschung ist. Das gilt insbesondere, weil die Resultate nicht nur in Farbaufnahmen ausgewählter Keramikvarianten, in Listen und Tabellen dokumentiert, sondern auch in zahlreichen qualitätvollen Zeichnungen auf 18 Tafeln veranschaulicht werden. Vf. gelingt eine plausible Gliederung und Einordnung des überwiegend lokal gefertigten Kugelbodengeschirrs in Grauwareausprägung. Umfassend erörtert werden teilweise importierte Sonderformen, etwa bleiglasierter und applikationsverzierter Keramik, rot bemalte, gelbtonige Ware in Pingsdorfer Art sowie diverse Sinterwaren meist aus Siegburg, Waldenburg oder dem südlichen Niedersachsen; in diesem Zusammenhang bringt Vf. eine interessante Einschätzung zur gegenseitigen Abgrenzung von Faststeinzeug und Steinzeug (52), die Rz. allerdings nicht unbedingt teilt. Hervorzuheben ist ein stempel- und rollradverziertes Fragment der sog. Falke-Gruppe. Der bekannte, bis heute schwer zu deutende „Krögel-fund“ von 1935 – ein Ensemble steinzeugartiger Gefäße teils mit Fehlbrandcharakter – passiert Revue und wird als „Lager von Importkeramik“ (57) aus dem sachsen-anhaltinischen Bad Schmiedeberg interpretiert. Die Analysen der Warenarten und Funktionstypen, von Ofenkacheln, Öllampen und Feuerstülpfen bieten die Basis für Aussagen über funktionale und soziale Verhältnisse. Fehlbrände aus Planierschichten deuten an, dass sich unfern des ergrabenen

Terrains Töpfereien befanden. Am wichtigsten ist die recht präzise Datierung des Materials und damit der zugehörigen Befunde. So kann Vf. belastbare Aussagen zum Beginn der Besiedlung an der Rathausstraße, damit zu den Anfängen Berlins treffen: „Die weitgehende Absenz früher Keramikformen und anderer sicher ins 12. Jahrhundert zu datierender Realien widerspricht einer frühzeitigen Niederlassung von Kolonisten an der Spree bald nach Mitte des 12. Jahrhunderts“ (68). Im Falle der Königs- bzw. Rathausstraße stimmen die ältesten Jahrringdaten und die früheste Keramik darin überein, „den Beginn erster Siedlungsaktivitäten“ um 1200 und die „Bebauung, zumindest wirtschaftliche Nutzung des untersuchten Areals [...] spätestens im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts“ anzusetzen (69). Das untermauert „die relativ späte deutsche Kolonisation an der Spree“ (31).

All dies verdeutlicht, dass auf die umfassende Auswertung und zeichnerische Darstellung der Keramik, so mühsam dieses Unterfangen auch sein mag, weiterhin nicht verzichtet werden kann. Dass dies in jüngeren Publikationen gleichwohl zuweilen geschieht, ist mithin ein schweres Defizit, das die Anwendung von Jahrring- oder gar der unzuverlässigen Radiokarbondaten nicht ausgleicht. Dafür ist gerade Berlin ein Beispiel: Vf. kritisiert zu Recht, dass sich „die eher spekulativen Mutmaßungen zu einem sehr frühzeitigen Siedlungsbeginn an der Spree bald nach Mitte des 12. Jahrhunderts ausschließlich auf einzelne Dendrodaten stützen, obwohl bekannt ist, dass Dendrodaten sogar bei zeitlich eng begrenzten Baumaßnahmen [...] stark streuen können“ (72 Anm. 22). Ohne die Berücksichtigung von Stratigrafie und Fundmaterial, das ist festzuhalten, können auch Jahrringdaten in die Irre führen.

Dieser Beitrag zählt fortan zweifellos zu den Präferenz- und Standardwerken für spätmittelalterliche Keramik in Berlin und Brandenburg. Das einzige Manko stellt dabei dar, dass sich Vf. lediglich auf ein gutes Drittel der über 104.000 mittelalterlichen Scherben aus den Ausgrabungen gestützt hat, sodass ein großes Informationspotenzial ungenutzt verbleibt. Die von den Ausgräbern erstellte Stichprobe umfasste zudem meistens Fundkomplexe der zweiten Hälfte des 13. Jh.s bis um 1300. So wird zwar die Tonware dieses Zeithorizontes intensiv beleuchtet. Wichtiger wäre aber eine ausgewogene Auswahl aus allen Phasen und Schichten gewesen, um die typo- und technologische Entwicklung des Geschirrs im Laufe der Jh.e zu erfassen.

Weitere Aufsätze behandeln die mittelalterlich-frühneuzeitlichen Eisenfunde (Michael Hofmann) – darunter schön verzierte Messer, Reitersporen, Maultrommeln, Kienspan- und Kerzenhalter, viele Armbrustbolzen und Pfeilspitzen – sowie die Funde aus organischem Material (Geweih, Knochen, Holz und Leder), wobei unter letztgenannten Materialien ein zweizeiliger Dreilagenkamm mit Kreisaugenzier hervorgehoben sei, wie er auch von der nahen Petristraße vorliegt. Er kann an der Rathausstraße sicher in das 13. Jh.

gesetzt werden (Heike Kennecke, Ines Teubner). Unter den Steinfunden (Ines Teubner) sind runde Scheiben oder „Rondelle“ hervorzuheben, die möglicherweise als Gefäßdeckel, vielleicht auch als Spielsteine dienten, ferner ein Jaspilit-Probierstein zur Edelmetallprüfung aus dem 15. Jh. Alle Beiträge gewinnen sehr durch die gelungenen und reichlichen Fundzeichnungen von Felicitas Hoffmann. In allen numismatischen Ansprüchen genügender Weise legen Michael Hofmann und Klaus Priesse die 1450 Münzen des 13.–20. Jh. vor, nebst Sonderfinden wie einem römischen Denar aus einer mittelalterlichen Abfallgrube; die frühneuzeitlichen Tonpfeifen behandelt Bertram Faensen. Ein kurzer Überblick von Michael Hofmann betrifft besagten „Berliner Skulpturenfund“, der offenbar im Rahmen nationalsozialistischer Auslese vorgeblich „entarteter Kunst“ in den Keller des Hauses Königsstraße 50 gelangt war, wo sich damals ein Depot des Reichssicherheitshauptamtes befand. 1944 wurde es bei einem Bombenangriff zerstört, die Objekte verblieben im verschütteten Keller. Die Fundanalyse ist also bereits sehr gelungen; die Gesamtvorlage der Grabungen verspricht, ein überaus wichtiger Beitrag zur Berliner und Brandenburger Mittelalterarchäologie zu werden.

Felix Biermann

Schifffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Wie sollte es bei einer wissenschaftlich gerichteten Perspektive auf einen Handelsbund auch anders sein: Hansegeschichte ist und war vornehmlich wirtschaftsgeschichtlich konnotiert. Doch wie genau kann man sich bei den überlieferten Handelsbüchern und den oftmals nur sporadisch auf uns gekommenen Informationen zum Handel mit den daraus abgeleiteten Bilanzen von Ein- und Ausgang der Waren ein realistisches Bild von diesem machen, ein Bild, das die Wirklichkeitswelt der Menschen einfängt? Bei einer oft abstrakten, nur auf das Schriftgut gerichteten Sichtweise auf und über Bilanzen etc. kommt eine dezidiert auf das Sachgut fokussierte, mikrokosmische Sicht einem sehr gelegen, da sie im gewissen Sinne hilft, den Handelsprozess wieder zu vermenschlichen. Die Studie von Staffan von Arbin, Tobias Skowronek, Aoife Daly, Torbjörn Brorsson, Sven Isaksson und Torben Seir, *Tracing Trade Routes: Examining the Cargo of the 15th-Century Skaftö Wreck* (in: *International Journal of Nautical Archaeology*, Vol. 51, Issue 1, 2022, 112–144), über die Ladung des um 1440 datierten Wracks aus dem bei Skaftö im Seebereich Göteborgs prospektierten Schiffes, bietet uns so eine Möglichkeit. Sie in Vergleich zu der ebenso auf die Ladung gerichteten Detailstudie von Anton Hansson, Hans Linderson

und Brendan Foley, *Casks from Gribshunden (1495) – Dendrochronology of Late Medieval Shipboard Victual Containers* (in: International Journal of Nautical Archaeology, Vol. 51, Issue 2, 2022, 358–375), zu dem im Vorjahr in der HU schon vorgestellten Wrack der GRIBSHUNDEN von 1495 zu setzen, erlaubt uns, einen noch tieferen Einblick in die über die Cabotage hinausgehende Seehandlung des für die Umwälzungen der hansischen Wirtschaft so wichtigen 15. Jh.s zu erlangen.

Das so bezeichnete SKAFTÖ-Wrack – mit großer Wahrscheinlichkeit ein Schiff hulkartiger Form – war mit großer Sicherheit im Zeitraum von 1440–1443 von Danzig in Richtung Brügge unterwegs. Wenn wir von diesen wichtigen preußischen *entrepôt* auf die angepeilte westeuropäische Destination schauen und uns dabei der Zeit und des in ihr neu in Fahrt gebrachten Schiffstyps Hulk vergewissern, so wird uns die in diesem Zusammenhang stehende Linienfahrt als die neue Art der Seehandlung bewusst. Sie erkennen wir nun parallel zu der ansonsten lange Zeit vorherrschenden distributiven Versegelung von Gütern. Auf das SKAFTÖ-Schiff bezogen bleibt aber in diesem Zusammenhang offen, zu welchem Typus der Kabotage nun dieses Schiff zu zählen ist. Denn die in Fässern nachgewiesenen Warengruppen Kalk und Teer kommen originär nicht aus Preußen, sondern aus Skandinavien, der Kalk sogar eindeutig aus Gotland. Es wird in der Skizzierung der letzten oder der direkt davor stattfindenden Reise, insbesondere im Vergleich des Textes in Bezug auf Zeichnung 20 nicht ganz deutlich, ob das Fahrzeug nun aus Danzig direkt in Richtung Brügge abging, oder vorher noch Gotland anlief oder gar dort auf dem Weg nach Westeuropa Zwischenstopp machte oder, als auch sehr wahrscheinliche Alternative, die Waren in Danzig übernahm, war der Hafen doch auch zu dieser Zeit ein bedeutender Umschlagplatz von Waren nicht preußisch-polnischer Herstellung. Besonders der versegelte Teer, der ebenfalls aus schwedischer oder finnischer Provenienz stammen soll, wirft Fragen auf. Warum nahm ein Schiff aus Danzig Teer aus Skandinavien über, wo doch Danzig selbst ein großer Umschlagplatz für preußischen Teer war?

Den dendrochronologischen Untersuchungen von Aoife Daly zufolge handelt es sich bei dem gesunkenen Schiff um einen mehr oder minder gerade erst vom Stapel gelaufenen Segler, der wahrscheinlich auch in Danzig gebaut wurde. Darauf deuten auch die Analysen des Kalfatmaterials aus Moos hin. Mit dieser Zeitstellung offeriert uns die Studie besondere Vergleichsmöglichkeiten auch zu der Ladung anderer Wracks, so zu dem sog. Kupferschiff aus der Danziger Bucht, aber auch zu dem vor Rügen gefundenen sog. Mönchgut 92 Wrack gleicher Zeitstellung. In den Wrackresten bei Skaftö – es hat sich nur die Steuerbordseite des ca. 25 m langen Schiffes erhalten – konnten, wie teilweise bei den anderen erwähnten Untersuchungen auch, Kupferrohwarenscheiben und Garlinge, als auch Fässer mit Teer und Kalkresten sowie Backsteine

und Dachpfannen (Typ Mönch-Nonne) und Holzwaren prospektiert werden. Durch die hier nun vorgestellten Warenreste erlaubt uns das Studium der Ladung nicht nur einen detailgenauen Blick auf die Beschaffenheit dieser und Aussagen zur Beförderungsqualität, sondern auch, in vielleicht weitergehender Perspektive, eine Vorstellung zur Beförderungsquantität, insbesondere wenn wir einen Vergleich zu den Danziger Pfahlbüchern anstellen wollen. In diesen ist ja ganz genau die Art der Beladung derartiger Schiffe nachzuweisen, insbesondere die wiederkehrende Art und Menge der beförderten Warengruppen. Klar liegt die Stärke der archäologischen Betrachtung auf der mikrokosmischen Analyse und nicht auf der Quantität und Art der Herstellung und Beladung, die sich nach Meinung von Eike Lehmann besonders durch Einzug eines festen Decks bei dieser Art von Schiffen wohl geändert haben mag und eine der offenen Forschungsfragen bei dieser Art von Rumpfformen im Vergleich zu den koggenartigen Gefäßen darstellt. Schade ist, dass nicht auch ein dezidierter Blick in Richtung Stauung gerichtet ist. So bleibt es zukünftiger Forschung vorbehalten, einen Bezug zu der von Friedrich Techen unternommenen Grundlagenstudie zum Böttcherwesen und seiner Veränderungen in diesem Säkulum, resp. der technologischen Seite herzustellen, wie sie in hervorragender Weise über die hansische Versandlogistik von Rudolf Holbach 2005, aber auch in spezifischer, auf die in Greifswald aufgefundenen Fässer gleicher Zeitstellung von Fabian Robben vorgelegt wurden. Damit könnten wir weitergehende Perspektiven hinsichtlich Tara, Fassmarken, Volumengenauigkeit und Eichverfahren einnehmen. Zumindest über die Inhaltsgröße der Fässer werden wir durch Vff. unterrichtet, die im Mittel von 80 Liter in dem des Kupferschiffes aus der Danziger Bucht lag. Einen Querverweis auf das erwähnte Pfahlbuch und detaillierte Betrachtungen zur Metrologie des Schiffes sucht man daher vergebens. Dennoch ist erstaunlich, wie viel Vff. – alles ausgewiesene Experten ihres Faches – auch anhand naturwissenschaftlicher Tests herausfanden, bspw. über die im Mittelmaß ca. 45 cm im Durchmesser und 11 kg schweren Reißscheiben aus Kupfer, die wir ja auch sehr gut bei Georg Agricola in seiner „De Re Metallica“ beschrieben wissen. Hierauf wird auch im Text Bezug genommen. Um ein Beispiel zu geben, welche hoch entwickelte Technik bei derart spezifischer Untersuchung derzeit zum Einsatz kommen kann, sei auf die hier verwendete Energy-dispersive X-ray spektroskopie, oft abgekürzt EDS, verwiesen. Durch derartige Techniken lässt sich auch auf die Provenienz schließen, die ja im hansischen Kontext auf Danzig bezogen oft mit ungarischen Kupferminen in Zusammenhang steht. Die Slowakei als höchst wahrscheinlicher Ort der Herkunft des Kupferderivats verweist zumindest auf diese von Danzig aus südgehende Handelsstraße. Interessanterweise korrelieren die chemischen Bestandteile nicht mit denen anderer Reißscheiben aus den w. o. bezeichneten

Wracks. Dass man in dieser Zeit des hansischen Handels zwar schon eine Bemühung zur Normierung von Waren erkennt – und dieses Wrack ist ein gutes Beispiel hierfür – diese sich aber nicht durchweg abzeichnen, ist auch anhand der fast 70 cm großen Kupferscheibe zu erkennen, die dann auch mit genau 56,6 kg gegenüber den anderen 11 kg schweren zu Buche schlägt. Das sind gerade für die Schifffahrtsverhältnisse des 15. Jh.s „schwerwiegende“ Erkenntnisse, denn Standardisierung vereinfachte nicht nur den Handel, sondern auch die Schiffssicherheit. Nur eine gut zu verstauende, weil in ihren Abmaßen vereinheitlichte Warengruppe, erlaubt den Stauern, eine gute, zeitlich vorzuberechnende Arbeit zu verrichten. Nur eine vereinheitlichte Warengruppe erlaubt die Vorproduktion von Warenbehältnissen, alles andere bedeutet eine gefährliche Sonderladung und solch eine könnte bei widrigen Seeverhältnissen auch dem bei Skaftö gescheiterten Segler zum Verhängnis geworden sein. Man versuchte, sich auf derartige Seeverhältnisse einzustellen, wie an den zwei in unterschiedlichen Bereichen des Schiffes verstauten Typen von Kupferscheiben indirekt ablesbar wird, denn diese wurden nicht lose mit sich geführt, sondern ebenso wie andere Waren in Fässern verstaut und transportiert. Der in einer Packmenge von 80 Litern mitgeführte Teer, welchen wir auch beim Kupferwrack nachweisen, wurde ebenso in Fässern transportiert und fand sich ausschließlich im achterlichen Bereich, wo sie horizontal zur Schiffslängsrichtung gestaut wurden und sich damit wahrscheinlich organisch der Schiffsförm anpassten.

Ähnliches trifft auch auf den in Fässern zumeist in einer geschätzten Menge von 90 Litern transportierten Kalk zu. Derartige Fässer wogen dann schon mal mehr als 300 Kilo und waren von einer einzelnen Person und erst recht bei Seegang nicht mehr zu kontrollieren. Gebrannter Kalk – in diesem Falle kam er den untersuchten Muschelfragmenten der Art *Brachiopoda* nach wohl aus Gotland – ist eine besondere Ladung, da er besonders hydrophil ist und schnell das doppelte an Gewicht bei Durchfeuchtung durch falsche, bspw. zu nah am Bilgewater gewählter Lagerung erlangen kann, neben der Tatsache, dass der Empfänger wahrscheinlich keinen Kalkstein orderte. Solche wider Erwarten veränderten Ladungsverhältnisse können ebenso dem Schiff zum Verhängnis werden, wenn sich die Ladungsmenge während der Überfahrt erhöht. Auch das sind Betrachtungen, die in Richtung Metrologie und Stauung in Zukunft führen können, auch in Korrelation zu den anderen, bereits w. o. erwähnten Wracks.

Mitschiffs oberhalb des Mastfußes entdeckte das Team um Staffan von Arbin kreuzweise gestapelte, eichene „planks and boards“, wo sie den Zwischenraum füllten. Einige lagerten in ebensolcher Weise auf den Kalkfässern. Wir erfahren hier leider nicht genau, wie das Team Planken von Brettern unterscheidet, wenn wir die englische Sprache hier einmal, auch

hermeneutisch unberücksichtigt lassen und uns auf die Handelsspezifika konzentrieren wollen. In jedem Falle unterscheiden die Autoren zwei Gruppen dieser prospektierten Hölzer: Gruppe 1 mit einer Originallänge von 85 cm und einer Breite von 15–17 cm und Stärke von 2 cm und Gruppe 2 mit einer Länge von 1.37 m, 23–30 cm Breite und 3–6 cm Stärke. Interessanterweise unterscheiden sich die Schiffshölzer zu den hölzernen Ladungsresten nur unwesentlich in ihrer Datierung, für die Aoife Daly einen ungefähren Fälldatum-Zeitraum zwischen 1430 und 1450 angibt.

Interessant ist auch der Ort, an dem die roten Back- und Dachsteine gefunden wurden, der darauf hindeutet, dass der Lagerplatz im Schiff sich vielleicht auf dem Hauptdeck befand, was möglicherweise zur Instabilität des Schiffes beitrug oder aber „high up in the hold“ (114) was ebenso undenkbar ist, da alle beweglichen Teile, die zur Vertrimmung des Seglers führen können, möglichst so tief wie möglich, sozusagen am Beginn der Krängungsachse, zu lagern sind – und Stauer waren schon im 15. Jh. eine Berufsbezeichnung mit entsprechender Expertise. Im Beitrag wird auch diskutiert, ob die Backsteine vielleicht auch zur Auskleidung einer Kochstelle gehörten, wie wir sie auch vom 2009 entdeckten, nur ca. 20–30 Jahre jüngeren Wrack aus der IJssel her kennen. Fest installierte Kochstellen sind auf koggenartigen Fahrzeugen bislang nicht nachgewiesen.

Im Zusammenhang von vier dendrochronologisch untersuchten Fässern aus der Grabung des Jahres 2021 des schon in den 1970er Jahren entdeckten Flaggschiffes König Hans GRIBSHUNDEN, bietet nun der Aufsatz von Anton Hanson et al. im Vergleich zu dem des Autorenkollektivs um Staffan von Arbin neben vielen Details zur Dendrochronologie im Allgemeinen und Speziellen auch einen mehr generellen Zugang zu dieser Art von Seeverpackung. Vff. benennen gleich vorab die Bedeutung ihrer Studie, denn ganz im Gegenteil zu den im Mittelmeerraum verbreiteten Amphoren sind Fässer als Seeverpackung bislang kaum erforscht und auch nicht so häufig nachgewiesen. Das liegt wohl auch an dem begrenzten Nutzungszeitraum von oft nur zwei Jahren, bei denen die Fässer dieses Königsschiffes wohl auch keine Ausnahme bilden. Damit kann die dendrochronologische Untersuchung von Fässern den genauen Untergangszeitraum noch exakter bestimmen. Alle Fässer wurden aus radial gespaltenen Dauben geböttchert. Dauben, die auch schon im 15. Jh. zwei Jahre getrocknet werden mussten, bevor man sie zum Fass fügte. Ihre Unterschiedlichkeit in der Stärke lässt wohl auch auf die unterschiedlichen Füllinhalte schließen. Vff. kommen zu dem Schluss, dass die Fässer mindestens zwei Jahre im Gebrauch waren und sich ihrer Füllmenge nach in zwei Typen einteilen lassen. Wie Vff. bei ihrer Volumenbestimmung der drei ersten Fässer – das Erste fasste 94, das Zweite 99 Liter, und das Dritte nur 43 Liter – allerdings von „roughly estimate“ kommen, dürfte man nur

als Understatement werten, denn viel genauer lassen sich Fassinhalte wohl kaum bestimmen. Die größeren GRIBSHUNDEN-Fässer waren damit nur ca. 10 Liter größer als die des SKAFTÖ-Wracks und lagen im Mittel wie die auf dem Kupferwrack nachgewiesenen, die zwischen 69–99 Liter fassten. Bei der geringen Zahl prospektierter Fässer kann man nur begrenzt von einer nachzuweisenden Standardisierung sprechen, wenn auch eine Tendenz in diese Richtung auch hier erkennbar wird. Für Vff. bleibt die Frage offen, wie weit auch der skandinavische Seehandel von dieser Vereinheitlichung betroffen war. Ihre sozialdeterminierten Betrachtungen zum Böttcherhandwerk, die insbesondere auf die englischen Verfertigungen eingehen, lassen hier ebenso auch Vergleiche zu den von Friedrich Techen ermittelten Ergebnissen zu, zumal Fässer Massenproduktion waren, wie auch dieser schon feststellte, sie aber dennoch im 15. Jh. so unterschiedlich in ihrem Volumen ausfielen. Ihre Volumenbestimmung verweist auf Vergleiche von Fässern englischer Provenienz, wobei es zu Ohm, Anker und Biertonne gerade durch den Doyen der hansischen Maßkunde Harald Witthöft, bspw. in seinem Werk mit Heinz Ziegler zu „Studien zum Umgang mit Zahl, Maß und Gewicht in Nordeuropa seit dem hohen Mittelalter“ (1997), bei der das hansische Maß für ein Ohm 144 Liter angegeben wurde, auch Betrachtungen zu den ostseeischen und in dieser Zeit vorrangig noch hansischen Wirtschaftswesen gibt und man dieses hier unbedingt mit einbeziehen muss. M.-J. Sp.

In einer kurzen wissenschaftlichen Note präsentiert uns Staffan von Arbin in *The Recent Find of a Cog of ca. 1240 in the Fjällbacka Archipelago, Western Sweden: A Preliminary Report* (Onlineversion des International Journal of Nautical Archaeology, 2023) den neunten, als „Kogge“ oder „koggenartig“ identifizierten Fund an schwedischer Küste und in seiner Datierung dazu noch den ältesten. Es ist damit ein Wrackrest aus der Hochzeit des sog. „Einheits-schiffes“ des hansischen Wirtschaftswesens, dessen Anzahl nun schon fast die 40er Marke überschreitet. Damit sind nicht nur und interessanterweise viele dieser Koggen an der Westküste Schwedens prospektiert worden und nicht in der Ostsee, viele sind wohl auch an skandinavischer Küste gebaut worden, wie wir w. u. im Beitrag von Johan Rönby und Charlotte Björdal feststellen werden. Dass man in der Prospektion dieser für die Hanseforschung wichtigen Relikte an der Westküste so erfolgreich ist, darf und muss man wohl auch den Aktivitäten Vf.s zuschreiben, der Hinweisen zu Wrackresten seit vielen Jahren konsequent und mit hohem wissenschaftlichen Anspruch nachgeht. Das Wrack liegt in einem Hafenbassin in nur 2 m tiefem Wasser und ist bis auf wenige intakte Konstruktionszusammenhänge der kraweel gefügten Bodenschale, die dazu noch durch die Bohrmuschel durchfressen ist, nahezu komplett zerstört. Einige Deckplanken und Deckstützen liegen auf

dem Schiffsboden auf. Wie viel im Sediment noch vorhanden ist, verbleibt im gegenwärtigen Stand der Untersuchung unklar. Eine richtige Grabung bzw. Abbergung der Hölzer erfolgte bislang nicht. Im Vergleich der Dimensionen der Schiffshölzer wird die Originallänge des Schiffes durch Vf. auf 18–20 m Länge geschätzt. Die dendrochronologische Untersuchung von Aoife Daly, insbesondere der Planken, ergab ein Fälldatum zwischen 1233 und 1240 und bestätigt somit auch zeitlich, dass dieses Wrack zu der Bauart gehören könnte, die wir uns auch im Bremer Wrack von 1360 vergegenwärtigen. Dieser Eindruck wird durch die Untersuchung der Moosreste, die als Kalfatmaterial durch sogenannte Sintel, und – wie in diesen Wracks üblich – in Nutzung von Kalfatleisten gehalten werden, verstärkt. Aus der im Schiffesrest aufgefundenen Grauwarenkeramik, die vorrangig im Umkreis von Bremen produziert wurde, schließt Vf., dass dieses Wrack auch in der Nordseeregion entstand und wohl auch vorrangig dort operierte.

M.-J. Sp.

Einen Einblick in die konstruktiven Zusammenhänge einer Kogge ähnlicher Zeitstellung, genauer zwischen 1245–1251 datierend, bietet uns die Revision eines schon 1995 auf einem gotländischen Golfplatz und ehemals verlandeten Hafen bei Kronholm entdeckten Wracks, das uns Johan Rönny und Charlotte Björdal in ihrer Projektpublikation unter dem schwedischen Titel *Kronholmskoggen. Marinarkeologiska undersökningar: L1975:6999 Västergarn Kronholmen 1:3, Gotland (Västergarn RAA-Nr 116)* (Stockholm 2023, Södertörns högskola, 66 S.) vorstellen. Das Schiff war ca. 15 m lang und 4,5–5 m breit und mit Holz aus Kalmar und Gotland gebaut, d. h. es wurde auch dort gezimmert. Neben vier Plankengängen und einigen Bodenwrangen, dem Kiel und dem Kielschwein hat sich nicht viel erhalten und diese Hölzer sind seit der letzten Prospektion vor fast 30 Jahren arg durch Pilze und Bakterien in Mitleidenschaft gezogen worden. Wracks einfach wieder abzudecken, wenn sie schon einmal freier Luft ausgesetzt waren, ist vielleicht auch nicht immer die beste Lösung – so scheint es in diesem Falle zumindest. Diese konstruktiven Überreste weisen das Schiff ebenfalls als ein Wrack der Bremer Bauart (s. vorherige Besprechung) aus oder wie es Timm Weski seinerzeit in Differenzierung von unterschiedlichen Koggenbautraditionen als Ijsselmeertyp klassifizierte. Es sei hier noch einmal ausdrücklich betont, denn eine wesentliche Erkenntnis geht mit diesen wieder aufgenommenen Untersuchungen, besonders mit der dendrochronologischen Datierung, einher: Mag man das nun im Deutschen Schiffahrtsmuseum ausgestellte Wrack so oder so bezeichnen, Schiffe dieser speziellen Bauart, also mit kraweel beplanktem Boden, wurden in der Hochzeit der Hanse also auch im Ostseeraum gebaut, sogar im so wichtigen hansischen Handelsstandort Gotland!

M.-J. Sp.

Einen weiteren wichtigen Beitrag leistet Staffan von Arbin in Co-Autorenschaft mit Kay Douglas Smith und Tobias B. Skowronek in seiner Veröffentlichung *The Marstrand Cannon: The earliest evidence of shipboard artillery in Europe?* (The Mariner's Mirror, Vol. 109, Issue 3, 2023, 260–282) auch zur frühen Schiffsbewaffnung, denn nach der Radiokarbondatierung der Tuchreste einer Kartusche ging die Kanone im Zeitraum von 1285–1399 verloren. Das Stück wurde bereits 2001 vor Marstrand durch einen Hobbytaucher gefunden und 2003 das erste Mal tiefgehender, auch unter Zuhilfenahme geochemischer Untersuchungen, analysiert. Nach über 20 Jahren liegen nun die Ergebnisse vor, die das Stück durch die Vf. als „one of the oldest securely dated pieces of artillery ever found“ beschreiben. Das Stück war proviantiert, was Vf. als Grund dafür sehen, dass sie tatsächlich als Schiffsbewaffnung eingesetzt war. Ein kleineres Fahrzeug mag sie aber auch von einer Feste zur nächsten befördert haben, denn man hat Kupferstücke geladen transportiert, damit der Kupferfraß, insbesondere bei Orten in der Nähe von Seewasser, nicht die Innenwandung angreift.

Die Kanonenbronze weist, gegenüber sonst herkömmlichen Werten späterer Stücke schon etablierter Waffenschmieden, erstaunlich wenig Zinn auf. Auch der hohe Wert an Blei ist ungewöhnlich und lässt uns das Stück eher mit römischen Statuen vergleichen, als mit späteren Kanonenbronzen, wie Vf. herausstellen. Dass das allgemein nicht ungewöhnlich ist, darauf hätte ein Vergleich zu den Arbeiten von Josef Riederer in Hinsicht der Analyse von Geschützbronzen, resp. seine Arbeiten von 1972, besonders über die Zusammensetzung der Geschützbronzen des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien verwiesen, denn Blei ließ sich in der früheren Phase der Fertigung von Geschützbronzen aus der Kanonenspeise noch nicht entfernen, wie auch die Zusätze während der Schmelze eher auf alchemistischen Traditionen und weniger auf wirkliche Expertise in Hinsicht der mengenmäßigen Verteilung metallischer Komponenten fußte. Interessant wäre in Zukunft die Verteilung dieser im Rohr, resp. Kupfer, Zinn und Blei zu erfahren. Auch Informationen über evtl. Unterschiede in der Wandungsstärke wären instruktiv, die uns dann darüber unterrichten könnten, ob das Stück senkrecht oder waagrecht gegossen wurde, so wie es Aufheimer in seinem Standardwerk beschreibt (s. dazu auch Springmann, Waffen- und Kostümkunde, 2018, 1–38). Genauso interessant wäre in zukünftiger Hinsicht noch einmal die genauere Untersuchung des 1,7 mm großen Zündloches am Ende der Pulverkammer. Paul Schmalenbach weist ja schon bei Geschützen von 1411 sog. Stahlfutter als Einlage bei bronzenen Stücken aus, damit die Zündlöcher bei dem weichen Material nicht ausbrannten. Man könnte mit dem Studium dieses Zündloches evtl. herausfinden, wie oft das Rohr tatsächlich abgefeuert wurde oder ob es vielleicht gar Prestigezwecken bei sog. Vorführungen diente, die wir auch

in früherer Zeit über Büchsenmacher nachweisen. Neben dem Verweis auf archäologische Vergleichsstücke, z. B. aus dem Zeebrugge Wrack im Aufsatz, wäre in jedem Falle in Hinsicht Formenfindung dieses so wichtigen Säkulums auch ein Blick auf das im Besitz des Deutschen Historischen Museums Berlin befindlichen, auf einer beräderten Lafette ruhenden bronzenen Stücks zu richten, das Fritze und Krause auf 1460, Goetz aber auf 1470 datierte, zumal sich weltweit wohl nur eine Handvoll materieller Reste dieser frühen Feuerwaffen finden lassen und diese in der Regel Legstücke waren. Es wird von Ersteren explizit als „Schiffsgeschütz“ betitelt.

Die Analyse der Kupferzusammensetzung deutet auf die Herkunft aus dem ehemaligen Neusohl, heute Banská Bystrica, Slowakei, was natürlich nicht auf den Ort der Kanonenschmiede verweist. Sog. Garlinge als Rohkupfer wurden überall in Europa transportiert. Zum Beispiel deutet das Wrack von Wittenburg aus der Elbe darauf.

Vff. weisen im Anschluss der interessanten, naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf die schriftlichen und materiellen Analogien zum Fund hin, die für meine Auffassung zu breit und zu sehr auf die englischen Quellen und Auffassungen ausgerichtet sind und insbesondere auf de Vries und Norris beruhen. Die vielfältigen hansischen Quellen und deutschsprachige Literatur auch zur frühen Fertigung und dem Nutzen bronzenen Geschütze blieben en gros unberücksichtigt. Das ist ein Desiderat, zumal Vff. selbst über die Zeitstellung ihres Fundes von einer „extremely poorly researched area“ sprechen. Die waffenkundlichen Expertisen des Deutschen Ordens, die sich insbesondere aufgrund seiner Verbindungen nach Italien als Entwicklungszentrum speziell von bronzenen Feuerwaffen herleiten, wie sie uns Morin in seinen vielfältigen Studien ins Blickfeld rückt und von Heinrich Müller in seiner Präsentation von bronzenen Geschützrohren von 1400–1700 aufgezeigt werden, könnte ebenso wie die Arbeit von Dorothea Goetze zu Anfängen der Artillerie und natürlich das Grundlagenwerk von Aufheimer über die Schiffsbewaffnung von den Anfängen bis ins 19. Jh. noch einmal einen deziiderteren Blick auch auf die Nutzung dieser frühen Waffe in weitergehender Untersuchung geben. So könnte man der Arbeit die von Ian Friel und auch die von Andreas Kammler über das hansische Ausliegerwesen an die Seite stellen, insbesondere in Hinsicht der Verwendung von Feuerwaffen auf Hanseschiffen, auch wenn es dem Autorenkollektiv um von Arbin – die Seitenbegrenzung in diesem Journal natürlich vor Augen – ja erstmal vordergründig um eine Vorstellung der Kanone ging. Aber gerade die Note von Richard Barker gegen die Auffassungen von Guilmartin von 1974 gerichtet, zeigen die z. T. kontroversen Auffassungen über die frühe Bewaffnung und ihren Einsatz auf Schiffen auf. Es ist die Frage, was „shipboard artillery“, von der Vff. hier nun berichten, tatsächlich meint. Zwar weist Kammler in seiner wichtigen

Arbeit über das 15. Jh. nach, dass man mit Feuerwaffen tatsächlich schon die „Rippe“ eines Schiffes zerschossen hat, aber man darf trotz aller gegenteiligen Auffassungen wohl davon ausgehen, dass frühe Geschütze, zumeist oder wohl in der Mehrzahl Hinterlader, wegen ihrer geringen Durchschlagskraft sich ausschließlich gegen die gegnerische Besatzung und nicht gegen das Schiff richtete. Da macht die Marsstrand Kanone mit einer ca. 20 cm Länge des Laufes als Vorderlader, der sich von 18,5 cm bis auf 14,5 cm im Querschnitt verjüngt, wohl keine Ausnahme, wenn man auch in Verwendung größerer Stücke, als Art Bombarde, zumindest im Übergang zum 16. Jh. versuchte, bauliche Strukturen an Land zu schädigen. Dafür wurden derartige Stücke wie die Marstrand Kanone auf geruderten Fahrzeugen in einer Art Vorderstevenerverlängerung positioniert, wie wir sie in den Holzschnittzeichnungen des *Weißkunich* aber auch im *Trostspiegel* erkennen. Aus dem Mittelmeer sind uns Berichte schon aus den Byzantinischen Kriegen bekannt und insbesondere die Zeichnungen aus dem Codex Skylitzes Matritensis zeigen uns auf, dass derartige frühe „Feuerwaffen“ auch eher als Brandwerfer eingesetzt wurden, um das gegnerische Schiff in Brand zu setzen. Auch das wäre eine Nutzungsvariante der Marstrandkanone, doch dann müsste der Tuchrest nicht wirklich als Kartusche im herkömmlichen Sprach- und Nutzungsgebrauch zur Beförderung eines Projektils zu verstehen sein, sondern als Brandsatz und die Interpretation würde von der Illustration des im Aufsatz erwähnten Milimete Manuskripts abweichen. In Ergänzung der bildlichen Nachweise dieser frühen Kanone sollte man auf jeden Fall in Hinsicht Schiffsbewaffnung noch einen Blick auf die Illustration „Die Ankunft des Rollo“, datierend im Zeitraum von 1475–1485 werfen. Auch die Darstellung aus der Münchner Handschrift 1390–1400 wäre instruktiv. Kanonen dürfte man in dieser frühen Phase in genereller Hinsicht auch durchaus als Schreckwaffe verstehen, interessanterweise eher von Handelsschiffen gegen Piraten gerichtet, als vice versa. Doch solche Schreckwaffen waren mit Sicherheit nicht usuell und damit auf die Datierungszeit der Waffe bezogen, auf Schiffen mit großer Sicherheit noch die absolute Ausnahme und dann wohl eher auf Königsschiffen oder städtischen Ausliegern im Einsatz, und wurden dem Prinzip der Partenreederei folgend vermutlich nicht auf einfachen Handelsschiffen mit sich geführt. Wahrscheinlicher ist, dass die Kanone nur transportiert worden ist und vielleicht durch Seeunfall oder Verlustiggehen des Schiffes und nicht während eines Einsatzes ins Meer gelangte. Der Fund und dieser wichtige Aufsatz setzen alle Kontroversen zur frühen Schiffsbewaffnung mit Sicherheit wieder neu auf die Tagesordnung. *M.-J. Sp.*

Auf einen Weg zurück zu den oft schon besprochenen Bauplänen der Sammlung Storck im Schiffahrtsmuseum Amsterdam nimmt uns Ab Hoving in

seiner Schrift *Retour sur une collection de plans de navires néerlandais du XVIIe siècle* (in: *Neptunia* 310, 2023, 50–60). Er geht den innewohnenden Bauprinzipien holländischer Schiffe nach, wie sie Erik Rieth in seiner Dissertation für den französischen, Ulrich Alertz für den italienischen und Richard Barker für den englischen Schiffbau sowie Horst Nowacki im Allgemeinen nachzeichnet. Prinzipien, die selbst in freier Bauart – also ganz ohne Mallen, wie sie insbesondere im holländischen Schiffbau üblich waren – zu einer vorherbestimmten Form führen. Insofern nimmt er uns quasi mit auf einer Tour de generale von einer *geometrice instinctive*, wie er sie nach Jean Boudriot bezeichnet, hin zum formbestimmenden Schiffbau unter Zuhilfenahme der italienischen *mezza luna* oder der französischen *Maitre-Gabarit*. Dabei begegnen wir altvertrauten Revolutionären des hölzernen Schiffbaus, wie den Engländern Jean Deane und Samuel Pepys. Besonders Letzterer sorgte als ehemaliger Sekretär des englischen Navy Bord für die Hinterlassenschaft einer besonderen Sammlung von Konstruktionszeichnungen aus der Frühzeit des formbestimmenden Bauens, resp. des 16. Jh.s. Damit wird uns auch die Wandlung einer Profession bewusst, nämlich die vom leitenden Schiffbauer hin zum Schiffbaukonstrukteur, der selbst am Fertigungsprozess kaum noch Anteil nimmt. Dieser Wandlung dürften wir in Ansätzen schon zum Ende des 15. Jh.s auch im hansischen Schiffbau auf die Spur kommen. Vf. versucht nun diese frühen Konstruktionshilfen am Bau holländischer Schiffe nachzuvollziehen. Als Witsen-Spezialist verlässt er sich dabei auf seine Kenntnisse über die in letzter Zeit nicht ganz unkritisch besprochenen Theorien dieses Universalgelehrten, den er selbst in einschlägigen Publikationen immer auch mit kritischer Distanz begleitete. Seine Revue zielt dabei in beispielhafter, komprimierter Weise vor dem Hintergrund der Besprechung konkreter Schiffstypen und ihrer Konstruktion ab, so einer Pinas, als auch den Konstruktionsprinzipien eines sog. Wijdschip. Insgesamt dürfte dieser Beitrag v. a. jenen Schiffbauinteressierten zu einem gut strukturierten Überblick verhelfen, die sich nicht gleich in dieses komplizierte Fach frühen formbestimmenden Schiffbaus tiefgehender einlesen wollen. Das macht allerdings dieser Beitrag auch nicht einfacher, denn weiterführende Literatur und eine tiefergehende Referenzierung bietet Vf.s komprimierter Einblick leider nicht. *M.-J. Sp.*

Bücher zur Geschichte des Schiffbaus üben eine gewisse Faszination aus – gleichzeitig damit, dass sie häufig auch etwas „nerdiges“ an sich haben. Ersteres kann man für den Band *Skibe og Søfart i Danmarks oldtid*, hg. von Morten Ravn (Aarhus 2022, Turbine, 154 S., 101 Bilder u. zahlr. Kt.), ganz und gar bestätigen – Letzteres absolut nicht. Vf., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Vikingeskibsmuseet in Roskilde und ausgewiesener Experte zur wikingerzeitlichen Schiffahrt, hat es mit dem vorliegenden Band in

vorbildlicher Weise geschafft, ein Stück dänische Geschichte zwischen der Stein- und Wikingerzeit wirklich anschaulich zu machen.

In vier chronologisch geordneten Kapiteln (Steinzeit, 12–29, Bronzezeit, 30–47, Eisenzeit, 48–75 und Wikingerzeit, 78–139) beschreibt Vf. nicht nur die schiffstechnischen Entwicklungen vom Einbaum über bespannte Boote bis hin zu klinkerbeplankten Schiffen, sondern bindet die Entwicklungen auch in die klimatisch-geografischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten ein. Hierbei gelingt es dem Vf. u. a. durch informative Zeichnungen, schiffsbautechnische Fachbegriffe und Entwicklungen auch einem ungeübten Leser gut zu vermitteln, zumal eine ansprechende Bebilderung und zahlreiche systematisch im Text verteilte Karten einen guten Eindruck der dargestellten Sachverhalte wiedergeben.

Inhaltlich balanciert der Text zwischen Wissenschaft und Vermittlung, wobei er, der Intention der vom Turbine-Verlag initiierten Reihe entsprechend, einen höheren Wert auf die Vermittlung legt. Dem Text ist aber das umfassende Hintergrundwissen des Vf.s anzumerken, auch wenn er nicht immer und überall auf dem neuesten Stand der Forschung ist.

Wer ein einführendes Werk in die nordeuropäische Seefahrtsgeschichte im Kontext der europäischen Wirtschaftsgeschichte der vorhansischen Zeit benötigt, dem sei dieser Band wärmstens empfohlen. Er vermittelt auf anschauliche Weise die wichtigsten Grundzüge einer Entwicklung, die als Grundvoraussetzung des späteren hansischen Seehandels gesehen werden kann. Es ist daher mit Spannung darauf zu warten, ob der vom Verlag angekündigte Band zum mittelalterlichen Schiffbau dasselbe Niveau halten kann. Die Schwelle ist sehr hoch gelegt. *C. J.*

Hedwig Brüchert (Hg.), Mainz – Stadt am Strom. Katalog zur Sonderausstellung im Stadthistorischen Museum Mainz 30. April 2022 bis 30. April 2023 (Schriftenreihe des Stadthistorischen Museums Mainz 15, 2022, 175 S.). – Die Geschichte benachbarter Wirtschaftsräume besitzt ihre unzweifelhafte Relevanz für die hansische Historiografie, was auch für die heutige rheinland-pfälzische Landeshauptstadt Mainz gilt. Deren auf die Römerzeit zurückgehende Geschichte äußert sich in der überragenden Funktion als bedeutender Rheinhafen und Handelsplatz mit unzähligen Verbindungen rheinauf- und abwärts sowie in das benachbarte Maingebiet hinein. Anzuzeigender Ausstellungskatalog enthält 21 Aufsätze zu vielfältigen Aspekten über Mainz als Flusshafen. Historisch spannt sich der Bogen selbstverständlich von der Römerzeit bis in die Gegenwart, thematisch von Hafen, Handel und Schifffahrt bis hin zu baulichen, kultur- und sozialgeschichtlichen sowie ökologischen Fragen. Es bedeutet eine erstaunliche wie höchst aner kennenswerte Leistung der Redaktion, eine derart hochkomplexe Thematik materialreich, anschaulich und

damit lesbar sowie äußerlich gut gestaltet auf einem vergleichsweise engen Raum kompakt unterzubringen. Für die hansische Forschung am wichtigsten ist der relativ umfangreiche Aufsatz des Mainzer Ordinarius Michael Matheus *Von friesischen Fernhändlern und Kranen in Mainz: Der Rhein als mittelalterliche Handelsroute* (39–72). Christian Ostersehlte

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Fritz Wochnik, *Die Giebelgestaltung im Sakralbau der norddeutschen Backsteinarchitektur* (Kiel 2020, Verlag Ludwig, 391 S., 137 s/w-Abb.). – Um es gleich vorwegzunehmen: Der Titel lässt eine umfassende Darstellung der Giebelgestaltung norddeutscher Sakralarchitektur vermuten – dies ist jedoch nicht der Fall: Räumlich konzentrieren sich die Ausführungen auf Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und das Ordensland. Der zeitliche Rahmen beginnt mit den ersten Zeugnissen dortiger Backsteinarchitektur in der Mitte des 12. Jh.s – etwa in Jerichow – und reicht bis zur Mitte des 16. Jh.s. Die Bauten des übrigen norddeutschen Raums von der Ems bis zur Elbe werden nicht berücksichtigt. Wer die Vielzahl der untersuchten Giebel bedenkt, wird Verständnis für eine räumliche und zeitliche Begrenzung haben. Allerdings ist die Begründung für diese, man denke bei norddeutscher Backsteinarchitektur v. a. an die Bauten des untersuchten Raums, wohl eher dem persönlichen Interesse des Vf.s geschuldet. Auch dem Umstand, dass er Lübeck in der Einleitung zu Mecklenburg zählt, muss widersprochen werden. Diese Anmerkungen vorweggenommen, beeindruckt die Arbeit durch die Fülle der berücksichtigten Objekte. Insgesamt 543 romanische und gotische Giebel wurden in die Untersuchung einbezogen und die wichtigsten auf s/w-Abb. im Anhang wiedergegeben. Bei den Bauten handelt es sich um Dorfkirchen, städtische Pfarrkirchen, Klosterkirchen und -nebengebäude. Entsprechend unterschiedlich sind das Gestaltungsniveau und der Aufwand der Architekturen – vom grob gestalteten Giebel einer Dorfkirche in Stolzenhagen bis zu den fein und kunstvoll gearbeiteten Maßwerkgiebeln in Prenzlau oder Brandenburg/Havel.

Vf. ordnet die Objekte in drei zeitliche Abschnitte: *Die Zeit der Askanier, Die Zeit der Wittelsbacher und der Luxemburger, Die Zeit der Hohenzollern*. Damit suggerieren die Überschriften eine politische Einheitlichkeit, die nicht gegeben war. Auch besaßen die genannten Dynastien allenfalls einen sehr indirekten Einfluss auf die Gestaltung von Giebeln. Diese genannten Zeitabschnitte werden jeweils wiederum nach regionalen Gesichtspunkten unterteilt: brandenburgische, mecklenburgische, pommersche und ordens-

ländische Giebel. In dieser Untergliederung nehmen die Beschreibungen und Erläuterungen zu einzelnen Giebeln den Hauptteil des Werkes ein. Es werden die formalen Besonderheiten und – soweit erforderlich – die lokalen oder regionalen, politischen Rahmenbedingungen der Giebelbauten dargestellt. Zu jedem Giebel wird zudem im Text bzw. in einer Tabelle im Anhang auf der Basis von Fachpublikationen ein Hinweis zur Datierung gegeben, etwa 1249 erwähnt, um 1240 begonnen oder 13. Jh.

Die Essenz dieser Arbeit findet sich im Kapitel 6, in dem Vf. auf 40 Seiten die Verknüpfungen und Verbindungen der Giebelgestaltungen im Untersuchungsraum aufzeigt und dabei auch auf Bezüge und Einflüsse von außerhalb, etwa aus Italien, Dänemark oder Frankreich eingeht. Regional und zeitlich differenziert werden stilistische Entwicklungen herausgearbeitet. Es wird deutlich, wo typische Formenelemente wie Wimpergschilde, Blendrosetten oder Maßwerkbblenden erstmals auftauchten und wie sie sich verbreiteten.

Kapitel 7 beschäftigt sich mit einem weiteren wichtigen Aspekt der Giebelgestaltung: der Farbigkeit. Diese konnte durch unterschiedliche farbige Steine, etwa rote oder gelbe, aber auch durch Glasuren hergestellt werden. Zudem war die Kombination von Putz- und Ziegelflächen ein häufig verwendetes Gestaltungselement. Zudem weist Vf. darauf hin, dass verschiedene heute steinsichtige Bauten bzw. Bauteile geschlämmt oder verputzt und anschließend mit Farbe bemalt waren.

Die vorliegende Untersuchung ist verdienstvoll, weil sie einen guten Überblick über die stilistischen Entwicklungen der mittelalterlichen Giebelarchitekturen im Untersuchungsraum gibt. Die Ausführungen beschränken sich auf formale Aspekte und die Farbigkeit. Architekturtheoretische Hintergründe, etwa der Architektur der Zisterzienser oder der Bettelorden, bleiben unberücksichtigt. Von Nachteil ist, dass das Verzeichnis der behandelten Bauten nur das Kapitel angibt, nicht die Seiten, was eine Suche recht mühsam gestaltet. Auf ein Glossar wurde verzichtet. Dies, die Detailliertheit der Ausführungen wie auch die Fülle der Objekte machen deutlich, dass sich dieses Buch nicht an interessierte Laien wendet, sondern an Architekturhistoriker*innen, Fachleute in Bauverwaltungen oder Denkmalschutzbehörden sowie an Bauleute, die sich mit mittelalterlichen Backsteingiebeln befassen. Diesen bietet das Buch eine Fülle an Informationen zu den Giebelarchitekturen im Untersuchungsraum. *Joachim P. Heisel*

Elmar Arnhold, *Mittelalterliche Metropole Braunschweig. Architektur und Stadtbaukunst vom 11. bis 15. Jahrhundert* (Braunschweig 2018, Appelhaus Verlag, 256 Seiten mit 370 s/w- und Farbabb.). – Aus einer mehr als 40 Jahre andauernden Randlage nahe der Zonengrenze befreit, ist Braunschweig heute wieder ein Bindeglied zwischen dem norddeutschen Tiefland und dem mitteldeutschen Raum. Die Region gilt zurzeit als die forschungsintensivste Europas.

Neben der Landeshauptstadt Hannover, Osnabrück und Oldenburg gehört Braunschweig zu den wenigen Großstädten Niedersachsens. Im Gegensatz zu diesen Zentren aber besaß Braunschweig den Status einer Metropole bereits im Mittelalter – neben dem benachbarten Magdeburg als einzige Großstadt im niederdeutschen Binnenland. Bis zu den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs konnte die Stadt zudem ihr weitgehend intaktes historisches Stadtbild bewahren. Dem gewachsenen Stadtkörper des 11. bis 15. Jh.s und der diesen prägenden Architektur gilt die Aufmerksamkeit des vorliegenden Bandes. Ohne Umschweife greift Vf. die Frage nach der Zielsetzung des Buches auf. Obwohl zahlreiche Publikationen über das mittelalterliche Braunschweig erschienen seien, fehle eine „zusammenfassende Beschreibung und Illustration der mittelalterlichen Architektur- und Stadtbaugeschichte in konzentrierter Form“. Diese Lücke gelte es zu schließen (6). Diesem nicht geringen Anspruch wird Vf. gerecht, so viel sei schon an dieser Stelle bemerkt. Und obwohl bereits 2018 erschienen, ist dieses Handbuch immer noch aktuell. Gänzlich uneitel und sympathisch wirkt auch, dass Vf. seine Darstellung den Menschen widmet, „die mit den Mitteln ihrer Zeit einzigartige Bauwerke schufen“ (9).

Der Band gliedert sich nach einer Einführung in den Themenkreis in sechs Kapitel, die in zahlreiche Unterkapitel unterteilt sind. Auf einen *Überblick zur Stadtgeschichte* folgen Ausführungen zur *Stadtbaugeschichte und Stadtgestalt* (12–65). Es schließt sich das mit mehr als 100 Seiten umfangreichste Kapitel an, das sich dem *Sakralbau der Stadt* widmet (66–173). Auf gut 60 Seiten werden dann der Komplex der in ihren wesentlichen Teilen historisch rekonstruierten Burg Dankwarderode, der ehemaligen Residenz Herzog Heinrichs des Löwen, sämtliche Rathäuser der fünf Weichbilder, das Gewandhaus und weitere *öffentliche Profanbauten* vorgestellt. Weitere knapp 40 Seiten sind dem *Wohnbau der Stadt* mit den ihn prägenden Fachwerkbauten und Steinwerken vorbehalten (202–239). Ein auf das Notwendige konzentrierter Anhang (Anmerkungen, Bibliografie, Bildnachweis, Glossar) schließt das Werk ab (240–255).

Das Buch versammelt eine Fülle von sorgfältig recherchierten Fakten, auf die hier nur punktuell eingegangen werden kann. Die konzentrierte Einführung in die Stadtgeschichte von den Anfängen im späten 8. Jh. bis zur Reformation klärt mehr als das Verhältnis der Kommune zu den Landesherren. Vergleichbar mit Lüneburg, das bereits im 16. Jh. seine weitgehende Selbstständigkeit verlor, konnte das spätmittelalterliche Braunschweig seine starke Stellung gegenüber den Braunschweiger Welfen bis 1671 bewahren, nachdem diese 1432 ihre Residenz endgültig in das benachbarte Wolfenbüttel verlegt hatten. Herausgegriffen seien nur zwei weitere Aspekte: Die besondere kirchenrechtliche Situation, die darin bestand, dass mitten durch das spätere Stadtgebiet entlang des Verlaufs der Oker die Grenze zwischen den Diözesen Halberstadt

und Hildesheim verlief – und die sozialen Verwerfungen, die sich mehrfach in Aufständen, den sog. „Schichten“ entluden.

Ausgehend vom Frühstadium der Siedlungsgeschichte in der zweiten Hälfte des 9. Jh.s entfaltet Vf. die Geschichte der Stadtwerdung. Erläutert werden die topografische Situation der Okerniederung mit ihren Höhenzügen, auf denen die Burg als erster befestigter Herrschaftssitz und die Kirchenbauten des 12./13. Jh.s entstanden, die Lage an Fernhandelsrouten, Okerübergang und an der Grenze von nieder- und mitteldeutschen Gehöftformen, die Bedeutung der beiden Siedlungszellen um den Kohlmarkt (9. Jh.) und das Quartier um St. Magni (um 1020/30 mit langem Straßenmarkt) mit ihren ersten Weichenstellungen zur Stadtwerdung in den 1030er Jahren. Während die Kirchenbauten des 11. Jh.s bereits aus lokal anstehendem Gestein errichtet wurden, waren die Wohnbauten – wie üblich – als hölzerne Pfostenhäuser ausgeführt. Im 12. Jh., der Zeit Heinrichs des Löwen, entwickelte sich das Weichbild der Altstadt links der Oker. Der ursprünglich ost-west-ausgerichtete Siedlungskern am Kohlmarkt ändert dabei seine Orientierung. Von Nord nach Süd gerichtete Parallelstraßen strukturierten nun den Grundriss der Teilstadt mit Altstadtmarkt und Pfarrkirche St. Martini im Zentrum. In der zweiten Hälfte des 12. Jh.s veranlasste Herzog Heinrich der Löwe den Ausbau seiner Residenz als Ensemble mit pfalzartiger Burg, Stiftskirche St. Blasius als welfischer Grablege und dem überregional bedeutenden Löwendenkmal im Zentrum als Signatur seines Machtanspruchs. Ebenfalls auf seine Initiative hin entstand nach 1160 die planmäßige Anlage des Weichbildes Hagen auf der rechten Okerseite. Wie die Altstadt Nord-Süd-orientiert, entwässerte der künstliche Wasserlauf des Wendengrabens die neue Teilstadt, durch welche die zuvor isolierte Burganlage ins Zentrum des sich nach und nach ausbildenden Stadtkörpers gerückt wurde.

Ein besonderes Augenmerk gilt der Entwicklung der lokalen Besonderheit der fünf Weichbilde im 13. Jh. Um 1200 bestand die Gesamtstadt aus den beiden eigenständigen Teilstädten Altstadt und Hagen sowie Altewiek mit der Pfarrkirche St. Magni und dem Aegidienkloster im Südosten. Unter Kaiser Otto IV. erfolgte die Gesamtbefestigung der Stadt und die Aufsiedlung des „noch offenen Sektors im Nordwesten“ in der ersten Hälfte des 13. Jh.s und damit die Entstehung des Weichbildes der Neustadt (35). Mit der Bebauung der bisher freien Fläche westlich der Burganlage entstand schließlich das kleinste und unbedeutendste Weichbild Sack. Gegen Ende des 13. Jh.s hatten sich damit alle fünf Teilstädte formiert, das Grundgefüge der Parzellierung war weitgehend abgeschlossen und Altstadt und Hagen erhielten Stadtrechte durch Herzog Otto das Kind, den ersten welfischen Herzog des 1235 gegründeten Herzogtums Braunschweig und Lüneburg. Im 14. Jh. wurde der Ausbau der Stadtbefestigung mit Wall und Toren fortgesetzt und die großen spätroma-

nischen Stadtpfarrkirchen St. Martini, St. Katharinen, St. Andreas wurden nahezu gleichzeitig in gotische Hallenkirchen mit ihren stadtbildprägenden Doppelturmwerken umgebaut. Um 1500, gegen Ende des Untersuchungszeitraums, bestand eine nahezu lückenlose Bebauung der Straßenzüge und Braunschweig gehörte flächenmäßig zu den größten Städten im damaligen Reich. Das gotisch geprägte Stadtbild und die noch spätmittelalterliche Stadtverfassung blieben bis 1671 erhalten, als die Stadt der Belagerung durch die Truppen des welfischen Landesherrn unterlag.

Der anschaulich und einprägsam vorgestellten Siedlungsgeschichte der Hansestadt folgen fundierte Informationen zur spätmittelalterlichen Wasserversorgung und Abfallbeseitigung, die der anderer norddeutscher Städte glich. Ein Überblick zu den historischen Stadtdarstellungen beschließt diesen Abschnitt.

Das umfangreiche Kapitel zum Sakralbau wird mit einem orientierenden Überblick eingeleitet (66–79). Vf. skizziert den Bauboom des mittleren 13. Jh.s, in dem sich insbesondere die basilikalen Querschnitte und die Westanlagen der großen Pfarrkirchen in allen Weichbildern am Dom orientierten und die Umbauten der basilikalen Langhäuser und Choranlagen zu Hallen begannen. Als Charakteristika der Braunschweiger Sakralbaukunst erscheinen Doppelturmriegel mit mittleren, maßwerkdurchbrochenen Glockenhäusern und quergestellte Satteldächer über den gotischen Hallenlanghäusern. Die Doppelturmanlagen blieben dabei mehrfach unvollendet (Dom, St. Katharinen, St. Andreas, St. Magni). Allein die Turmanlage von St. Martini am Altstadtmarkt konnte noch in der Spätromanik fertiggestellt werden.

Es folgen mehr als zehn Einzeldarstellungen der Braunschweiger Kirchen, Klöster und Kapellen, die z. T. deutlich ausführlicher als monografische Kirchenführer angelegt sind. Allein der Beitrag zur Stiftskirche St. Blasii, dem sog. Braunschweiger Dom, umfasst 20 Druckseiten. Der Leitbau der niedersächsischen Spätromanik mit dem herausragenden spätgotischen Umbau des nördlichen Seitenschiffs wird in seiner Baugestalt beschrieben und baugeschichtlich eingeordnet. Vorschläge zur Rekonstruktion des romanischen Bauzustands, Hinweise zum Dachwerk und den Prinzipalwerken der Ausstattung (Geläut, Wand- und Deckenmalerei, Marienaltar, Tumba Heinrichs des Löwen und seiner zweiten Frau Mathilde, Siebenarmiger Leuchter) sowie zur brachialen Entwürdigung des Sakralraums zur nationalsozialistischen Weihestätte ergänzen die Ausführungen. Allein der nach der Einnahme der Stadt 1671 von dem zum Katholizismus übergetretenen Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Calenberg als Beutekunst nach Hannover verschleppte bedeutende Reliquienschatz der Stiftskirche, fälschlich Welfenschatz genannt, der nach dem Verkauf durch das Welfenhaus bis vor Kurzem immer wieder die Gerichte beschäftigte, hätte es ebenfalls verdient gehabt, wenigstens kurz erwähnt zu werden.

Eingehend behandelt werden die großen Pfarrkirchen der fünf Teilstädte, insbesondere St. Martini (Altstadt), St. Andreas (Neustadt) und St. Magni (Altewiek). St. Katharinen (Hagen) schafft es mit einem Ausschnitt ihrer Westfassade, die wie ein „Lesebuch mittelalterlicher Stilgeschichte“ wirke (119), auf den Buchtitel – zu verstehen auch als dezenter Hinweis darauf, dass sich der Band mit Einzelheiten der Baukunst befassen wird.

Neben den kleineren mittelalterlichen Pfarrkirchen St. Petri und St. Michaelis werden die drei Klöster der Stadt ausführlich gewürdigt. Das ehemalige Benediktinerkloster St. Aegidien wird mit den heute museal genutzten Ostteilen der Klausur des romanischen Vorgängerbaus und dem bestehenden, nach 1278 begonnenen spätgotischen Kirchengebäude vorgestellt. Die einzige der französischen Kathedralgotik entlehnte Chorlösung in Braunschweig erscheint mit ihrem vereinfachten Umgangschor fast spätgotisch. Der Grund für den unregelmäßig verzogenen Grundriss und die seltsame Stellung der Binnenchorpfeiler bleibt unklar (148). Erhellend sind die Rekonstruktionsvorschläge zum romanischen Kirchenvorgänger (80–83) und die Erläuterungen zu dem fast 20 m hohen Hallendach von 1478, einem der größten und bedeutendsten spätmittelalterlichen Dachwerke Norddeutschlands (150–151).

Die ehemalige Franziskanerklosterkirche, die sog. Brüdernkirche (heute St. Ulrici-Brüdern), gewinnt ihre heutige Bedeutung v. a. durch ihre Ausstattung aus der Zeit der Spätgotik und Renaissance. Das in situ erhaltene Chorgestühl, der kunstgeschichtlich wichtige spätmittelalterliche Hochaltar und die beiden Lettner sind die einzigen Zeugnisse ihrer Art in der Stadt. Das ehemalige Dominikanerkloster mit der Paulinerkirche erscheint wegen seiner nachreformatorischen Nutzung von Interesse: ab 1712 als Zeughaus, die Kirche als Geschützhalle, 1765 Aufnahme einer Kunstsammlung im Südtrakt der Klausur, 1893 Abbruch und anschließend Translozierung des Chores zum musealen Komplex des Aegidienklosters (161). Der durchfensterte Sockel des Chorschlusses (236) könnte zum Vorbild der entsprechenden Lösung am Chor der verlorenen ehemaligen Prämonstratenserklsterkirche Heiligenthal in Lüneburg geworden sein.

Insgesamt präsentiert Vf. eine kenntnisreiche Darstellung der zahlreichen Sakralbauten der Stadt, deren jeweiliger Umfang der Bedeutung der einzelnen Bauwerke gerecht wird – bis hin zu den sonst kaum beachteten kleinen Kapellen und untergegangenen Bauten (u. a. das St. Cyriakusstift vor den Toren der Stadt). Hervorzuheben sind die ausführlichen Baubeschreibungen, die verständlichen Darstellungen der Bauabläufe und die Würdigung der in der Regel nicht zugänglichen großen Dachwerke. Ebenfalls hilfreich sind die zahlreichen Hinweise auf wiederverwendete Portalelemente und andere Spolien (Maßwerkteile) der Vorgängerbauten an den Langhäusern der gotischen Hallenumbauten.

Unter den wenigen in der Stadt erhaltenen, aber bedeutenden Beispielen herzoglicher wie kommunaler Herrschaftsarchitektur bilden die Ausführungen zur Burg Dankwarderode (173–181) und zum Altstadtrathaus (183–187) verständlicherweise die Schwerpunkte. Zu Recht würdigt Vf. das Altstadtmarkt-Ensemble mit Rathaus, Pfarrkirche St. Martini und Marktbrunnen als „eines der eindrucksvollsten spätmittelalterlichen Platzbilder Deutschlands“ (183). Was für die konkurrierenden Pfarrkirchen der Teilstädte galt, scheint sich auch in den charakteristischen Laubenvorbauten der Weichbildrathäuser manifestiert zu haben. Heute in aller Pracht mit repräsentativem Skulpturenprogramm nur noch am Altstadtrathaus zu bewundern, wurden die zweigeschossigen Lauben zuerst am Rathaus des Hagens, später dann auch an den Rathäusern der Neustadt und des Sacks errichtet (Abb. 269, 275–279, 281, 285, 287).

Das abschließende, im Vergleich zu dem vorangehenden knappen Kapitel zum Wohnbau der Stadt führt deutlich vor Augen, was heute unwiederbringlich verloren ist. War das Stadtbild von Braunschweig wie einst Hildesheim bis zu den großflächigen Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges von Fachwerkbauten bestimmt (202, ausführlich 222–239), so sind heute nur noch 23 (!) von einst rund 300 vor 1525 errichteten Fachwerkbauten erhalten (222 und Abb. 342). Dominierten bis um 1400 giebelständige Wohnhäuser, kam es ausgehend vom patrizischen Wohnbau im 15./16. Jh. zum „Firstschwenk“, mit dem in der Folge bis um 1650 am traufständigen städtischen Dielenhaus festgehalten wurde (42, 49, 205). Bemerkenswert sind die häufig unterschiedlichen Gefüge an den Straßenfassaden (vorkragender Stockwerksbau) und den Rückseiten (entwicklungsgeschichtlich älterer Ständerbau). Ebenso auch der Umstand, dass die Fachwerkbauweise in der Stadt trotz der zahlreichen Stadtbrände – fünf allein in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s – (204) unangefochten vorherrschte – im Gegensatz etwa zum vom Backsteinbau geprägten Lüneburg, für das zwar immer wieder Brände einzelner Häuser, aber kein einziger Stadtbrand überliefert ist. Der Überblick zur Entwicklung der Wohnbauten seit der Mitte des 13. Jh.s wendet sich auch dem eingesetzten Baumaterial zu, macht auch hier sonst verschlossene Bereiche durch Abbildungen zugänglich (Keller, Dachwerke) und ausführlich mit der Jacob-Kemenate bekannt, einem exemplarischen Beispiel eines der für Braunschweig und Goslar typischen Steinwerke (215–218). Damit nicht genug werden acht weitere beispielhafte Wohnhäuser im Einzelnen vorgestellt.

Man merkt der Publikation die Expertise des ausgebildeten Architekten und Bauhistorikers auf jeder Seite an. Ebenso sein Engagement in der lokalen und regionalen Bauforschung wie auch seine Lehrtätigkeit am Institut für Baugeschichte der Technischen Universität Braunschweig, dokumentiert durch zahlreiche Veröffentlichungen. Vf. formuliert sachlich und verständlich. Er

verzichtet auf komplizierte Satzkonstruktionen, sinnvollerweise aber nicht auf die für die präzise Darstellung notwendigen architektonischen Fachbegriffe. So richten sich die Texte zunächst an eine Leserschaft, der bauhistorische Zusammenhänge geläufig sind. Vf. vertraut darauf, dass der architekturgeschichtliche Laie das fast 200 Begriffe erläuternde Glossar nutzt, das ihm ein tieferes Verständnis der Texte erschließt. Behutsam erläutert er dort, wo es ihm notwendig erscheint, konstruktive Grundlagen oder verwickelte baugeschichtliche Abläufe. Auf diese Weise gelingt es ihm, den Blick gleichermaßen für die großen Zusammenhänge als auch für das architektonische Detail zu schärfen.

Die mehr als 200 Titel umfassende Bibliografie ist bis zur Drucklegung (2017) fortgeführt. Sie veranschaulicht den erheblichen Umfang der zum Gegenstand erschienenen und vom Vf. herangezogenen Fachliteratur. Kontrovers diskutierte Forschungsansätze werden in Einzelfällen knapp vorgestellt. Meist vertraut Vf. darauf, dass der an weiterführenden Fragen interessierte Leser sich an den Literatur- und Quellenangaben orientiert, die in den 215 Anmerkungen nachgewiesen sind. Vermisst wird ein Register, das eine Neuauflage sinnvoll ergänzen würde.

Die Ausstattung des Bandes (Hardcover, Fadenheftung) bürgt für Langlebigkeit. Das Verhältnis von Bild und Text ist ausgewogen. Eine Freude sind die 370 in ausgezeichneter Druckqualität reproduzierten Abbildungen, die dem Leser aufeinander bezogene vielfältige historische Bildquellen als auch aktuelles Abbildungsmaterial bieten (Bildnachweis 248–249). Der Autor hat unterschiedlichste Bildsorten zusammengetragen, sodass vor dem Betrachter Bilder der Stadt in Siegeldarstellungen, Buchmalerei, Handzeichnungen, altkolorierten Holzschnitten, Kupferstichen und einer Vielzahl historischer s/w-Fotografien aufgeblättert werden. Diese werden ergänzt durch zahlreiche Stadt- und Lagepläne, Grundrisse, Ansichten, Rekonstruktionszeichnungen und eine Fülle aktueller farbiger Architektur Fotografien hoher Qualität – die Mehrzahl von der Hand des Vf.s. Hervorragende Luftaufnahmen wurden von Hajo Dietz (Nürnberg Luftbild) beigesteuert. Mit der Wiedergabe von nicht weniger als 30 Zeichnungen und Drucken schöpft Vf. aus der reichen zeichnerisch-dokumentierenden Überlieferung der Braunschweiger Kupferstecher-Familie Beck (Johann Georg 1676–1722 und Sohn Anton August 1713–1787), die für Braunschweig eine ähnlich große Bedeutung besitzt wie das Werk des Zeitgenossen Ludwig Albrecht Gebhardi für die nördlich gelegene Schwesterstadt Lüneburg.

Das Layout von Ester Warth unterstützt den Leser, die Gestaltung von Einband und sechs doppelseitigen Zwischentiteln ist gelungen und ihr typografisches Konzept angenehm zurückhaltend, sodass ein auch optisch schön gestaltetes Buch entstanden ist.

Das Buch ist kein populärwissenschaftliches Werk, sondern eine Veröffentlichung, die den Anspruch einlöst, den Leser sachlich fundiert mit der Entstehung und Gestalt des komplexen Stadtkörpers der einstigen Hanse- und Residenzstadt vertraut zu machen. Seine Ausführungen berücksichtigen den aktuellen Forschungsstand und Vf. macht auch Ergebnisse der eigenen, bisweilen noch unpublizierten Forschung zugänglich.

Auch wenn sein Konzept, den Zeitraum der Darstellung auf das 11. bis 15. Jh. einzugrenzen, gut gerechtfertigt scheint, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ein Kapitel fehlt. Wenn Braunschweig trotz der Überformungen des 19. Jh.s (wie Lübeck, Nürnberg und Köln) vor den Bombenangriffen des Zweiten Weltkriegs zu den besterhaltenen, von mittelalterlicher Bausubstanz geprägten Großstädten Deutschlands zählte (6), heute in Braunschweig i. W. aber nur noch die großen Kirchenbauten, einige öffentliche Gebäude und wenige Wohnhäuser aus der Zeit vor der Reformation erhalten sind (42), weil der Altstadtkern 1944 ähnlich Nürnberg, Frankfurt, Hildesheim (und zuvor auch Lübeck und Köln) durch einen britischen Luftangriff fast vollständig vernichtet (9) und die Teilstädte der Neustadt und des Hagens weitgehend ausradiert wurden, sodass deren Pfarrkirchen heute ihrer einstigen baulichen Kontexte völlig beraubt wie Solitäre in den Himmel ragen (46, 116) – dann wundert es, dass die großflächigen Zerstörungen bei der Fülle der Abbildungen durch kein einziges Bild dokumentiert sind. Ein wesentlicher Teil der Stadtgeschichte erscheint wie ausgeklammert, auch wenn es im Text des Buches nicht an knappen Hinweisen auf die Kriegszerstörungen und auch nicht an Publikationen zum Thema mangelt. Die Flächenbombardierung Braunschweigs durch die 5. Bombergruppe der britischen Royal Air Force am 15. Oktober 1944 galt nicht nur der Stadt als wichtigem Standort der Rüstungsindustrie, vielmehr sollte durch eine detaillierte Angriffsplanung und -ausführung die größtmögliche Zerstörung durch einen gezielt herbeigeführten Feuersturm erreicht werden, so dass die Stadt „vor allem auch als ziviler Wohnort großflächig zerstört und damit dauerhaft unbewohnbar“ gemacht werden sollte. Im Ergebnis war die Stadt innerhalb des alten Festungsgrabensystems nicht nur zu 90 % zerstört und damit eine der am schwersten vom Bombenkrieg gezeichneten deutschen Städte. Tausend Braunschweiger wurden bei diesem Angriff getötet und in der Folge des Angriffs waren bei Kriegsende fast 80 % der Stadtbevölkerung obdachlos (vorstehende Angaben nach https://de.wikipedia.org/wiki/Bombenangriff_auf_Braunschweig_am_15._Oktober_1944; abgerufen 10.08.2023).

Sowohl die Kriegszerstörungen als auch die enormen Herausforderungen, mit denen sich die Planer des Wiederaufbaus konfrontiert sahen, verdienten zumindest eine knappe Darstellung in Wort und Bild. Dies gilt auch für ihre – aus heutiger Sicht – nicht selten fragwürdigen Entscheidungen, die der

geschundenen Stadt durch Verkehrsführung und Abbrüche (einzelne Bsp.: 168, 188, 228, 237) weitere Wunden schlugen. Auch eine Erläuterung des Konzeptes der fünf auf Initiative des damaligen Landeskonservators Kurt Seeleke bereits kurz nach Kriegsende konzipierten „Traditionsinseln“ (9, 66) und die zukünftigen Perspektiven für den Umgang mit dem verbliebenen gebauten Erbe würden dem Leser helfen, das verlorene mittelalterliche Stadtbild im heutigen Braunschweig wiederzufinden (Luftbild 40–41). Wünschenswert wäre also z. B. eine Ergänzung der Fotodokumente und die der Stadtkarten um einen ebenso auf das Wesentliche reduzierten Plan, der die Kriegszerstörungen innerhalb der Innenstadt zeigt, wie auch eine Karte, auf der die Situation um 1500 von einem aktuellen Straßenplan überlagert wird. Nicht zu unterschätzen wäre auch der Erkenntnisgewinn durch den Wiederabdruck eines Parzellenplans, wie ihn z. B. der Niedersächsische Städteatlas (I. Abt., 1926) für das Jahr 1760 zeigt, auf dem man dann auch die zahlreichen Straßennamen fände, die Vf. nennt.

Wer den Band in Gänze oder auch nur in einzelnen Kapiteln gelesen hat, legt ihn mit Gewinn aus der Hand. Auch der mit der Architekturgeschichte der Stadt Vertraute entdeckt Neues. Er ergänzt in seiner weitgespannten Themenstellung insbesondere das alte Bau- und Kunstdenkmälerinventar von Paul Jonas Meyer und Karl Steinacker von 1926, den seit einiger Zeit online zugänglichen Band 1 der Denkmaltopografie der Stadt Braunschweig (bearb. von Wolfgang Kimpflinger 1993; https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/dtbrd_nds_bd1_1) wie auch die auf Einzelaspekte der mittelalterlichen Baugeschichte der Stadt bezogenen Baumonografien und Ausstellungskataloge.

Erscheinen konnte das hier vorliegende Werk dank der Unterstützung der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz, der Richard Borek Stiftung, der Stiftung Prüsse und des Kulturinstituts der Stadt Braunschweig.

Hansjörg Rümelin

Peter Knüvener und Esther Meier (Hgg.), *Lüneburg: Sakraltopographie einer spätmittelalterlichen Stadt* (ars ecclesia: Kunst vor Ort 5, Ilmtal-Weinstraße 2019, Jonas Verlag, 196 S., 66 s/w-Abb., 15 Farbtaf.,). – Hgg. bedauern in ihrer Einleitung das Fehlen umfassender Forschungs- und Katalogisierungsprojekte zur Sakralkultur Lüneburgs. Die Aufsätze im vorliegenden Buch lassen erahnen, wie wünschenswert solche Projekte wären.

Barbara Welzel (9–14) beginnt den Reigen der Beiträge mit einem sehr lesenswerten Aufsatz zur Thematik *Kunst und Wissenschaft vor Ort*. Die Verortung historischer Bausubstanz und Artefakte in situ, ihre unmittelbare Erlebbarkeit im Kontext des geschichtlichen Umfeldes seien nicht ersetzbare Qualitäten, die diese von der entkontextualisierten Präsentation in Ausstellungen und Museen deutlich unterscheidet. Gerade Kirchen seien prägnante

Zeugnisse der Ortsgeschichte. Zwar sei das Einschreiben der vielen Orte in die Forschungsdiskurse der internationalen Kunstgeschichtsschreibung erforderlich, das Wissen gehöre jedoch nicht nur in die akademische Welt, sondern müssen auch vor Ort vermittelt werden. Stichwort: „Bringschuld der Wissenschaft“. Hansjörg Rümelin (15–46) gibt in seinem Beitrag zunächst eine Übersicht über die bauliche Entwicklung Lüneburgs im Mittelalter und verdeutlicht dabei, wie eng das städtebauliche Wachstum mit dem Aufbau eines dichten Netzes sakraler Orte von Kirchen, Klöstern, Kapellen, Hospitälern u. a. m. verbunden war. Die Tafel 2 im Anhang und die dazugehörige Tabelle vermerken etwa 50 Einrichtungen sakraler Funktion bzw. sakraler Träger im mittelalterlichen Lüneburg. Nicht wenige sind verloren, u. a. das Franziskanerkloster St. Marien und das Kloster Heiligenthal der Prämonstratenser Chorherren. Beide bringt Vf. im zweiten Teil seines Beitrags anhand von Quellen in Text und Bild wieder in die Erinnerung zurück. Zur Sakraltopografie gehören neben den Bauten und ihren Ausstattungen auch entsprechende Dokumente wie etwa die zum Ablasswesen in Lüneburg. Thomas Lux (47–58) wertet diese aus, erläutert die Entwicklungen und den Beitrag der Ablässe zur Finanzierung sakraler Projekte. Die Gegenwart des Sakralen vor Ort, auf deren Bedeutung schon Barbara Welzel hingewiesen hat, wurde und wird noch heute durch eine akustische unterstrichen. Claus Peter (59–76) erläutert die Geschichte der Glocken und des Glockenspiels der ehemaligen Benediktinerkirche St. Michaelis sowie die Rolle der Glockengießer in bzw. für Lüneburg.

Charlotte Klack-Eitzen (77–88) beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit den drei noch erhaltenen Kommunionbanktüchern von St. Nikolai. Solche Tücher waren bis ins 17. Jh. in Gebrauch. Sie sollten Hostien davor bewahren, während der Kommunion versehentlich auf den Boden zu fallen. Es sind Leinentücher, auf die mit farbigen Garnen kunstvoll verzierte biblische Szenen gestickt wurden. Es sind kunstvolle Werke, die diese Würdigung verdienen.

Stephan Kemperdick (89–104) widmet sich dem in Lüneburg und Hamburg tätigen Maler Hans Bornemann und dessen mutmaßlichem Lehrer Conrad von Vechta. Insbesondere geht er der Frage nach, auf welchem Weg die unübersehbaren Einflüsse aus Flandern, etwa von Jan van Eyck und Roger van der Weyden, ihren Weg in die Hansestädte Hamburg und Lüneburg gefunden haben könnten. Er verweist auf die engen Kontakte Hamburgs und Lüneburgs nach Flandern über das Netzwerk der Hanse, die auch den persönlichen Austausch unter Künstlern nachweislich erleichterten. Zudem werde die Bedeutung von Musterbüchern und Vorlagensammlungen für den Austausch künstlerischer Konzepte immer noch unterschätzt.

Zur Ausstattung bedeutender Kirchen gehörten aufwendig gestaltete Leuchter, von denen nur wenige die Zeiten überdauert haben. Der Marienleuchter der

St. Johanniskirche in Lüneburg ist ein solcher Glücksfall. Vera Henkelmann (105–118) nimmt sich dieses spätgotischen Werks an, ordnet es kunsthistorisch ein und verweist auf die Bedeutung des Stiftungswesens für die Sakrallandschaft. Die Sorge um das Seelenheil, um die Memoria und die Selbstdarstellung im sozialen Kontext waren wichtige Triebkräfte für deren Entwicklung.

Jan Friedrich Richter (119–132) beschäftigt sich mit der Rekonstruktion des Marienkrönungsretabels aus derselben Lüneburger Kirche, dessen Figuren im 18. bzw. frühen 19. Jh. verstreut wurden. Insbesondere die Frage nach der Werkstatt geht Richter nach und zieht dazu u. a. Arbeiten aus Minden, Hameln, Günne und Magdeburg heran. Wegen des hohen Anspruchs an Gestühle und Retabel und wegen des kleinen Marktes postuliert er, dass nur wandernde Betriebe solche Aufgaben an unterschiedlichen Orten realisieren konnten – eine These, der weitere Stützung durch Dokumente gütete.

Die mittelalterlichen Möbel in Kirchen standen meist im Schatten anderer Sakralobjekte. Daher ist es verdienstvoll, dass Thorsten Albrecht (133–152) sich der erhaltenen Sakristeischränke, der Sakramentschränke, der Opferstöcke und -truhen sowie der Chorgestühle in Lüneburg und Umfeld annimmt. Er kommt dabei u. a. zu der Feststellung, dass sich die Dekore in den in und um Lüneburg herrschenden Stilkontext einordnen lassen. Sie fanden bei sakralen wie bei profanen Objekten in gleicher Weise Anwendung.

Die Prozesse des Wandels vom sakralen Kircheninventar zum musealen Objekt beschreibt Ulfert Tschirner (153–170) am Beispiel des Museums der Lüneburger Ritterakademie. Die aufgezeigte Entwicklung von einer Lehrsammlung zu einer musealen Einrichtung im späten 18. Jh. ist ein frühes Beispiel deutscher Museumsgeschichte und verdeutlicht den veränderten Blick auf die Objekte mittelalterlicher Sakralkultur.

Esther Meier (171–180) nimmt schließlich die von Barbara Welzel zu Beginn des Bandes aufgeworfenen Fragen wieder auf und widmet sich noch einmal grundsätzlichen Themen: dem Nutzungs- und Bedeutungswandel einst katholischer Sakralräume und deren Sakralobjekten in Folge der Reformation sowie der Entkontextualisierung und Profanisierung in Folge von Musealisierung.

Für einen Band von überschaubarer Größe gibt das Buch anhand ausgewählter Themen einen guten Einblick in die Vielfalt und den Reichtum der spätmittelalterlichen Sakraltopografie Lüneburgs. Es wird deutlich, welche Schätze umfassende Forschungs- und Katalogisierungsprojekte hier noch heben könnten. Schon der für Laien unverständliche Titel des Sammelbandes zeigt allerdings, dass hier v. a. Beiträge von Kunsthistoriker*innen für Kunsthistoriker*innen verfasst wurden. Offen bleibt somit die Frage, wie die „Bringschuld der Wissenschaft“ erfüllt werden könnte – ein wichtiger Aspekt für die erwünschten Projekte.

Joachim P. Heisel

Annegret Möhlenkamp und Uwe Albrecht (Hgg.), *Wand- und Deckenmalerei im Lübecker Bürgerhaus zwischen 1300 und 1800. Ein Streifzug durch das unsichtbare Weltkulturerbe* (Petersberg 2021, Michael Imhof Verlag, 200 S., 195 meist farb. Abb.). – Ein wundervoller Kosmos hansischer und hanseatischer Wohnkultur in Lübeck erschließt sich mit diesem qualitätsvollen Band, der in prächtigen Abbildungen von Malereien und Dekorationen schwelgt, die nur die Wenigsten je zu sehen bekommen werden, dessen besonderer Wert aber in der Erklärung und Einordnung dieser Ausstattungselemente liegt. Die Hgg. mahnen in ihrem Vorwort, wie wichtig es sei, diese Denkmäler zu erhalten, wenn sie schreiben: „Sie sind eine unschätzbare und zugleich im Wortsinn anschauliche Quelle zum Verständnis des Alltagslebens, der Weltanschauungen und der Wohnkultur unserer Vorfahren vom ‚großen‘ hanseatischen Mittelalter bis in die Neuzeit.“ (7) Lübeck besitzt die größte bisher bekannte Anzahl von Wand- und Deckenmalereien in Europa. Aus ca. 400 Lübecker Häusern sind mehr als 1.600 Malereien zwischen 1300 und 1800 bekanntgeworden. Diese Funde wurden durch ein zwischen 2005 und 2008 laufendes Forschungsprojekt „Ortsfeste Raumdekoration in Lübecker Wohnhäusern zwischen 1300 und 1800. Studien zu Dekor und Erhaltung“ erstmals vollständig und systematisch erfasst und ausgewertet. Die Dokumentation ist im Internet zugänglich, die Perlenlese in diesem Band soll einen breiteren Interessentenkreis ansprechen. Es sei vorweggenommen: Das ist in vollem Umfange gelungen. Wer nach dem Lesen dieses Bandes keine Lust zum Entdecken der Lübecker Realia hat, dem ist schwer zu helfen.

Hg.in geht in ihrem ersten Beitrag *Stadt und Haus* zunächst auf die Stadtstruktur ein und stellt den Altstadtthügel mit seinen ca. 100 Baublöcken vor, die seit 1278 nach den Vorgaben des Rates entstanden. Sie unterscheidet im wesentlichen drei Haustypen: das multifunktionale große Giebelhaus als Wohn- und Arbeitsstätte, von denen es um 1400 ca. 1.300 gab, heute noch immerhin 800, das kleinere, eher von der Wohnfunktion geprägte Traufenhaus oder das kleine Giebelhaus (um 1400 ca. 3.200) und die nur zu Wohnzwecken dienenden Buden bzw. Ganghäuser (um 1800 ca. 500 in 120 Ganganlagen, von denen heute nur noch ca. 90 erhalten sind) (17). Diese Haustypen werden im Anschluss beispielhaft vorgestellt. In ihrem zweiten Beitrag *Malerei – Epoche – Raum: Was wurde wann und wo gemalt* stellt sie zeitlich geordnet (bis 1400, Spätmittelalter bis um 1500, 16. bis frühes 17. Jh., Mitte des 17.–Mitte des 18. Jh. sowie Mitte des 18.–Anfang des 19. Jh.s) an zahlreichen Beispielen Ausmalungen der Häuser vor. Antje Heling-Grewolls widmet sich dann in einem eigenen Beitrag den *Ornamente(n)* und räumt einleitend mit dem Irrglauben auf, Ornamente seien nur Dekoration oder marginales Beiwerk, stattdessen besteht sie darauf, dass durch sie der „Charakter und Status der Räume“ bestimmt werden (57). Sie unterteilt die „Fülle ornamentaler Malerei

in Lübeck in Dekorformen (Fülle floraler und geometrischer Einzelformen), Ornamentkategorien (Auswahl von Ornamenten, die Kunst und Kunsthandwerk einer Zeitspanne besonders prägten und dadurch Datierungen ermöglichen) und schließlich Imitationen (nachgeahmte Oberflächen aus dem Bereich der Raumausstattung). Für alle Formen werden im Folgenden Beispiele aus typischen Zeiträumen beigebracht, die sich sicherlich auch in anderen Hansestädten überprüfen und nachweisen lassen. In einem zweiten Beitrag wendet sich Vf.in Bildthemen zu und stellt fest, dass v. a. christliche Themen zu allen Zeiten in Lübeck beliebt waren, sich Darstellungen zum höfischen Leben hingegen nicht nachweisen lassen, sich aus der höfischen Literatur hingegen durchaus Motive finden lassen. In der Deckenmalerei lassen sich v. a. allegorische Darstellungen (Halbfiguren der Tugenden, der fünf Sinne und der Elemente mit ihren Attributen) sowie Landschafts- und Porträtdarstellungen finden (75). Die älteste Darstellung ist ein Zyklus aus dem Alten Testament, den sie in das Jahr 1280 datieren kann. Hg.in äußert sich in *Erhalten und Bewahren* über die Probleme, die Malereien zu sichern und zu bewahren und sensibilisiert Bewohner und Besucher zum sorgsamem Umgang mit dem Vorhandenen, wenn sie daran erinnert, dass „ihr Aufenthalt in dem historischen Haus ... nur ein Wimpernschlag in seiner langen Geschichte“ sei (85). Sie reißt kurz die Frage an, ob es besser sei, solche Malereien freizulegen oder einzuhausen und weist auch knapp auf finanzielle Hilfen bei der Erhaltung hin. In einem weiteren Beitrag stellen Hgg. *Entdeckte Schätze – Verlorene und erhaltene Malereien. Lübecker Kulturgeschichte in Bildern* vor und zeigen in s/w-Abbildungen die dramatischen Kriegsverluste, in Farbabbildungen dann erhaltene Malereien, die sich in der Pilgerherberge und im Beginenkonvent erhalten haben. Antje Heling-Grewolls untersucht schließlich *Farben an Lübecker Wänden und Decken* nach ihrer Bedeutung und ihrem Einsatz in verschiedenen Zeitaltern ab ca. 1180 bis ins 19. Jh. in geistlichen und weltlichen Gebäuden. Manfred Eickhöltter bezieht Stellung zu *Historische(n) Auftraggeber(n)* Lübecker Wand- und Deckenmalereien und weist auf ein sorgsam gepflegtes, unschätzbares Hilfsmittel im AHL hin, die Personenkartei mit mehr als einer Million Einträgen, mit deren Hilfe es gelingt, bei bekannten Auftraggebern zahlreiche Informationen miteinander zu verknüpfen. So finden sich Informationen zu Datierungen, Berufen, Vermögen, Liegenschaftswert sowie Grundstückslage, die sich mit den Personen verknüpfen lassen. Vf. setzt sich in einem zweiten Aufsatz mit *Mauresken und ihre(n) Auftraggeber(n) in Lübeck um 1600* auseinander, erklärt die Bedeutung des Wortes und eventuelle historische Kontaktmöglichkeiten nach Lübeck durch Musiker und Tänzer aus arabisch sprechenden Völkern muslimischen Glaubens von der Iberischen Halbinsel, die dort ab 1609 zusammen mit Juden für vogelfrei erklärt wurden. In Lübeck tauchen die Mauresken in unterschiedlichsten Zusammenhängen auf, u. a.

auch in Pastorenhäusern. Britta Reimann stellt schließlich den ‚Garten‘ *im Haus der steinernen Stadt* vor, der in Wandgemälden gestaltet wurde, da das „Straßenbild der Lübecker Altstadt wenig Platz für Grün“ lässt (153). Sie nimmt folgerichtig an, dass deshalb so viele florale Motive im Innern an den Wänden der Häuser zu finden seien. Lust auf das organisierte Entdecken macht Manfred Eickhölter mit seinem Beitrag *Spaziergänge zu öffentlich zugänglichen Malereien*, in dem er nach Vorstellung der Befunde in 13 Stationen und Verweisen auf Erklärungen im vorliegenden Band soweit geht, Empfehlungen zu geben, welche Verkäuferinnen man in einzelnen Läden mit Gewinn ansprechen könne. Verzeichnisse der Autoren und Fotografen sowie ein Glossar, ein Grundriss eines typischen Lübecker Bürgerhauses, eine Zeittafel Lübecker Ornamente zwischen 1300 und 1800 und ein Stadtplan mit sehenswerten und zugänglichen Gebäuden runden diesen rundum gelungenen Band ab, der zum Entdecken einlädt. Man würde jedem wissenschaftlichen Projekt eine solch geglückte Vermittlung wünschen. Wünschenswert wäre nur gewesen, die Datenbank zur Lübecker Wandmalerei in einem eigenen Aufsatz prominent vorzustellen und damit zu weiteren Entdeckungen und Forschungen einzuladen.

N. J.

Ludwig Christian Bamberg, *Der Goslarer Dom. Die Stiftskirche Kaiser Heinrichs III.* (Bielefeld 2022, Verlag für Regionalgeschichte, 204 S., 204 Farbabb.). – Die Harzregion mit der wichtigen Pfalz in Goslar war Stammland der ottonischen Kaiser und blieb auch in der Zeit der Salier noch lange von hoher Bedeutung. Der Bergbau und die Mitgliedschaft in der Hanse waren wirtschaftliche Standbeine Goslars im Mittelalter.

Weil Großprojekte wie der Bau der Dome in Speyer und Bamberg den Schwerpunkt kaiserlicher Präsentation nach Süden verlagerten, war die Einrichtung eines Kollegiatstifts in Goslar durch Kaiser Heinrich III. (1016 o. 1017–1056) im September 1047 ein wichtiges Zeichen der Wertschätzung der sächsischen Regionen und insbesondere des Pfalzortes Goslar. Das Stift und die Stiftskirche sicherten die ideelle Präsenz des Kaisertums vor Ort. Der Bauplatz der Kirche unmittelbar gegenüber der Pfalz betonte zudem die enge Verbindung von Kaisertum und Kirche.

Heinrich beauftragte seinen Vertrauten und erfahrenen Organisator, Benno II. von Osnabrück (vor 1020–1088), mit der Durchführung der Baumaßnahme. Bereits im Juli 1051 erfolgte die Kirchweihe. Wenn man davon ausgeht, dass die Bauarbeiten erst im Frühjahr nach der Stiftung begannen, so benötigte Benno nur dreieinhalb Jahre für den Bau. Die dreischiffige Stiftskirche besaß nach ihrer Fertigstellung einen Westbau mit zwei aufgesetzten Türmen, ein Querschiff mit ausgeschiedener Vierung, einen Chor mit halbrunder Apsis und eine Ringkrypta und war damit ein typischer Bau seiner Zeit. Mit

Veränderungen und Ergänzungen blieb sie in den folgenden Jh.en in Funktion – auch nach der Reformation und in den Wirren des 30-jährigen Kriegs. Seit dem 16. Jh. verschlechterte sich jedoch der bauliche Zustand zusehends: Teile des Turms brachen ab, Steine fielen aus dem Gewölbe. Das Stift war nicht mehr in der Lage, die Unterhaltung des Bauwerks zu finanzieren. 1802 wurde es aufgehoben und die Kirche 1819 zum Abbruch verkauft. Lediglich die seitlich angesetzte Domvorhalle aus der Mitte des 12. Jh.s mit ihrem reichen Skulpturenschmuck wurde verschont. Sie dient heute als Lapidarium und präsentiert geretteten Bauschmuck der kaiserlichen Stiftskirche.

Im vorliegenden Buch macht sich Vf. daran, die Geschichte dieses einst überregional bedeutsamen Stifts und v. a. der Stiftskirche zu rekonstruieren. Dazu trägt er das vorhandene Quellenmaterial zusammen: Urkunden, Berichte und Abbildungen. Insbesondere die Bauaufnahmen des District-Baumeisters Ilse von 1813 und des Maschineningenieurs Mühlenpfordt von 1819 sind wichtige Dokumente zur Kirche. Anhand dieser Unterlagen gelingt es ihm, die Geschichte des Doms seit seinem Bau über die Jh.e zu beschreiben: der Urzustand, der Bau eines gotischen Chors, die gotische Einwölbung, der Bau der Domvorhalle, der barocke Ersatz des Vierungsturms u. v. m. Vergleiche mit anderen Bauten der Entstehungszeit in der Region, etwa in Hildesheim, Gernrode oder Gandersheim, aber auch reichsweit, etwa in Köln, Augsburg oder Bamberg, helfen die Konzeption des Ursprungsbaus in das bauhistorische Umfeld einzuordnen.

Obwohl Vf. die Gestalt und die Geschichte des verlorenen Bauwerks auch in vielen Details sichtbar machen kann, müssen einige Fragen offenbleiben. So ist etwa die Zahl und die Anordnung der Obergadenfenster aufgrund sich widersprechender Bauaufnahmen heute nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen. Auch muss die interessante Frage offenbleiben, ob die Pfeiler (P) und Säulen (S) der Arkaden des Langhauses ursprünglich im sächsischen Stützenwechsel P-S-S-P oder wie in den späten Bauaufnahmen im Rhythmus P-S-P angeordnet waren. Einiges spricht dafür, dass das flach gedeckte Mittelschiff mit seinen langrechteckigen Jochen ursprünglich einen sächsischen Stützenwechsel besaß. Mit der gotischen Einwölbung wurde der Pfeiler-Säulen-Rhythmus vermutlich geändert, um den nun fast quadratischen Jochen des neuen Gewölbes zu entsprechen. Vf. zeigt solche offenen Fragen auf, legt das Für und Wider möglicher Antworten dar, ohne sich selbst festzulegen. Das ist gut so: Denn er traut den Leserinnen und Lesern zu, sich selbst anhand der gegebenen Informationen Gedanken zu diesen Fragestellungen zu machen.

Das Buch ist sinnvoll gegliedert und kenntnisreich geschrieben. Mit seinen Fußnoten, seinen detaillierten und gründlichen Ausführungen sowie mit dem umfangreichen Literaturverzeichnis wird das Buch wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht. Der Text ist so geschrieben, dass auch ein interessierter Laie den

Ausführungen folgen kann. Dabei hilft nicht zuletzt die reiche Bebilderung. Einzelne Themen und Begrifflichkeiten werden in farbig abgesetzten Einschüben erläutert. Das Kapitel *Die Vorbilder für den Bau der Goslarer Stiftskirche* führt in die Welt der Frühromanik ein. Es zielt auf einen breiteren Leserkreis und bietet Fachleuten keine Neuigkeiten. Ein Anhang I stellt *Längsgerichte, dreischiffige Kirchenbauten im Heiligen Römischen Reich bis zum Ende des 12. Jahrhunderts* steckbriefartig mit Grundrisszeichnungen vor. Anhang II ist ein Glossar. Auch die Anhänge können Laien helfen, die Ausführungen zu verstehen und die Stiftskirche von Goslar in ihren Kontext einzuordnen.

Das Werk versucht damit zwei Zielgruppen, interessierte Laien und Fachleute, anzusprechen – ein schwieriger Spagat. Letzteren ist das Buch dennoch zu empfehlen, weil es ein wichtiges Bauwerk früher Baukunst in Deutschland fundiert aus der Vergessenheit holt. Dass sich auch andere für ein Bauwerk interessieren, das seit mehr als 200 Jahren nicht mehr existiert, bleibt zu hoffen.

Joachim P. Heisel

Anja Rasche und Nils Jörn, *Wismars verlorene Mitte – das Gotische Viertel. Bedeutung – Zerstörung – Mythos* (Schriftenreihe der „Freunde und Förderer des Archivs der Hansestadt Wismar e. V.“ 17, Wismar 2022, callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen, 224 S., 205 s/w- und Farbabb.). – Steht man als Fremder auf dem historischen Marktplatz der Hansestadt Wismar, erblickt man hinter seiner westlichen Randbebauung den monumentalen Turm der Marienkirche. Schon seit 1661 seines einst hohen Turmhelms beraubt und nur mit einem historischen Notdach versehen, ragt er dennoch wie ein majestätisches Ausrufezeichen in den Himmel. Man nähert sich ihm durch das Nadelöhr der – welch ein Name – Sargmacherstraße. Hier tritt er dem Besucher, leicht aus der Blickachse nach rechts versetzt, mit seiner ganzen Wucht entgegen. Und spätestens jetzt wird offenbar, dass man sich dem Fragment eines Sakralbaus nähert, dem alles einst Kathedralhafte genommen wurde: Umgangschor und seitenschiffshohe Eingangshallen fehlen und auch die einstigen Dimensionen des basilikalen Langhauses lassen sich nur noch an ihren Anschluss Spuren an der östlichen Turmwand und den inzwischen schulterhoch wieder aufgemauerten Umfassungsmauern erahnen. Dieser gigantischen Leerstelle und dem sich westlich anschließenden Stadtraum um den Fürstenhof, der ehemaligen Residenz der Herzöge von Mecklenburg, wie auch der unmittelbar folgenden Georgenkirche widmet sich das zu besprechende Werk.

Ursächlich für das über fast ein halbes Jh. andauernde städtebauliche Vakuum nahe der Stadtmitte waren fünf Luftminen, abgeworfen bei der Bombardierung der Stadt durch die britische Royal Air Force in der Nacht vom 14. auf den 15. April 1945. Sie trafen die nahe beieinandergelegenen

spätgotischen Großbauten von St. Georgen und St. Marien mit ihrem Umfeld so schwer, dass die Folgen die Stadtgesellschaft noch heute mit erheblichen Herausforderungen konfrontieren. Bereits mit dem Titel ihres Buches spitzen Vf. die Problemlage in der programmatischen These der „verlorenen Mitte“ zu, deren Bedeutung, Zerstörung und nicht zuletzt dem mit dem Areal verbundenen Mythos sie sich zuwenden wollen.

Entstanden ist der Band in bewährter Zusammenarbeit des Historikers Nils Jörn, seit 2012 Leiter des Wismarer Stadtarchivs, aktiv in zahlreichen historischen Institutionen und Kommissionen, und der vielfältig engagierten Kunsthistorikerin und Kuratorin Anja Rasche, bekannt v. a. durch die Gründung und Koordination des internationalen „Netzwerkes Kunst und Kultur der Hansestädte“. Anlässlich der 75. Wiederkehr des Luftangriffes von 1945 konzipierten sie eine Ausstellungstrilogie, mit der 2020/21 zunächst das „Gotisches Viertel“ bis zu den Zerstörungen von 1945 und 2022 in einem zweiten Teil der Wiederaufbau von St. Georgen (1990–2010) dokumentiert werden konnten. Der abschließende dritte Teil soll die Sprengung von Chor und Langhaus der ehemaligen Ratskirche von St. Marien im Jahre 1960 thematisieren. Erscheinen konnte der hier vorliegende Begleitband der ersten Ausstellung als Nummer 17 einer 2013 aufgelegten Schriftenreihe der „Freunde und Förderer des Archivs der Hansestadt Wismar e. V.“, denen dank zahlreicher Unterstützer immer wieder das Kunststück gelungen ist, jährlich nicht nur einen, sondern sogar zwei Themenbände zu veröffentlichen.

Um es vorwegzunehmen: Der Band ist als ein fulminantes Bilderbuch mit einführenden und erläuternden Texten konzipiert, die gegenüber der Vielfalt der Abbildungen deutlich in den Hintergrund treten. Bild und Text korrespondieren und der konsequente Verzicht auf Anmerkungen und Nachweise verbessert die Lesbarkeit der Texte, die sich zunächst an den interessierten Laien wenden. Für den Forscher bieten die mehr als 200 Abbildungen vielfältiges Anschauungsmaterial und ein 58 Titel umfassendes, bis 2021 fortgeschriebenes Literaturverzeichnis eröffnet gute Möglichkeiten der vertieften Beschäftigung mit Einzelfragen.

Ein derart bilddominantes Konzept setzt einerseits Leser voraus, die auch Bilder lesen können, andererseits reizen hervorragende Auswahl und drucktechnische Wiedergabe der Abbildungen, sich einfach an den Bildern zu erfreuen, sie genau und vergleichend zu betrachten, immer wieder auf Menschen zu treffen, die unvermittelt um eine Ecke gebogen zu sein scheinen oder den Fotografen bemerkt haben, verharren und ihn und damit den Betrachter ansehen. Eine Freude sind die großformatigen Reproduktionen der vielen historischen s/w-Fotografien, sodass beiläufig ein Teil der umfangreichen Fotosammlung des Wismarer Archivs im Druck erschlossen wird – und gleichzeitig der ungeheure Verlust vor Augen steht, den die Bombardierung von 1945 nach sich zog.

Gibt man die in den Bildunterschriften genannten Signaturen im Archivportal Mecklenburg-Vorpommern (<https://ariadne-portal.uni-greifswald.de>) ein, lassen sich, soweit bekannt, auch die Namen der Fotografen erfahren, denen der Band die vielen atmosphärisch dichten historischen Aufnahmen verdankt. Auffällig ist die Vielfalt der Bildsorten. Neben die oft hochauflösenden, aus der Fußgängerperspektive aufgenommenen s/w-Aufnahmen tritt gleich mit der ersten Abbildung eine Luftaufnahme von 1920, die zeigt, wie scharf sich die historische Stadtanlage zu dieser Zeit noch gegen das Umland abgrenzte. Zahlreiche weitere Luftaufnahmen, von erhöhtem Standpunkt oder in Innenräumen aufgenommene Bilder sind geschickt ausgewählt, um dem Leser die räumlichen Zusammenhänge, die heute so nicht mehr erlebbar sind, auf einen Blick zu erschließen. Das historische Panorama wird ergänzt um aktuelle Farbaufnahmen von Anja Rasche, die Backsteindetails nah heranholen oder der Gegenüberstellung der historischen und heutigen Situation dienen. Damit nicht genug, erscheinen Farblithografien (sämtliche fünf Wismar-Ansichten aus „Mecklenburg in Bildern“ von G. F. C. Lisch von 1842–1845), historische Postkarten, Bauaufnahmen, Baupläne, Rekonstruktionen, Lagepläne, historisches Kartenmaterial (insbesondere die bedeutende Glashoffsche Stadtkarte von 1833 und Vergrößerungen daraus) und eine großartige, mit Bleistift gezeichnete Reiseskizze von Friedrich August Stüler, der die hochaufragende Marienkirche 1848 vom Markt aus festhielt.

Das Layout des handlichen Querformates ist klar und übersichtlich. Das Buch gliedert sich in sieben Kapitel und zahlreiche Unterkapitel. Nach einer aspektreichen zweiteiligen Einführung werden auf fast 100 Seiten, die das Viertel konstituierenden zwölf Bauwerke und die Umgebung der Kirchhöfe von St. Marien und St. Georgen in einer fast verschwenderischen Vielzahl von Abbildungen und knappen Texten vorgestellt. Dieses dritte Kapitel bildet den Kern der Dokumentation. In weiteren Kapiteln werden der Luftangriff vom 14. April 1945 und die Zerstörungen nach 1945 in Erinnerung gerufen. Ein Ausblick auf die Herausforderungen der Gegenwart schließt den Band ab.

Kapitel 1 skizziert zunächst in wenigen Zeilen und sinnvollerweise auf das Notwendigste konzentriert die Entwicklung der Seestadt und macht auf die Besonderheit des „Gotischen Viertels“ aufmerksam. Weshalb es an dieser Stelle, in der Nähe, aber deutlich abgesetzt vom Markt, zu dieser topografisch bemerkenswerten Ballung von politischer und kirchlicher Macht kam, bleibt unklar. Die folgenden Abschnitte verdeutlichen, dass das „Gotische Viertel“ kein stilistisch homogenes, politisch oder kirchenrechtlich zusammengehöriges Quartier bildet, sondern eine Folge von Stadträumen, in denen sich bis 1945 eine hohe Anzahl bedeutender Baudenkmale konzentrierte. Das „Gotische Viertel“ aber erweist sich letztlich als ein Konstrukt des Stadtmarketings, begrifflich geprägt allerdings schon 1985, lange bevor Wismar zusammen mit

der Schwesterstadt Stralsund 2002 in die Liste der UNESCO-Welterbestätten aufgenommen wurde. Wie disparat das Verständnis dieses „Viertels“ selbst in der stadteschichtlichen Literatur und bei den Akteuren vor Ort ist, zeigt eine anschauliche tabellarische Übersicht (14). Nicht einfacher wird es, wenn der aus dem zuvor umschriebenen Zusammenhang herausgelöste Stadtraum rund um die Ruine der Marienkirche nach seiner jüngst abgeschlossenen Neugestaltung im Rahmen des Investitionsprogramms „Nationale Projekte des Städtebaus“ nun unter dem konkurrierenden Label „Marienforum“ firmiert.

Anhand der sich bereits seit der Mitte des 19. Jh.s herausbildenden Bildtradition erklären Vff., wie imminent wichtig das Areal um den Fürstenhof und die beiden großen Pfarrkirchen für das Selbstverständnis und die Außendarstellung der Hansestadt war. Anschaulich wird dies, wenn vier von fünf Farblithografien, die in dem bereits erwähnten repräsentativen Werk „Mecklenburg in Bildern“ (G. F. C. Lisch, 1842–1845) die Stadt Wismar repräsentieren, Motive des „Gotischen Viertels“ zeigen (Abb. 07–10). Die einstige *Schönheit des Gotischen Viertels* (Kap. 1.4), die sich als ästhetische Kategorie sowohl in den architektonischen Einzellösungen als auch in frühen „städtebaulichen“ Prägungen manifestierte, zeigen Vff. am Beispiel der Entscheidung eines spätgotischen Maurermeisters. Der drehte den Westgiebel der Alten Schule aus der Gebäudeachse heraus. So entstand eine plane Ansicht dieses Schaugiebels, wenn man von Westen entlang der Straßenfassade des Fürstenhofes in Richtung des Turmmassivs von St. Marien blickte. Eine bis heute immer wieder reproduzierte Ansicht war geboren (Abb. 10–13). Den unwiederbringlichen Verlust städtebaulicher Qualitäten machen Aufnahmen deutlich, die den Kirchhof südlich von St. Marien als einst eingehegten Platzraum zeigen (Abb. 18), der heute aufgrund des fehlenden Baukörpers von St. Marien nicht mehr erfahrbar ist. Dies gilt auch für die sich ehemals durch spitzwinklig aufeinander zulaufenden Fassaden von Alter Schule und südlicher Langhauswand von St. Marien öffnenden und verschließenden Blickachsen (Abb. 19).

Das zweite Kapitel bietet beiläufig und unerwartet eine didaktisch reduzierte, aber gleichermaßen fundierte Einführung in konstruktive und produktionsgeschichtliche Fragen des spätgotischen Backsteinbaus. Am Ende kennt der Leser nicht nur einige Mauerverbände mit Namen, sondern auch das durchaus begrenzte Produktionsvolumen einer der städtischen Ziegeleien, die es 1556 nur auf einen Jahresausstoß von 86.000 Steinen brachte. Und der in Ausstellungen häufig ermüdend-endlosen Präsentation von nur bedingt lesbaren Archivalien stellen Vff. die Reproduktion eines zielgerichtet ausgewählten Vertrages zur Errichtung einer Privatkapelle an St. Marien mitsamt der Transkription des lateinischen Textes und seiner Übersetzung entgegen (44–45). Das Kapitel beschließt ein außerordentlich interessanter Überblick

über die im 19. Jh. verstärkt einsetzende Rezeption der spätgotischen Bauten des Viertels durch Schinkel, Stüler, Gottlob u. a.

Der Hauptteil des Buches (Kap. 3) mit der katalogartigen Präsentation der Kernbauten der Stadtraumfolge beginnt mit St. Marien, der einst bedeutendsten Pfarrkirche der Stadt. Neben den hervorragenden historischen Außen- und Innenaufnahmen ist gar nicht hoch genug einzuschätzen, dass sich Vff. in die Niederungen des an sich Selbstverständlichen begeben und die einst zentralen sakralen und gesellschaftlichen Funktionen einer großen Pfarrkirche benennen. Wie wichtig solche Basisinformationen nicht nur in einem Bundesland wie Mecklenburg-Vorpommern sind, in dem 80 % der Bevölkerung konfessionslos und nur 16 % evangelische Christen sind, versteht sich von selbst. Der Katalog setzt sich fort mit Kapellen und unterschiedlichen Bauten der kirchlichen Administration und Fürsorge, die um den Marienkirchhof errichtet worden waren (u. a. Archidiakonat, Pfarrhaus, Alte Schule). Bei Objekten, für die in jüngerer Zeit umfangreichere Forschungsergebnisse vorgelegt wurden, fallen die Katalogbeiträge sinnvollerweise knapper aus (St. Georgen, St. Marien, Fürstenhof), zumal Vff. im Herbst 2022 eine gesonderte Ausstellung zum Wiederaufbau von St. Georgen realisieren konnten. Andere, weniger prominente Bauwerke werden über die Dokumentation, soweit es die Quellenlage erlaubt, oft wohl erstmals ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt (u. a. Antoniterhof, Armenhaus, Wohnbebauung am Rande der Kirchhöfe). Der umfangreichste, mit nicht weniger als 16 Abbildungen opulent bebilderte Beitrag widmet sich der Alten Schule. Nicht zuletzt, weil dieser Bau seit seine Keller 2007–2011 freigelegt wurden, die Diskussion um die Revitalisierung des Stadtraumes um die Marienkirche wesentlich mitbestimmt.

Ein eigenes, auf der Mitarbeit von Markus z Schöne basierendes Kapitel dokumentiert die verheerende Bombardierung vom 14. April 1945 und damit den letzten der seit 1942 von den Alliierten auch gegen zivile Ziele in Wismar geflogenen Luftangriff. Ausführlich kommen Zeitzeugen zu Wort, die verdeutlichen, dass sich der Terror dieser in der Regel nächtlichen Bombardierungen nicht in erster Linie gegen Baudenkmale, sondern gegen Menschen richtete. Blickt man heute auf die Angriffe der russischen Kriegsmaschine auf die ukrainischen Städte, spricht man von Kriegsverbrechen. Gänzlich frei davon, die Verbrechen der deutschen Kriegsführung relativieren zu wollen, werden hier die militärisch völlig sinnlosen Zerstörungen in Erinnerung gerufen, die noch wenige Tage vor Kriegsende nicht allein Wismar trafen, wo nicht nur das „Gotische Viertel“ versank, sondern im Kriegsverlauf 344 Häuser total und 391 schwer zerstört wurden (vgl. Götz Eckhardt, Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg, Bd. 1, Berlin 1978, 84).

Im anschließenden fünften Kapitel führen Vff. vor Augen, welche der kriegsbeschädigten Bauwerke, wie die 1946–1948 abgetragene Alte Schule,

unter den unmittelbaren Nachkriegsbedingungen als zweifelsfreie Totalverluste abgeschrieben werden mussten (Abb. 171). Auf der anderen Seite stehen die zwar beschädigten, aber besonders durch fehlende Dacheindeckungen zunächst notgedrungen, später politisch gewollt dem Verfall preisgegebenen Sakralbauten. Der riesige Bau von St. Georgen blieb über mehr als 40 Jahre als Ruine erhalten, konnte in einem nationalen, sich über 20 Jahre von 1990–2010 hinziehenden Kraftakt des Wiederaufbaus zumindest in seinem Grundgerüst gerettet und gleichzeitig zur Initialzündung für die Bemühungen um die Aufwertung des Raumes um den ehemaligen Standort der Marienkirche werden. Langhaus und Kathedralchor von St. Marien aber waren bereits 1960 dem Zerstörungswillen der SED-Machthaber zum Opfer gefallen. Wie diese auf verschiedenen Ebenen orchestrierte Kampagne gegen den Widerstand der Denkmalpflege dazu führen konnte, dass der keineswegs in seiner Standsicherheit gefährdete Bau durch Sprengung zu Fall gebracht werden konnte, hat Horst Ende 1995 anhand von Archivmaterial publiziert (Horst Ende, Es blieb nur der Turm – Zerstörung und Abbruch des Schiffes der St. Marienkirche zu Wismar, in: Denkmalschutz und Denkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, Heft 2, 1995, 2–11). Man darf gespannt sein, was der letzte Teil der Ausstellungstrilogie zu diesem Komplex noch zutage fördern wird.

Die letzten beiden kurzen Kapitel zeichnen die Entwicklung der für die Stadt bedeutenden Raumfolge des „Gotischen Viertels“ nach, fragen nach dessen Mythos und formulieren zurückhaltend Kritik zu einzelnen Entwicklungen der jüngsten Vergangenheit (Konzept des Fürstenhof-Gartens, Witterungsabdeckung der ergrabenen Teile der Alten Schule). Vff. sehen die Notwendigkeit, weiterhin akut gefährdete Bausubstanz zu sichern und die „verlorene Mitte“ als Erinnerungsort für die Opfer des Zweiten Weltkrieges und Mahnmal für den Frieden auch in der Zukunft weiterzuentwickeln und die einstige Schönheit des Viertels dem Besucher vielleicht mithilfe der Instrumente der augmented reality zugänglich zu machen.

Insgesamt macht der vorliegende Band die außerordentlich schwierige städtebauliche Situation deutlich, die daraus resultiert, das der hohe und großvolumige Baukörper von Langhaus und Chor der St. Marienkirche als prägendes und strukturierendes Element unwiederbringlich verloren ist – und so auf immer eine nicht zu heilende Wunde im Stadtraum verbleiben wird (199).

Die Herausforderungen, denen sich die Planer des „Marienforums“ auf Grundlage der 2010 von der Bürgerschaft gefassten Beschlüsse auch in einem langwierigen baurechtlichen Beteiligungs- und Mitwirkungsverfahren stellen mussten, sind überaus komplex. Sie verdienen es, im letzten Teil der Ausstellungsreihe im Einzelnen dargestellt zu werden. Dies gilt auch für die bisher nicht realisierten Bauvorhaben, wie die noch 1968 erwogene Überbauung des

abgeräumten Kirchenschiffs von St. Marien mit einer Stadt- und Konzerthalle (Abb. 193) oder die Lösungen, die in zwei am Lehrstuhl von Thomas Will schon 2008 an der TU Dresden vorgelegten Diplomarbeiten für den Wiederaufbau der Alten Schule erarbeitet wurden. Hier wäre dann auch ein aktueller Lage- und Parzellenplan aufzunehmen, der in diesem Band vermisst wird.

Wer die rundum gelungene Dokumentation von Anja Rasche und Nils Jörn aus der Hand legt, ist schon fast auf dem Weg nach Wismar, in die wunderbare Stadt an der Ostsee, gut gerüstet, um zu sehen, was nicht mehr, v. a. aber, was noch oder wieder steht – in der „verlorenen Mitte“. *Hansjörg Rümelin*

Margit Dahm-Kruse und Julia von Ditzfurth (Hgg.), *Mittelalterliche Handschriften und ihre Biographien. Betrachtungen aus kunsthistorischer und germanistischer Perspektive* (Geist und Wissen 38, Kiel 2022, Verlag Ludwig, 236 S., 4 s/w- und 28 Farbabb.). – Der vorliegende Sammelband beinhaltet die Ergebnisse eines Postdoc-Workshops aus dem Jahr 2019 an der Universität Kiel. Ausgangspunkt des Workshops war die Auseinandersetzung mit der Objektbiografie von Handschriften.

Im ersten Beitrag legt Christine Jackel (Wien) anhand der Handschriftensammlung der Benediktinerstifts Kremsmünster das sog. Kern-Sphären-Modell dar, in welchem die Interessensverschiebung am Inhalt deutlich wird (26–51). Das Modell geht von verschiedenen Intentionen aus, die Handschriften in eine Bibliothek gelangen lassen, bspw. durch Schenkungen für Mss.-Stiftungen oder Konventsmitgliedern oder Handschriften für die Seelsorge. Tina Bawden (Berlin) untersucht an den *Annales Colbatzenses* wie eine zunächst als Kalendarium konzipierte Handschrift über zahlreiche Nachträge bis in die Neuzeit das sich stark wandelnde Interesse von Nutzern und Forschern findet (52–84). Ähnliches gilt für das durch Jutta von Ditzfurth (Freiburg) vorgestellte Würzburger Kiliansevangeliar (85–115). Dieser Codex löst sich von seiner ursprünglich liturgischen Funktion und bildet verschiedene semantische Schichten aus. Diese Schichten kreisen allerdings durchgängig um die Bedeutung des Codex als Reliquiar. Tina Terrahe (Greifswald) kann bei dem Trierer Codex Hs 40/1018 zeigen, dass die in der Forschung lange im Vordergrund gestandenen „althochdeutschen Zaubersprüche“ mit der Anlage von Marginalien ihre Bedeutung hin zu einer medizinischen Gebrauchshandschrift wandeln (116–144). Der von Ondřej Vodička (Prag) untersuchte Codex Wallerstein ist die einzige spätmittelalterliche Handschrift, die über den bewaffneten und unbewaffneten Zweikampf handelt (145–172). Neben den eigentlichen Schreibern dürften an der Entstehung des Codex auch Fecht- und Ringmeister mitgewirkt haben. Die Handschrift diente als Vorlage für viele spätere Handbücher, gleichwohl ist bereits hier die Änderung der Kampftechnik bei der Neubindung des Codex zu beobachten.

Die Memorialbücher der Straßburger Johanniterkommende „Zum Grünen Wörth“ als Handschriftengruppe steht im Zentrum der Überlegungen von Stephan Lauper (Fribourg). Deutlich definiert durch ihren Funktionskontext, wenden sich einzelne Bücher an klar umrissene Lesergruppen, was kein Zufall war, sondern laut Vf. eine wohlüberlegte Anlage des Schreibers, die dadurch für den zeitgenössischen Betrachter Hand in Hand griffen (173–193). Den Benutzereintragen in den Naumburger Chorbüchern widmet sich die Untersuchung von Susanne Wegmann (Köln). Diese Eintragungen deutet Vf. in als Ausprägungen der protestantischen Memoria verschiedener Benutzer bzw. Leser der Codices (194–214). Die umfangreichen Namenseintragen teilweise an prominenter Stelle wurden sehr bewusst vorgenommen und sind bislang kaum bekannt.¹ Wie sich ein liturgischer Codex aus religiösem Kontext zu einem nationalen Monument wandeln kann, zeigt Maria Theisen (Wien) in ihrem Beitrag über das Kantonale von Žlutice (215–234). Gleichwohl kommt eine derartige Umwidmung selten vor, aber gerade bei liturgischen Texten überrascht immer wieder die lange Benutzung auch über konfessionelle Schranken hinweg.

Alle acht Artikel sind jeder für sich sehr gut recherchiert und bieten umfassende Informationen zu den Codices und ihrer Geschichte. Aber muss man das Rad neu erfinden? Dass Handschriften nicht handeln (8), liegt auf der Hand. Und dass „der Mehrwert der Objektbiographie gegenüber einer bloßen Rekonstruktion der Objektgeschichte [...] in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Interpretationen des Objektes“ (9) besteht, ist das ganz normale Ergebnis einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Handschriften.² Dies ist freilich nur bedingt durch die Handschriftenkatalogisierung zu leisten, die aufgrund arbeitszeitlicher Begrenzungen nur die grundlegenden Ausprägungen und die entsprechenden Hinweise benennen kann. Und die Ablage dieser (Teil)Ergebnisse im Handschriftenportal (13) ist bereits ein Problem an sich, da ein reibungsloses Funktionieren des Portals immer noch nicht gewährleistet ist.

Diese Bemerkungen sollen den wissenschaftlichen Wert der einzelnen Beiträge keineswegs schmälern, aber auch die Objektbiografie ist letztendlich nichts Neues.

Anette Löffler

¹ Hierzu auch Anette Löffler: Schreiber, Empfänger und Benutzer liturgischer Handschriften des Deutschen Ordens im Preußenland, in: Schriftlichkeit im Preußenland, hg. von Marie-Luise Heckmann, Jürgen Sarnowsky (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 30), Osnabrück 2020, S. 63–85, bes. S. 76–82.

² Hier beispielhaft Rolf Bergmann: Formen und Funktionen mittelalterlicher Handschriften, in: Aus Buchwerkstatt und Bibliothek. Manuskriptkulturen des Mittelalters in Orient und Okzident, hg. von Konrad Zorn e.a., Bamberg 2014, S. 9–45 (<https://opus4.kobv.de/opus4-bamberg/frontdoor/index/index/docId/51404>; letzter Zugriff: 27.07.2023)

Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Regionen

Bearbeitet von *Rudolf Holbach, Nils Jörn, Sarah Neumann* und *Ortwin Pelc*

RHEINLAND/WESTFALEN. Mit *Die Türme und Mauern in Köln im Mittelalter: Wache, Gefangene und militärische Aspekte* (JbKölnGV 85, 2022, 7–98) legt Klaus Militzer den zweiten Teil seiner umfassenden Studie zur Kölner Wehrhaftigkeit im Mittelalter vor. An erster Stelle behandelt Vf. die Wache auf den Tortürmen (7–30), deren soziale Zusammensetzung sich auf Grundlage des Verwaltungsschrifttums insbesondere für das 14. Jh. gut rekonstruieren lässt. Festzustellen ist dabei, dass die Aufsicht über die Feldseite hauptsächlich in den Händen von Angehörigen der Geschlechter lag, die für das Amt des Burggrafen insgesamt gut entlohnt, im Laufe des 14. Jh.s aber immer stärker kontrolliert wurden, während auf der als sicherer eingestufte Rheinseite vornehmlich Bürger für die Wache zum Einsatz kamen, die auch anderen Beschäftigungen nachgehen konnten. Die Register der Rentmeister von 1446 und 1468 ermöglichen im nächsten Schritt eine minutiöse Rekonstruktion der Bewaffnung auf den einzelnen Toren und Mauerabschnitten, die anhand von dreizehn Ausschnitten aus dem Mercatorplan visualisiert werden (30–68). Dank des zeitlichen Abstands der beiden Register können auch Kontinuitäten und Wandlungsprozesse im Militärwesen und -handwerk aufgezeigt werden, wie z. B. die durchgehend hohe Bedeutung von Armbrüsten für die Stadtverteidigung und die zunehmende Relevanz von Kanonengießen und -schmieden. Kaum gesicherte Angaben liegen hingegen zu der Zahl der auf den städtischen Wehranlagen tätigen Männer vor; Vf. rechnet hier mit 80 Personen in Friedens- und 100 Personen in Kriegszeiten. Neben diesem Wach- und Verteidigungspersonal ist für einige der feldseitigen Türme auch die Verwahrung von Gefangenen und „Unsinnigen“ nachweisbar (68–78). Nachdem Vf. so die Ausstattung und Multifunktionalität der städtischen Wehranlagen umfassend rekonstruiert hat, beleuchtet er u. a. mit dem Turnierwesen und dem Armbrustschießen Maßnahmen zur Förderung der bürgerlichen Wehrfähigkeit (78–80), um dann darzulegen, über welche Waffen Kölner Bürger verfügten (80–85). Den Abschluss des Beitrags bildet ein Blick auf Sicherungsmaßnahmen für das Kölner Umland (85–96). Insgesamt gewinnt das Bild des „wehrhaften Köln“ durch diesen zweiten Teil der Studie weiter an Kontur. S. N.

Der 69. Band von *Geschichte in Köln* (2022) umfasst dreizehn Beiträge, von denen neun dem vormodernen Köln gewidmet sind. Karl Ubl stellt umfassende quellenkritische Überlegungen zu der zwischen 1046 und 1056 entstandenen

Heribert-Vita Lantberts von Deutz an, deren hagiografische Stilisierungen teils unverändert von der Forschung übernommen worden sind. So kann er *Das andere Leben Erzbischof Heriberts von Köln* (13–32) nachzeichnen, der als sozialer Außenseiter aus eher unbedeutenden Wormser Verhältnissen beharrlich um seinen Aufstieg zum Ebf. und um die Anerkennung der Stadtbevölkerung kämpfte. Die Frage nach dem Mit- resp. Gegeneinander von Ebf. und Bürgerschaft wirft Joachim Deeters in *Vom Bau der Großen Mauer um Köln 1180* auf (33–49) und macht im kritischen Abgleich von Zeugnissen der Geschichtsschreibung, der sog. Mauerurkunde sowie dem Grabmal Philipps von Heinsberg plausibel, den Mauerbau als Gemeinschaftswerk beider Größen zu begreifen. Konflikte zwischen Ebf. und Stadt bilden indes den Ausgangspunkt für Christian Jasers anregende Untersuchung zu *Stadt und Interdikt im Mittelalter* (91–112). Mit dem Lokalinterdikt nimmt Vf. eine geistliche Strafmaßnahme in den Blick, die vor allem im städtischen Raum, insbesondere in Kathedralstädten zur Anwendung kam. Für das Kölner Beispiel zeichnet Vf. zunächst Konflikt- und Interdiktfälle von 1250 bis 1350 nach, um dann juristische und alltagspraktische Resilienzstrategien auf städtischer Seite zu untersuchen. Anhand von Kölner Quellen des 12. bis 15. Jh.s zu acht Kölner Familien untersucht Markus Jansen den Weg *Von der städtischen Elite in den Landadel*, den – nicht nur in Köln – zahlreiche Familien der städtischen Führungsschicht zurücklegten (113–140). Entgegen der These von der „Abschließung“ des Ritterstandes ab dem 13. Jh. belegt das Kölner Fallbeispiel ein hohes Maß an sozialer Mobilität und intensive Verflechtungsprozesse zwischen städtischen und ländlichen Eliten im ausgehenden Mittelalter. Saskia Limbach richtet in *Gedruckte Rechtsordnungen im Köln des 16. Jahrhunderts* den Blick auf den Kölner Stadtrat und die Frage, wie die städtische Obrigkeit das neue Medium des Drucks nutzte (231–251). Dabei zeigt sich, dass für die innerstädtische Kommunikation weiterhin bewährte Formen wie z. B. Morgensprachen beibehalten wurden, während das neue Medium vor allem für die Information auswärtiger Kaufleute Anwendung fand. Dies änderte sich erst ab der Mitte des 16. Jh.s mit dem Zustrom von Glaubensflüchtlingen in die Stadt, die über die etablierten Kanäle nicht erreicht werden konnten. Geschichtswissenschaft, Archäologie und Geowissenschaften verbindet Carla Meyer-Schlenkrich in *Mensch und Fluss* (141–174) zu einer regelrechten Fluss- bzw. Bachbiografie. Am Beispiel der Strunde im Bergischen Land rekonstruiert sie eindrücklich die extensive Veränderung von Fluss- und Auenlandschaften durch den Menschen seit dem Frühmittelalter und geht dabei auch der Frage nach, inwiefern diese vom Menschen beeinflussten Landschaften ihrerseits spezielle soziale Formationen und Vergemeinschaftungen prägten. Ein weiterer Beleg für die fruchtbare Verbindung historischer und geowissenschaftlicher Arbeitsweisen ist *Die lothringische Steinskulptur der Gotik*

in Köln von Ulrike Bergmann und Esther von Plehwe-Leisen, die anhand von Steinbestimmung zwischen Kölner und Importware differenzieren und insgesamt den Warenimport und die Bildhauerwanderung nach Köln im frühen 14. Jh. erhellen können (51–89). Nils Hausmann widmet sich am Beispiel von vier vielfarbigen, mit Wappenstickereien verzierten Kissenplatten aus dem Kölnischen Stadtmuseum der Verbindung von *Hausrat und Memoria*. An die detaillierte Rekonstruktion der Objekte schließen sich Überlegungen zu Gebrauchsmöglichkeiten frühneuzeitlicher Kissen als Träger familiärer Memoria an, die diese Objekte für fromme Schenkungen geeignet erscheinen ließen (175–200). Fromme Schenkungen behandelt auch der Beitrag von Anna Pawlik, der im interdisziplinären Zugriff *Die Stiftung von Taufbecken in Kölner Pfarrkirchen in der Frühen Neuzeit als Akt konfessionspolitischer Handelns* untersucht und am Beispiel einer bislang nicht im Zusammenhang behandelten Objektgruppe die konfessionell geprägte Stiftungspraxis politischer Eliten im Köln des 16. Jh.s verdeutlicht (201–229). S. N.

Pilgern zu Wasser und zu Lande, hg. von Hartmut Kühne und Christian Popp (Jakobus-Studien 24, Tübingen 2022, Gunter Narr Verlag, 504 S., div. Abb., Personen- und Ortsregister), versammelt zwölf auf die Jahrestagungen der Deutschen Sankt-Jakobus-Gesellschaft von 2019 und 2020 zurückgehende Beiträge, die sich, gegliedert in drei Großkomplexe, den Herausforderungen und Chancen der Verkehrsinfrastruktur für Pilger widmen. *Brücken und Wege* stehen dabei im Zentrum des ersten Themenkomplexes: Martin Bauch und Christian Forster bieten in ihrem umfangreichen Beitrag zunächst einen Überblick zum Brückenbau im Spätmittelalter, um sich dann dem bislang noch wenig untersuchten Brückenablass zuzuwenden und zu prüfen, in welchem Grade solche Maßnahmen durch fromme Motive und/oder natürliche Extremereignisse vorangetrieben wurden (*Seelenheil und Infrastruktur. Zum Zusammenhang von Brückenbau, Ablässen und Extremereignissen im Spätmittelalter*, 15–78). Diese wechselseitige Verbindung von Wallfahrtswesen und Brückenbau unterstreicht auch der Befund von Johannes Mötsch zur Wallfahrt ins thüringische Grimmenthal, deren Einnahmen zum Teil auch dem Brückenbau zugutekamen (*Wallfahrt, Verkehrswege und Brückenbau im Kontext der Grimmenthaler Wallfahrt*, 79–93). Der zweite Großkomplex ist *Schiffspilgerfahrten* und dem Vergleich von Land- und Wasserwegen gewidmet: Ruth Schilling geht der Frage nach, ob die Schiffspassage als besondere Belastungssituation dazu geeignet war, Notgemeinschaften an Bord zu schaffen. Dazu umreißt sie zunächst die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen von Schiffsreisen, um dann ausgewählte Pilgerberichte mit Blick auf die geschilderte Interaktion der Reisenden zu untersuchen und aufzuzeigen, dass soziale und kulturelle Ordnungsmuster auch im Sozialraum

Schiff Geltung beanspruchen konnten (*Schiffe als soziale Räume. Hierarchie- und Körpervorstellungen auf spätmittelalterlichen Pilgerreisen*, 97–118). Carsten Jahnke leistet sodann mit der systematischen Zusammenschau der skandinavischen Zeugnisse zu Compostela- und Jerusalem-Wallfahrten einen wichtigen Beitrag zur Einbeziehung Nordeuropas in die Betrachtung des Pilgerwesens (*Skandinavische Wallfahrten nach Santiago de Compostela und Jerusalem. Ein kurzer Überblick*, 119–179), während Klaus Gereon Beuckers den Blick nach Köln richtet und anhand zweier Bilderzyklen der Ikonografie der hl. Ursula als Schiffspilgerin nachgeht (*Die heilige Ursula von Köln – Idealtypus einer Schiffswallfahrerin? Bemerkungen anhand des Kleinen und des Großen Ursula-Zyklus aus der Mitte des 15. Jahrhunderts in Köln*, 181–205). Die Bedeutung des Rheins als zentrale Verkehrsader in der Verbindung von Rom und Norddeutschland verdeutlicht Jörg Voigt am Beispiel der dank eines erhaltenen Ausgabenregisters im Detail rekonstruierbaren Reiseroute einer Lüneburger Gesandtschaft (*Der günstigste Weg von Rom nach Norddeutschland. Ein Beispiel für die Bedeutung der Rheinschiffahrt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts*, 207–214). In Arend Mindermanns Beitrag wird hingegen der Weg des Abts Albert von Stade nach Rom in den Blick genommen und dabei nicht allein Reisemotive und -route, sondern auch die Rezeption seines Reiseberichts aufgearbeitet (*Die Romreise des Albert von Stade*, 215–238). Mit dem Hülfsberg stellen Thomas T. Müller und Hartmut Kühne im Anschluss einen Wallfahrtsort vor, der sich nach Ausweis der Pilgerzeichen und der Wallfahrtslegende großer Resonanz in den norddeutschen Hansestädten erfreute, was die Verschränkung frommer und ökonomischer Interessen mit infrastrukturellen Gegebenheiten nahelegt (*Wunder an der Werra. Die Wallfahrtskapelle auf dem Hülfsberg*, 239–262). Die norddeutsche Wallfahrtslandschaft steht auch im ersten Beitrag des mit *Regionales* betitelten letzten Großkomplexes im Mittelpunkt: Elizabeth Andersen und Mai-Britt Wiechmann widmen sich der hl. Birgitta von Schweden sowohl in ihrer Doppelfunktion als Typus der Wallfahrerin, wie sie bildliche Darstellungen präsentieren, als auch als Zielpunkt regionaler Wallfahrten im norddeutschen Raum (*Birgittaverehrung in (Nord-)Deutschland. Von der Pilgerin zum Pilgerziel*, 265–302). Drei vermeintlich unspektakuläre archäologische Funde bilden den Ausgangspunkt der Untersuchung von Renate Samariter, Christian Popp und Hartmut Kühne, in der Vf. die Einordnung der genannten Funde als Pilgerzeichen plausibel machen und im Verbund mit den Schriftzeugnissen die Bedeutung Halberstadts als Wallfahrtsort bereits seit dem 13. Jh. belegen, also noch weit vor der Ablassurkunde Ebf. Albrechts von 1516, die dem Beitrag als Edition beigegeben ist (*Halberstädter Zeichen auf Erztaufen und Glocken zwischen Ostsee und Saale? Sachkultur und Quellenbefunde im Dialog*, 303–347). Tim Erthel rollt die

bislang kaum betrachtete Jakobusverehrung an der Erfurter Predigerkirche umfassend auf (*Der Jakobuskult an der Erfurter Predigerkirche im Spiegel ihrer Ausstattung*, 349–393), bevor Rainer Müller und Martin Sladeczek abschließend die Bau- und Ausstattungsgeschichte des Kirchenensembles auf dem Erfurter Domberg und in einem zweiten Schritt seine Bedeutung als lokales Kultzentrum mit begrenzter überregionaler Strahlkraft in den Blick rücken (*Der Erfurter Domberg als Ort der Reliquienverehrung und als Wallfahrtsziel*, 395–466). In der Summe bietet der Band eine Vielzahl an Detailbeobachtungen, vor allem auch zum norddeutschen Raum und leistet einen beeindruckenden Beitrag zum Verständnis der Verschränkung infrastruktureller und frömmigkeitsgeschichtlicher Fragestellungen. S. N.

Drei Jahrzehnte nach Erscheinen der dreibändigen Geschichte der Stadt Münster legt deren Hg. Franz-Josef Jakobi mit *Münster. Entstehung und Geschichte der Stadt vom 8. bis 20. Jahrhundert* (2 Bde., Münster 2023, Aschendorff Verlag, 1249 S., zahlr. Abb., Personenregister) erneut ein beeindruckendes Werk vor, das die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zur kommunalen Gebietsreform 1975 aus einem Guss und auf der Grundlage neuester Forschungserkenntnisse rekonstruiert und mithilfe des reichen und hochwertigen Bildmaterials im zweiten Band (545 S.) auch überaus anschaulich präsentiert. Orientiert an den zentralen stadthistorischen Entwicklungsschritten und Zäsuren gliedert sich der Band in 16 Kapitel: Auf die Diskussion der neuesten Erkenntnisse zur Frühgeschichte der Siedlung Mimigernaford, dem Missionskloster Liudgers und der Bistumsgründung (3–9) folgt das zweite, der Formierung der geistlichen Stadt gewidmete Kapitel (13–31), das die Entwicklung der Domburg im 9. und 10. Jh., die Stiftsgründungen des 11. Jh.s und die Ausbildung der Bürgerstadt seit dem 12. Jh. in den Blick nimmt. Dabei wird auch die zunehmende Bedeutung von Kaufleuten und Handwerkern für die Stadt greifbar, die nach der Brandkatastrophe von 1121 auch außerhalb der Domburg Siedlungsplätze erhielten und im um 1200 abgeschlossenen Stadtwerdungsprozess einen wesentlichen Faktor darstellten. Damit ist die Basis geschaffen, um in einem umfangreichen, dem Spätmittelalter gewidmeten Kapitel die Position Münsters als Bischofs- und Hansestadt und das damit verbundene Spannungsverhältnis zwischen Bischof und Bürgerschaft aufzurollen (35–102). Dabei wird zunächst die für das Verständnis der Stadtentwicklung wichtige Rückbindung der Stadt an das Fürstbistum verdeutlicht (37–43), um dann sowohl die baulich-topografische Ausgestaltung der Stadt als auch die soziale, rechtliche und wirtschaftliche Ausdifferenzierung der städtischen Lebenswelt in den Blick zu nehmen (43–78). Insgesamt wird damit ein bestechendes Porträt der die Bürgerstadt prägenden Institutionen und sozialen Gruppen geliefert, das die Einbindung von

Münsteraner Kaufleuten in den hansischen Handel ebenso thematisiert wie die Bedeutung von Handwerker- und Kaufleutegilden und die Warenströme nach und aus Münster (61–65). Auf die Darstellung der Unabhängigkeitsbestrebungen der Bürgerstadt und der Einführung der Reformation (78–102) folgen Kapitel zu Reformation und Täuferherrschaft (105–146), zu Münster im konfessionellen Zeitalter (149–187), zu Münsters Geschichte im Dreißigjährigen Krieg bzw. als Stadt des westfälischen Friedens (191–205) und zur Residenzstadt (209–268) bevor die Geschehnisse der neuzeitlichen Stadt ab 1800 in weiteren neun Kapiteln in den Blick genommen werden. Die mit solch einem Gesamtbild verbundenen Herausforderungen meistert Vf. zum einen durch den stringenten Aufbau sowohl der einzelnen Kapitel als auch des Gesamtwerks und zum anderen durch die ausführliche Vorstellung der Überlieferungs- bzw. Quellenlage und der Forschungsdiskussion. Die von ihm angestrebte „Synthese“ (XXVI) ist in jeder Hinsicht gelungen und das Werk wird sich sicherlich – auch im Verbund mit der dreibändigen Stadtgeschichte – als unentbehrliches Handbuch bewähren. S. N.

Die Erkenntnisse der Soester Stadtarchäologie bilden einen thematischen Schwerpunkt des 134. Bandes der *Soester Zeitschrift* (2022). Im Zentrum des Beitrags von Julia Ricken und Tobias Baldus, *Von Stadtmauern und Steinwerken. Neue Ergebnisse zur Soester Stadtgeschichte* (19–28, 10 Farbabb.), steht zunächst die bis dato vergleichsweise wenig erforschte mittelalterliche Stadtbefestigung Soests. So förderten Grabungen am Ulrichertor die Fundamente der Wehranlage aus der zweiten Hälfte des 12. Jh.s zutage, während die Untersuchungen im Bereich des Thomähofs trotz der starken Durchmischung steinzeit-, mittelalterlicher und neuzeitlich-moderner Funde eine Verdichtung der Bebauung im 12. Jh. belegen und zudem wichtige Hinweise auf die Bebauung vor Anlage des Urkatasters liefern. Weitere wertvolle Funde zur älteren Soester Stadtgeschichte dokumentiert Julia Ricken *Graben durch die Zeit – Von einer neuzeitlichen Scheune bis zur ottonischen Befestigung in der Altstadt von Soest* (29–35, 5 Farbabb.). Neben bedeutenden Einzelfunden (z. B. eine Kernspaltflöte, Kämmen) ist hier insbesondere ein jüngerer Abschnitt der karolingisch-ottonischen Befestigungsanlage anzusprechen. Beide Beiträge liefern damit nicht allein wichtige Erkenntnisse zur älteren Soester Stadtgeschichte, sondern unterstreichen zugleich die Notwendigkeit kontinuierlicher Baustellenbeobachtung und -dokumentation, die solche Erkenntnisse erst ermöglichen. In ihrem Beitrag *Alles Soester? – Siegelstempel aus dem Stadtgebiet* (37–50, 3 Taf.) widmen sich Julia Ricken und Tobias Westhoff einer speziellen Fund- und Quellengruppe: Auf eine knappe Einführung zu Eigenschaften und Funktion von Siegeln allgemein und zu gängigen Siegelbildern folgt eine Aufarbeitung der Soester Funde, die dem Beitrag auch als

Abbildungen beigegeben sind, bei der nach Siegelführern mit geistlichem und weltlichem Hintergrund differenziert wird. Alina Ostrowski *Köln zwischen Heiligkeit und städtischer Freiheit. Legitimierende Geschichtsdeutung in der Koelhoffschen Chronik (1499)* (51–79, 5 Farbabb., 1 Tab.) geht der Frage nach dem Stadtverständnis in der ältesten gedruckten Kölner Stadtchronik nach. Sie stellt dazu zunächst wesentliche Forschungsergebnisse und -diskussionen um die Koelhoffsche Chronik und die für ihre Analyse zentralen Exkurse innerhalb des Werks vor. Diese Exkurse, die auch bildlich durch acht großflächige Holzschnitte als besonderer Bestandteil der Chronik markiert werden, lassen sich als eine eigenständige Interpretation der Kölner Stadtgeschichte durch den Verfasser des Werks verstehen. Dabei ist auffällig, dass neben der Vorstellung von der Heiligkeit Kölns insbesondere der Aspekt der (seit jeher) bestehenden Freiheit Kölns und – nachgeordnet – auch der Status der Reichsunmittelbarkeit von hoher Bedeutung sind und vom Verfasser als wechselseitige Legitimationsmuster genutzt werden. S. N.

Friedrich Bernward Fahlbusch steuert für den 72. Band des *Jahrbuchs des Kreises Warendorf* (2023) zwei Beiträge mit unmittelbarem Hanse-Bezug bei. *Wie Warendorf „Hansestadt“ wurde* (307–321) widmet sich in einem analytischen Dreischritt der „imaginierten Hanse-Vergangenheit“ (321) der Stadt. Vf. untersucht dazu zunächst die lokal- und hansehistoriografischen Traditionen: So wurde die hansische Vergangenheit Warendorfs erst seit den 1930er Jahren – im Kontext des zeitgenössischen Interesses an diesem für die NS-Geschichtsschreibung anschlussfähigen Themenfeld – zu einem Thema der Lokalgeschichtsschreibung. Diese Vorstellung von der hansischen Vergangenheit Warendorfs etablierte sich in der Folge auch als werbewirksames Motiv in der, in dem Beitrag ebenfalls beleuchteten städtischen Geschichtskultur und überlagerte die Befunde der Hanseforschung, die Warendorf allenfalls als eine der „kleinen Städte“ einordnet oder auch das Epitheton „Hansestadt“ für Warendorf mit guten Gründen ablehnt. – Die *Miszelle Hansisches Amigonat* (322–327) führt am Beispiel der familiären und politischen Verflechtungen des münsterisch-lübischen Plönnies-Clans den Netzwerkcharakter führender hansischer Familien vor Augen. Dabei wird auch deutlich, dass sich die „Herren der Hanse“ in ihrem Handeln nicht an der als Verbund nur schwer greifbaren Hanse orientierten, sondern primär die Verflechtung ihrer wirtschaftlichen und politischen Interessen im Blick hatten, die sie über familiäre Verbindungen abzusichern suchten. S. N.

Im 107. *Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e. V.* (2022) sind insbesondere zwei Beiträge anzuzeigen. Eva Manz (*Neues zur Stadtentwicklung Bielefelds*, 7–28) stellt die Ergebnisse der 2017/18

im Kontext eines Bauvorhabens angestellten archäologischen Untersuchungen im Bereich Alter Markt/Piggenstraße zusammen und leitet daraus wichtige Erkenntnisse zur Siedlungsgeschichte Bielefelds ab, die sich dank der dem Beitrag beigegebenen Grabungspläne und der Reproduktion der Urflurkarte von 1826 detailliert nachvollziehen lassen. Neben der Rekonstruktion von Veränderungen in der dörflichen Bebauung und in den Besitzverhältnissen ermöglichen die archäologischen Befunde auch, für die Zeit von 1150 bis um 1200 eine „Pionierphase“ (28) in der Stadtentwicklung zu erfassen, die noch vor dem schriftlich bezeugten Stadtgründungsdatum liegt. Wolfgang Schindler (*Bielefelder Kleriker im spätmittelalterlichen Rom*, 29–60) bietet eine wertvolle Ergänzung und Weiterführung zu Rühnings Arbeit über Hermann Crusing, dem bis dato „prominentesten“ Bielefelder Kleriker in Rom. Anhand prosopografischer Studien kann Vf. nachweisen, dass im ausgehenden Mittelalter mit insgesamt sieben Personen aus Bielefelder Ratsfamilien ein überraschend hoher und vermutlich auf Patronagesystem beruhender Anteil an Bielefeldern in Diensten der römischen Kurie stand. S. N.

Die Kleinen unter den Großen. Ministerialität und Niederadel in spätem Mittelalter und früher Neuzeit, hg. von Katrin Jaspers und Stefan Pätzold (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen NF 64, Münster 2022, Aschendorff Verlag, 600 S., zahlr. Abb., Personen- und Ortsregister), bietet in insgesamt zwölf Beiträgen Einblicke in aktuelle Fragen der (Nieder-)Adelsforschung. Zur Eröffnung geht Michael Hecht (*Der vor-moderne Adel als ein Stand der Unterschiede*, 9–28) sowohl zeitgenössischen als auch forschungsgeschichtlichen Annäherungen an die Differenzierung von „niederem“ und „höherem“ Adel nach, beleuchtet weitere Differenzierungsmöglichkeiten innerhalb des Adels (z. B. Briefadel, Stadtadel) und behandelt abschließend methodische Fragen zur Erfassung regionaler Unterschiede im Adel. Peter Ilisch widmet sich im Anschluss Aufstiegs- und Abstiegsprozessen im münsterländischen Adel, die auch die soziale Heterogenität dieses Personenkreises und seine Anschlussfähigkeit zum städtischen Patriziat vor Augen führen (*Niederadel im münsterländischen Flachland*, 29–78). Die Wohnsitze des Niederadels in Westfalen und im nördlichen Rheinland stehen im Mittelpunkt der Untersuchung von Stefan Leenen (*Hof, Haus und Schloss*, 79–124), während Fabian Schmitt am Beispiel von Kölner Ministerialen den Aufstieg einer regionalen Funktionselite nachzeichnet (*Kölner Ministerialen im südlichen Westfalen um 1200*, 125–158). Das Potenzial familienbezogener Analysen führt Katrin Jaspers (*Die Herren von Hörde*, 159–238) in ihrer Mikrostudie zur Kölner Ministerialenfamilie von Hörde vor Augen: Die statistische Auswertung des diplomatischen Materials (s. Regesten im Anhang des Beitrags, 200–238) sowie der Wappensiegel erlauben eine

umfassende Rekonstruktion des gut ein Jh. dauernden Aufstiegs der Familie aus der Unfreiheit der Ministerialität in den Niederadel. Dieser soziale Wandlungsprozess wird auch von Stefan Pätzold in den Blick genommen und im territorialen Rahmen der Grafschaft Mark nachvollzogen (*Ministerialität und Ritterschaft der Grafen von der Mark im 13. und 14. Jahrhundert*, 239–264). Michael Lagers geht hingegen den Strategien niederadliger Herrschaftsbildung im spätmittelalterlichen Diemelraum nach, in dem sich die Interessen verschiedener Territorialherren überlagerten, was die niederadligen Familien der Spiegel, der Raben von Canstein und derer von Padberg für die Gestaltung ihrer angestammten Herrschaftsräume zu nutzen wussten (*Fehde, Pfand und Familie*, 265–290). Welche Handlungsmöglichkeiten ein Angehöriger des Niederadels zur Behauptung seiner rechtlichen Forderungen besaß, untersucht Bernhard Suermann an einem Fallbeispiel aus dem 15. Jh. (*Zur Fehde des Johann von Oeynhausen gegen Bielefeld (1491) im Kontext von Ehre und Recht*, 291–314), das auch die Verflechtung von Ritterschaft und städtischem Rat bzw. von Adel und Stadt aufzeigt. Sebastian Schröder rollt einen Konflikt um die Ausübung niederadliger Straf- und Gerichtsgewalt, konkret um das Züchtigungsrecht des Gutbesitzers, im frühneuzeitlichen Fürstentum Minden auf und zeigt anhand der Prozessakten, wie Niederadelige jurisdiktionelle Sonderrechte reklamierten und verteidigten (*Tod im Taubenturm*, 315–358), während sich Andreas Müller den Auseinandersetzungen um die Ahnenprobe der Ritterschaft des Hochstifts Paderborn Ende des 18. Jh.s widmet (*Stiftsadelige Legitimationsmuster in Bedrängnis*, 359–458). Petra Meuwesen rekonstruiert anhand der Pachtverträge eines Rittersitzes im Märkischen die wirtschaftliche und personenrechtliche Struktur niederadliger Besitzungen im ländlichen Raum (*Die Pachtverträge des märkischen Hauses Vittinghoff-Schell zu Altendorf um 1600*, 459–522). Hannah Frie widmet sich abschließend am Beispiel der Maria Anna Theodora von Westerholt zu Lembeck Aspekten der Witwenversorgung im Niederadel (*Witwe mit fünf Töchtern*, 523–571). Insgesamt beleuchtet der mit vielen, meist farbigen Abbildungen und einem Orts- und Personenregister hervorragend ausgestattete Band zahlreiche Facetten der westfälischen Adelslandschaft und bietet dabei sowohl inhaltliche als auch methodische Anregungen, diese und vergleichbare Formationen in künftigen Mikrostudien weiter zu vermessen. S. N.

NIEDERSACHSEN. Die Rekonstruktion von Entwicklung, Zusammensetzung und Struktur des Osnabrücker Rates ist aufgrund der lückenhaften Überlieferung für das 13. bis 16. Jh. eine komplizierte Angelegenheit; wird dieses allgemeine Vorhaben noch ergänzt um das Ziel, die Ratsherren nicht nur mit Blick auf ihre politischen, sondern auch auf ihre privaten Tätigkeiten zu erfassen, um Verflechtungen und Handlungsspielräume der einzelnen

Personen ermessen zu können, werden die Herausforderungen noch größer. Nele Bösel-Hielscher hat diese Herausforderungen in ihrer Dissertation *Der Osnabrücker Rat im Mittelalter. Entstehung, Entwicklung, Kompetenzen* (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 57, Bielefeld 2023, Verlag für Regionalgeschichte, 414 S.) in beeindruckender Weise gemeistert und einen wichtigen Beitrag zur Stadtgeschichte nicht nur Osnabrücks geliefert. Um den Entstehungsprozess des Stadtrates deutlicher in die Stadtentwicklung einordnen zu können, werden zunächst Bistums- und Stadtentstehung sowie die frühe städtische Entwicklung umrissen (26–42) und auf dieser Basis die Formierung der Osnabrücker Bürgerschaft und des Rates nachgezeichnet (43–59). An diese Grundlagenkapitel schließt sich die ausführliche Betrachtung des Osnabrücker Rates an (60–143): Dabei werden zunächst seine Zusammensetzung aus Schöffen und Ratsherren (61–64) sowie Struktur- und Organisationsmerkmale, z. B. Einsetzung und Amtsdauer des Rats, Verhältnis von Altstadt- und Neustadtrat, Rathäuser (64–84), behandelt, um mit dem Gerichtswesen (86–96), der Friedenswahrung (96–99), den Finanzen und der Wirtschaft (99–105) und der Sozialfürsorge (105–115) Aufgaben bzw. Befugnisse dieses zentralen Verwaltungsorgans durchsichtig zu machen, das sich von einem Gremium bürgerlicher Teilhabe zunehmend zu einer aus führenden städtischen Familien rekrutierten Obrigkeit wandelte (134–143). Zentrale Bedeutung in diesem Entwicklungsprozess des Rates kam auch dem spannungsreichen Verhältnis zwischen Stadt und Geistlichkeit zu, das abschließend untersucht wird (144–168). Vf.in gelingt es dabei, allgemeine Befunde auch mit Blick auf einzelne Ratsherren zu konkretisieren. Diese personale Perspektive wird vor allem in der Untersuchung von vier bedeutenden Osnabrücker Ratsfamilien greifbar (116–134) und ist nur dank umfassender prosopografischer Studien möglich, deren Ergebnisse der Arbeit in Form eines umfangreichen Katalogs beigegeben sind (187–414). Dieser an Umfang und Vollständigkeit neuartige Katalog ist als das eigentliche Herzstück der Arbeit anzusehen und erfasst für die Zeit von 1231 bis 1505 alle Ratsherren mit Hinweisen auf ihre amtlichen und privaten Tätigkeiten (187–322). Die Ratslinie wird zudem in kumulierter Form dargestellt (323–403); ebenso finden sich separate Übersichten zu den Richtern der Alt- und Neustadt (404–406), zu den Amtsträgern in den Osnabrücker Hospitälern (407–411) und zu den Kirchenräten und Werkmeistern (412–414). Die Arbeit bietet also eine systematische Zusammenführung bisheriger Forschungen zum Rat als politisches, wirtschaftliches und soziales Zentrum Osnabrücks vom 13. bis zum 16. Jh., ergänzt die bisherigen Befunde um wichtige, in akribischem Quellenstudium gewonnene Details, eröffnet sowohl Perspektiven auf einzelne Ratsherren als auch auf deren soziale Gruppe als Ganzes und schafft mit dem prosopografischen Katalog das Fundament für weitere stadthistorische Studien. S. N.

Christopher Wüste behandelt in den 127. *Osnabrücker Mitteilungen* (2022) auf der Basis der Matrikel von Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig und Rostock sowie weiterer Informationen zum Werdegang der Personen *Universitätsauswahl, Migration und Lebenswege der Osnabrücker Studenten des Spätmittelalters. Eine Untersuchung zur Entwicklung der Studentenzahlen, den Risiken und Chancen des Universitätsbesuchs sowie zur regionalen prosopographischen Sozialgeschichtsforschung* (9–47). Konstatieren lässt sich, dass andere Kriterien wie verwandtschaftliche Beziehungen offenbar für die Karriere weit wichtiger als das Studium waren. R. H.

Die Inschriften der Stadt Lüneburg (ges. und bearb. von Sabine Wehking unter Verwendung der Materialien von Eckhard Michael (Wiesbaden 2017, Reichert Verlag, 1.011 S., 532 Abb. darunter zahlr. farb.). – Der Jubiläumsband der Reihe der Deutschen Inschriften ist bisher zu Unrecht in der HU vernachlässigt worden. Band 100 beschäftigt sich mit dem reichen Inschriften-Erbe Lüneburgs bis zum Jahr 1650 und soll wegen seiner zentralen Bedeutung für die Hanseforschung nun endlich „seinem“ Publikum vorgestellt werden. Das zwei Bände umfassende Werk fußt auf Vorarbeiten des 2011 verstorbenen Lüneburgers Dr. Eckhard Michael, der bereits 397 Inschriften identifiziert und bearbeitet hatte. Seit 2009 konnte diese Anzahl auf die jetzt vorliegenden 1.012 Nummern erheblich erweitert werden. Im Vorwort ahnt Bearb.in schon, dass damit noch nicht alle relevanten Inschriften erfasst werden konnten und verweist auf die Homepage der Inschriftenstelle, auf der Aktualisierungen jederzeit möglich sind. Bei einem Check anlässlich dieser Rezension im Herbst 2023 waren aber bisher keine Zugänge sichtbar.

Allein die Liste der Kooperationspartner zeigt, wie weit verstreut sich Lüneburger Inschriften finden, Bearb.in nennt Museen in Hannover, Hamburg, Berlin und Dresden, die alle Inschriftenträger besitzen, die einst in Lüneburg entstanden sind. Neben den noch erhaltenen Zeugen werden auch Inschriften erfasst, die nur noch archivalisch nachgewiesen werden können, einst aber auf dauerhaftem Material, also nicht auf „Papier oder Pergament geschrieben, in Serienproduktion erstellt oder Gegenstand anderer Disziplinen wie der Sphragistik oder Numismatik sind“ (9). So blieben als Lüneburger Serienprodukte die Kacheln aus den Lüneburger Töpferwerkstätten oder die Papiermache-Reliefs des Albert von Soest unberücksichtigt.

Von den 1.012 erfassten Inschriften aus Lüneburg sind 640 nicht mehr im Original erhalten, sondern nur noch durch ältere Aufzeichnungen. Besonders große Verluste gab es bei den Grabinschriften, da die meisten Grabsteine schon im 18. und 19. Jh. aus den Kirchen und von den Friedhöfen entfernt wurden und nur noch durch handschriftliche oder gedruckte Inschriftensammlungen nachgewiesen werden können. Natürlich genügen diese Abschriften nicht den

wissenschaftlichen Vorgaben des Inschriftenprojekts, müssen aber mangels Alternativen ausreichen. Bearb.in stellt diese für sie wichtigen Quellen im Folgenden vor und geht dann sehr ausführlich auf die Lüneburger Stadtgeschichte im Spiegel der Inschriften ein. Sie kann zeigen, dass vor allem die reich gewordenen Sülzmeisterfamilien, gebildete Geistliche und Juristen für einen Großteil der Inschriften verantwortlich sind. So benennt sie den vermögenden Bürger Hinrich Kröger, der durch Inschriften auf seiner Grabplatte auf dem St. Johannis Friedhof, auf einem Gemälde mit seinem Porträt, auf einem für das Ratssilber gestifteten Pokal, einem Kronleuchter in St. Johannis sowie Inschriften auf zwei Häusern verewigt ist.

Bearb.in kann zwei Schwerpunkte der Überlieferung ausmachen – die Kirche St. Johannis und den ständig wachsenden Rathauskomplex, die mit der Anzahl der Inschriften weit über alle anderen Kirchen, Klöster und sonstigen Überlieferungsorte hinausragen. Entsprechend genau folgt sie der Geschichte dieser beiden Gebäude und erklärt die Entstehung von Inschriften zu unterschiedlichen Zeiten. Sie identifiziert 27 Familien, mit denen besonders viele Inschriften verbunden sind. Unter ihnen sticht die Familie Töbing mit 121 in Inschriften nachweisbaren Angehörigen heraus, gefolgt von den Familien von Dassel (60), Elver (50), Schomaker (46), Witzendorf (43), Tzerstede und Semmelbecker (je 40), Dusterhop (39), wobei bemerkenswert ist, dass die Familien von Dassel und Witzendorf erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jh.s auftreten. Bedenkt man, dass im Untersuchungszeitraum ca. 14.000 Menschen in Lüneburg lebten, wird klar, wie klein die städtische Elite war.

Interessant ist auch die zeitliche Verteilung der nachweisbaren Inschriften. Sie beginnt im 10. Jh. und setzt sich in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s fort. Aus dem 14. Jh. stammen 30 Inschriften, aus der ersten Hälfte des 15. Jh.s 74, aus der zweiten 115. Weitere 152 bzw. 359 kommen aus der ersten bzw. zweiten Hälfte des 16. Jh.s, 280 schließlich aus der Zeit bis 1650. Ausführlich vorgestellte Inschriftenträger sind v. a. Gräber und Häuser, wobei nur 35 Grabinschriften, also etwa ein Zehntel, original überliefert sind. Auch 35 von den 56 überlieferten Hausinschriften sind noch vorhanden. In den Kirchen lassen sich 60 Kelchinschriften nachweisen, immerhin ein Drittel im Original, auf den Glocken finden sich noch 19 der 33 bekannten Inschriften. Daneben finden sich auch – allerdings nur kopia – 30 Inschriften auf Geschützen und weitere an der Stadtbefestigung. Ein wichtiger Überlieferungsschwerpunkt ist das Rathaus mit zahlreichen Inschriften auf Fenstern, der Holzverkleidung, Schränken und auf dem Ratssilber. Aber auch die Ratsapotheke sowie Holzbalken in Bürgerhäusern werden von Inschriften geziert.

Auf die Einleitung folgen in Band I drei Anhänge, in denen 133 Kurzinschriften zwischen dem 14. und 17. Jh. wie Jahreszahlen und Kreuzestituli, die mit keinen anderen Inschriften im Zusammenhang stehen, chronologisch aufgenommen

werden. Anhang 2 enthält ein tabellarisches Verzeichnis lateinischer Versgrab-schriften, bei denen nicht nachgewiesen werden kann, dass sie in Inschriften verwendet wurden. Anhang 3 führt schließlich die in Inschriften verwendeten fünf Meisterzeichen und 23 Hausmarken auf. Da die Goldschmiedemarken bereits vorher veröffentlicht wurden, lässt Bearb. in es hier mit einem Hinweis bewenden.

Es schließen sich die aufwendigen, das Werk vorbildlich und in jedem Band neu Maßstäbe setzenden Register an, die keine Wünsche offenlassen und die Daten zuverlässig nach Standorten; Personen-, Ortsnamen und sonstigen geografischen Bezeichnungen; Wappen und Marken; Berufen, Ständen, Titeln, Verwandtschaften und Attributen; Initii; Formeln und besonderen Wendungen; Texttypen und Inschriftenarten; Bibelzitate, liturgischen Texten und Schriftstellerzitate; Inschriftenträgern; Schriften; Schriftarten; Ausführung, Gestaltung und Layout sowie einem Sachregister mit Allgemeinem; Heiligen, bibliischen Personen, Allegorien, Mythologien in Text und Bild, Versmaßen, Besonderheiten der Datums- und Zeitangabe sowie Initialen erschließt. Das Verzeichnis der Quellen und Literatur folgt, bevor der hervorragend gestaltete Bildteil die Entdeckerfreude befriedigt. Neben den Kunstschätzen der Kirchen ragen Objekte wie der Schwurblock mit dem Bürgereidkristall von 1443 und zahlreiche Stücke des Ratssilbers aus dem 15. Jh., die heute zu den Prunkstücken des Berliner Kunstgewerbemuseums gehören, Fotografien aus der Großen Ratsstube mit einer detailverliebt geschnitzten Darstellung des Jüngsten Gerichts oder die Gemälde vom Staatsschiff aus der Großen Ratsstube oder des Monarchiemannes heraus.

Im Katalogteil sind die Inschriften chronologisch geordnet, nicht datierte Inschriften werden am Ende des ermittelten Zeitraums vorgestellt. Gemäß den Vorgaben des Gesamtprojektes gliedern sich die Katalogartikel in Kopfzeile mit laufender Nummer, Bezeichnung des Standortes und Datierung der Inschrift, Beschreibung der Inschrift mit Angaben zur Ausführung der Inschrift und des Inschriftenträgers sowie dessen Maße, die Buchstabenhöhe und die Schriftart, die Wiedergabe des Inschriftentextes mit Übersetzung, Kommentar und Apparat. Die Nachweise beginnen mit einer Elfenbeintafel aus einem Reliquiar in Form eines Kastens aus der Mitte des 10. Jh.s, die heute im Museum August Kestner in Hannover aufbewahrt wird und enden mit der Scheibe einer Sonnen- und Monduhr aus Elfenbein, die bei einer Ausgrabung auf einem Grundstück bei der Johanniskirche gefunden wurde. Dazwischen gibt es zahllose Entdeckungen wie in der in Nr. 1.011 wiedergegebenen Hausinschrift: „Die sich heilig stellen Sind oft SchalcksGesellen“, die zeigen, wie zeitlos Inschriften sein können.

Kurz und gut: Band 100 ist ein würdiger Jubiläumsband in einer sehr verdienstvollen Reihe. Der immense Reichtum der Inschriften, der auf den Abbildungen hervorragend zur Geltung gebracht wird, lässt uns tief in die Welt der Hansestadt Lüneburg in ihrer Blütezeit eintauchen.

N. J.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. Die aktuelle Ausgabe der *Zeitschrift für Lübeckische Geschichte* (101, 2022) widmet sich in ihrer gewohnten Form mit zehn Aufsätzen, einer Miszelle, zwei Berichten der Archäologie- und Denkmalpflege, unter denen auch ein kurzer Beitrag über den archäologischen Fund einer mittlerweile zur regionalen Bekanntheit gelangten Lübecker Nusstorte zu finden ist, sowie dem üblichen Besprechungsteil nicht nur der Lübecker Stadtgeschichte im Speziellen.

In vier personengeschichtlich angelegten Beiträgen behandeln die jeweiligen Verfasser zwar primär Akteure der jüngeren Vergangenheit mit dem Geburts- oder Wirkungsort Lübeck, verdeutlichen aber zugleich deren globalere Bedeutung und Wirkung. Als Kennerin des Archivs der Hansestadt Lübeck liefert Kerstin Letz einen Artikel, der die dort verwahrten Familienarchive und Nachlässe vorstellt und anhand exemplarischer Einblicke zur weiteren Forschung anregen möchte. Zwar widmet sich kein Aufsatz explizit der Hansegeschichte, jedoch können die übrigen sechs Beiträge aufgrund ihrer zeitlichen und thematischen Verortung, aber auch aufgrund der immer wieder möglichen Verknüpfungspunkte zum vormodernen (Fern-)Handel und dessen Akteuren auch für die Hanseforschung von Interesse sein.

Eröffnet wird der Band mit einer kunsthistorischen Abhandlung über den Versuch, die Urheberschaft der in der Stockholmer St. Nikolaikirche aufgestellten und im Ausgang des 15. Jh.s gefertigten St. Jürgen-Gruppe näher zu bestimmen. Thematisch schließt sich dieser Beitrag Herman Bengtssons an einen in der vorherigen Ausgabe der ZLG publizierten Aufsatz Jan Friedrich Richters an. Beide versuchen, die Entstehung der Denkmalgruppe in einer Werkstatt unter der Aufsicht Bernt Notkes zu belegen. Vf. verdeutlicht nach einem knappen Überblick über die sich an der St. Jürgen-Gruppe entspinneenden Deutungskontroversen, die nachhaltige und zugleich problematische Wirkungsmacht die Forschungsposition einer einzelnen Person entfalten kann. Deutlich macht er dies an der Personalie des Kunsthistorikers Johnny Roosvals, auf den nicht nur die Restaurierung, die heutige Aufstellung sowie die Interpretation der Gruppe als nationales Kriegsdenkmal und Fürstengrab zurückgehen. Diese fragwürdigen Deutungen kann Vf. mit Zugriff auf zeitgenössisches Quellenmaterial entkräften und korrigieren, indem er die infolge der Reformation einsetzende ‚Wanderung‘ der Denkmalgruppe durch den Kirchenraum und ihre damit einhergehende sukzessive Zerstörung belegt. Ferner interpretiert er die Gruppe vornehmlich als Repräsentationsobjekt für die Hauptstifter, den schwedischen Reichsverweser Sten Sture und seine Frau Ingeborg. Die Zuschreibung der St. Jürgen-Gruppe zu einer Werkstatt unter der Aufsicht Notkes weist Vf. unter Rückgriff auf die dem Denkmal immanente Materialität und gestützt auf zeitgenössische Schriftquellen nach.

In einem weiteren dezidiert kunstwissenschaftlich orientierten Beitrag befasst sich Reinhard Karrenbrock mit einem wertvollen sakralen Exportprodukt des späten Mittelalters: Steinskulpturen aus westfälischem Sandstein. Vf. weist eingangs auf eine regelrechte ‚Industrie‘ hin, die neben einfach zugehauenen Steinen auch vollständig ausgearbeitete skulpturale Arbeiten aus dem sog. Münsterstein im Angebot hatte. Davon ausgehend stellt er die in Lübeck erhaltenen und ursprünglich aus kirchlichem Zusammenhang stammenden Sandsteinarbeiten vor und weist als deren Herstellungsorte den westfälischen Raum nach. Einige dieser immer auch zu repräsentativen und memorativen Zwecken gestifteten Arbeiten ordnet Vf. zudem in die zeitgenössischen Entstehungszusammenhänge ein, so bspw. zwei Marienfiguren im Lübecker Dom oder die Reliefs in den Chorschranken der St. Marienkirche. Als Auftraggeber identifiziert Vf. z. T. auch Immigranten aus dem westfälischen Raum, v. a. die Migration aus Westfalen formte über Jh.e die Lübecker Stadtgesellschaft. In diesem Zusammenhang wäre es zumindest am Rande spannend gewesen zu erfahren, welche Formen andere westfälische Migranten für ihre Repräsentation und Memoria im Stadt- oder Kirchenraum gewählt haben.

Ebenfalls im ausgehenden Mittelalter angesiedelt ist ein literaturwissenschaftlicher Beitrag von Thomas Hays, der sich mit zwei lateinischen Städteloben beschäftigt. Diese in einer inzwischen stark beschädigten Sammelhandschrift aus dem 15. Jh. überlieferten und in einer Edition des holsteinischen Mediävisten Wilhelm Wattenbach gesicherten Textzeugnisse kann Vf. als die frühesten bekannten Städtelobe mit Bezug zur Travestadt identifizieren. Für diejenigen Personen, die tiefer in die Thematik einsteigen wollen, listet er zudem die weiteren bekannten Lübecker Stadtlobgedichte auf. Daneben bietet Vf. für den ersten Text, ein wohl unter lokaler geistlicher Autorschaft als Kriegsgedicht mit persuasiver Strategie entstandenes Kriegsgedicht, nicht nur einen Abdruck, sondern auch das Angebot einer Übersetzung. Während in diesem Werk Lübecks Rolle als Schutzmacht und Orientierungspunkt in der Hansegemeinschaft herausgehoben wird, orientiert sich der zweite von Vf. vorgestellte Text im direkten Vergleich eher an den texttypologischen Konventionen seiner Zeit. Der in prosaischer Form verfasste Brief eines Lübecker Arztes lobt dabei nicht nur die Vorzüge der Stadt als Lebens- und Wirkungsort, sondern enthält darüber hinaus die zumindest nördlich der Alpen für diese Textgattung einmalige Beschreibung ihrer wohlausgestatteten geistlichen Pfründe und Bibliotheken. Leider bietet Vf. für diesen Prosa-Brief weder einen Abdruck in Gänze noch eine Übersetzung an. Interessierte sind somit auf die Edition Wattenbachs angewiesen, die jedoch glücklicherweise digital verfügbar ist.

In ihrem Beitrag über die 1967 abgebrochene Kapelle Maria am Stegel zeigt Claudia Tanck die wenig rühmlichen Entwicklungen der Lübecker Stadtplanungspolitik im Nachgang des Zweiten Weltkriegs. Im Anschluss an

eine kurze historische Einordnung der Kapelle, die bis zu ihrer Abtragung die einzig erhaltene sog. Stiegenkapelle Norddeutschlands war, zeigt Vf.in, dass die gegenwärtige, aus Bruchsteinen des ehemaligen Gebäudes gefertigte Terrasse, die sich heutzutage am Ort befindet, letztlich nur als historische Verlegenheitslösung zu sehen ist. Die im frühen 15. Jh. erbaute Kapelle, die nur die kürzeste Zeit ihres Bestehens für Gottesdienste genutzt wurde, erlebte ihre erste Zweckentfremdung im Nachgang der Reformation und wurde zunächst als Leichenhaus, später als Buchhandlung, Warenlager und Spritzenhaus der Lübecker Feuerwehr genutzt. Die vor dem Ersten Weltkrieg gefassten Pläne, dem Gebäude wieder einen kirchlichen Zweck zu geben und es als Konfirmanden- und Jugendraum zu nutzen, wurden zunächst durch die grassierende Inflation verhindert und konnten erst Ende der 1920er Jahre umgesetzt werden. Nachdem Maria am Stegel infolge der Luftangriffe an Palmsonntag des Jahres 1942 zerstört wurde, setzt die letzte durch Verzögerungen, fehlende Absprachen und unzureichende Kooperation gekennzeichnete Phase ihres Bestehens ein. Vf.in erläutert anhand zeitgenössischer Quellen, die Erwartungen und Bedürfnisse vonseiten der Lokalpolitik, der Kirche und der Öffentlichkeit an das Ruinengrundstück herangetragen wurden, und wie die des Öfteren neu gefassten Pläne zum Neu- oder Wiederaufbau letztendlich im Sande verliefen.

Als Kenner frühneuzeitlicher Hexenverfolgung widmet sich Rolf Schulte den in Lübeck abgehaltenen Hexenprozessen zwischen dem 16. und 17. Jh. Eingängig stellt er die Politik des Lübecker Rats dar, der als oberste Gerichtsstanz sowohl die Prozesse in der Stadt wie auch auf dem Landgebiet zu führen und gegebenenfalls zu kontrollieren hatte. Trotz der für Lübeck leider recht ungünstigen Überlieferungslage – insgesamt sind lediglich die Unterlagen zu 27 Prozessen erhalten, und dies nicht immer vollständig – kann Vf. nachweisen, dass die Politik des Lübecker Rats durch eine augenfällige Reserviertheit gegenüber Todesurteilen gekennzeichnet war, wie sie in ähnlicher Form auch in anderen nord- und süddeutschen Reichsstädten anzutreffen ist. Zur Erklärung führt Vf. eine „konservative(n) Grundhaltung“ des Rats an. Zudem habe der Rat seine Urteile in diskursiver Beschlussfindung und ohne den Druck eines übergeordneten Landesherrn erlassen können. Darüber hinaus habe der im 16. Jh. zunehmend mit Juristen, die durch ihre mehrheitliche Ausbildung in Norddeutschland am reichsrechtlichen Regelungsverfahren geschult waren, besetzte Magistrat vermehrt die individuelle Zurechnungsfähigkeit der Angeklagten berücksichtigt und die Hexenprozesse nicht als Methode der Herrschaftsinszenierung genutzt. Damit unterscheidet sich die Lübecker Urteilsfindung fundamental etwa von derjenigen der protestantischen Territorialfürsten. Stattdessen seien die mehrheitlich weiblichen Angeklagten entweder freigesprochen oder aus dem Gebiet der Stadt ausgewiesen worden. Dieses vom Vf. zugespitzt

als „Entsorgung“ bezeichnete Vorgehen lässt sich in vergleichbarer Form zeitgleich auch im Umgang des Rats mit fremden Bettlern belegen und trifft dessen Politik ziemlich genau. Lediglich in einer durch klimatische Extreme, Teuerungen und durch die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs gekennzeichneten Periode zwischen 1637 und 1645 kann Vf. überhaupt Hinrichtungen in Lübecker Hexenprozessen nachweisen, die er auf einen an den Rat gerichteten Druck der städtischen Geistlichkeit zurückführt. Die sog. Obrigkeit hatte in dieser Phase durch ein rigoroses Vorgehen gegen (vermeintliche) Rechtsbrüche ihr „gutes Regiment“ unter Beweis stellen müssen. Mit einem Exkurs über die Hexenverfolgung auf den Lübecker Landgütern, die im Besitz und damit auch in der Jurisdiktion von Mitgliedern der elitären Zirkelgesellschaft waren, schließt Vf. seinen Beitrag. Vf. kann hier zeigen, dass die Zirkelbrüder die auf ihren Gütern abgehaltenen Prozesse gezielt instrumentalisiert haben, um sich durch eine rigide, teils nicht mehr zeitgemäße Prozessführung gegenüber der städtischen Gerichtsbarkeit zu behaupten. C. S.

Peter Sahlmann, *Der Kayserlichen Freyen und des Heiligen Reichs = Stadt Lübeck Statuta und StadtRecht. Katalog der gedruckten Ausgaben des revidierten Lübischen Stadtrechts* (Beiträge zur Lübeckischen Geschichte 2, Lübeck 2022, Schmidt-Röhnhild, 80 S., 24 Abb.). – Manchmal sind es Zufälle, die eine wissenschaftliche Arbeit veranlassen, hier war es ein Buch aus dem Besitz von Johann Friedrich Hach mit über 300 Anmerkungen von ihm, das u. a. die Fragen aufwarf, welche Ausgaben des revidierten Lübischen Stadtrechts eigentlich existierten und auf welcher Grundlage der Richter Hach und seine Kollegen am Oberappellationsgericht der vier Freien Städte Recht sprachen. Vf. ist nicht der Erste, der sich dieser Frage widmet, er darf aber für sich in Anspruch nehmen, sie mit seiner Arbeit abschließend beantwortet zu haben. Ebenso gründlich wie kritisch stellt er die Drucke der einzelnen Jh.e vor, beginnend mit dem 1509 in Rostock erschienenen, wenig verbreiteten Werk des Ludwig Dietz über die Ausgaben des Jahres 1586, die nach langen Forderungen vor allem der Räte Wismars, Rostocks und Stralsunds kurz hintereinander in Hamburg (Hans Binder), Lübeck (Johann Balhorn d. J.) und Alten Stettin (Andreas Kellner) bei verschiedenen Druckern erschienen, alle mit Fehlern behaftet waren, die auch von den Nutzern bemerkt, in späteren Ausgaben 1595 sowohl von Balhorn als auch von Kellners Erben nur unzureichend verbessert wurden und sich so teilweise bis ins 19. Jh. schleppten. Im 17. Jh. lassen sich nur Drucke in Lübeck, diese aber in schneller Folge und mit wechselnden beigegebenen Ordnungen, nachweisen. Im 18. Jh. wird dann neben Lübeck auch in Glückstadt gedruckt, wobei Vf. die schwierige Datierung der Glückstädter Drucke überzeugend vornimmt. Erst 1829 erscheint eine neue Ausgabe, betitelt als „Das Lübische Stadtrecht“, ohne Vorrede

und ohne jegliche Beilage, dafür mit überarbeitetem Sachregister, was die Nutzer sehr gefreut haben dürfte. 1862 findet sich dann eine letzte Ausgabe, einerseits mit dem Vorwort von 1586, andererseits mit dem Text von 1728 und dem verbesserten Sachregister von 1829. Durch die zum 1. März 1864 in Kraft tretende Reform des Justizwesens blieben von den 417 Artikeln des Revidierten Lübischen Rechts nur noch 100 geltendes Recht, die schließlich mit der Einführung des BGB im Jahre 1900 ihre Geltung verloren.

An die Einführung schließt sich ein Katalog an, der alle Ausgaben mit Titelblatt, vollständigem Titel, Nachweis in VD 16, VD 17 und VD 18, Blattzahl, Aufbau des Druckes, anhängenden Drucken und Anmerkungen auflistet. Da beim ersten Druck aus dem Jahre 1509 kein Titelblatt erhalten ist, erfährt man, dass Dietz ursprünglich aus Speyer stammte, in dessen Nähe sich das Reichskammergericht aufhielt, wo es einen großen Bedarf an einer gedruckten Version des Lübischen Rechts gab, um die Appellationen aus dem Lübischen Rechtsraum ordnungsgemäß bearbeiten zu können. Diese und weitere Details eröffnen neue Perspektiven für die Rechtsgeschichte, die sehr willkommen sind.

In einem Anhang weist Vf. den Bestand der Stadtbibliothek Lübeck (18 Drucke, davon 4 nicht auffindbar) und des Archivs der Hansestadt Lübeck (10) nach, liefert ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Namensregister der Drucker und Verleger bzw. der Autoren. Ein Abkürzungs- und ein Abbildungsverzeichnis komplettieren den wissenschaftlichen Apparat – für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Revidierten Lübischen Stadtrecht bestehen nunmehr beste, belastbare Voraussetzungen – hoffen wir, dass sie genutzt werden, etwa zu inhaltlichen Vergleichen zwischen den einzelnen Ausgaben oder zu Forschungen über ihre Wirkmächtigkeit im Lübischen Rechtskreis. *N. J.*

Mittelalterliche Handschriften und Urkunden aus deutschen Beständen in der Bibliothek der Staatlichen Universität Tomsk, zusammengestellt von Valentin Leonidovič Portnykh, beschrieben von Dems., Dmitriy Weber, Ekaterina Nosova, Valeria Esipova und Sergey Agishev, bearb. von Dominik Kuhn und Ann-Mailin Behm (Archiv der Hansestadt Lübeck, Findbücher und Inventare 11, Lübeck 2021, Schmidt-Römhild, 248 S., 15 Abb., deutsch/russisch). – Einer hoffentlich beispielgebenden und über die gegenwärtigen Zustände belastbaren Zusammenarbeit zwischen Historikern und Archivaren der Universitäten Nowosibirsk, Sankt Peterburg, Tomsk, Moskau und Lübeck verdankt sich dieses sehr wertvolle Findbuch, das durch Vorworte der Lübecker Senatorin für Kultur und Bildung, des Direktors der Wissenschaftlichen Bibliothek der Staatlichen Universität Tomsk, der Direktorin des Halberstädter Stadtarchivs, des Direktors des Staatsarchivs Hamburg, der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, der Leiterin der Abteilung Altbestand der Stadtbibliothek Lübeck und des

Direktors des Archivs der Hansestadt Lübeck eingeleitet wird. Aus all diesen Institutionen stammen Archivalien und Bücher, die im Rahmen des Zweiten Weltkrieges zunächst ausgelagert wurden, um dann als Kriegsbeute in die UdSSR zu gelangen. 2011 entstand die Idee, diese Bestände zu beschreiben, 2017 gab es eine erste Förderung durch die Russische Wissenschaftsstiftung, andere Förderer folgten. Allein das Vorwort des Hg. zeigt die länder- und disziplinenübergreifende Zusammenarbeit.

Die Einleitung beschreibt, wie der Tomsker Universität anlässlich ihres 100-jährigen Bestehens ein Zug mit fremdsprachigem Archiv- und Bibliotheksgut aus dem fernen Leningrad geschenkt wurde. Neben zahlreichen Büchern befanden sich auch 246 Archivalien aus dem 14. bis 16. Jh. in dem Zug, die heute die Tomsker Sammlung mittelalterlicher Schriftzeugnisse ausmachen. Bisherige Katalogisierungsversuche scheiterten an mangelnder Expertise, erst eine Gruppe von Forschern aus Moskau, St. Petersburg, Nowosibirsk und Tomsk konnte diesen Katalog erstellen.

Recht ausführlich wird zunächst beschrieben, wie die Aufbewahrungsorte vor dem Zweiten Weltkrieg ermittelt wurden und ein knapper Eindruck vom Inhalt des Stücks vermittelt. Neben einer astronomischen Handschrift aus der Lübecker Stadtbibliothek, einer Handschrift des Kanonischen Rechts aus dem Domgymnasium Halberstadt, der Urschrift eines Niederstadtbuches und einem Memorialbuch aus dem AHL finden sich ein Abstractum-Glossar und ein Fragment von Tristan und Isolde aus der SUB Hamburg, ein Diplom König Hakons V. von Norwegen von 1318, eine Hamburger Urfehde von 1419 sowie 238 Pfundzollquittungen aus dem Krieg der Hanse gegen Dänemark von 1368–1370. Diese Quellen wurden im Rahmen der 1939 erlassenen „Richtlinien für die Durchführung des Luftschutzes in Museen, Büchereien, Archiven und ähnlichen Kulturstätten“ aus den Kultureinrichtungen in vermeintliche Sicherheit in Kirchen, Schlösser und Salzbergwerke gebracht und fielen nach einer Odyssee der Roten Armee in die Hände, die sie als Reparation in die UdSSR brachte. Diese Transporte, ihre Dokumentation und der Umgang mit den Quellen werden sehr genau beschrieben.

Es folgt das eigentliche Findbuch, das alte Signatur und Titel nennt, eine erste äußere Analyse nach Beschreibstoff, Blattzahl, Format, Herkunftsland und Datierung vornimmt, die Lagenordnung und die Wasserzeichen beschreibt, Aussagen zu Schrift und Schreiber, Dekorationen, dem Einband, Notizen und Etiketten trifft. Der gegenwärtige Zustand wird beschrieben, die Herkunft angegeben und nachgewiesen. Es schließt sich eine wertvolle, sehr detaillierte Analyse des Inhalts an, die auch bisherige Drucke nachweist. Ähnlich detailliert sind auch die Pfundzollquittungen erfasst mit Nennung der Signatur, des Beschreibstoffs, des Formats, der Sprache, Nachweis von Siegeln, Druck, Ausstellungsort und -datum sowie Inhalt der Quittung.

Das gesamte Findbuch erscheint im Anschluss an die deutsche Version in Russisch. Verzeichnisse der benutzten Literatur und der Wasserzeichen schließen sich an, es folgen Abb. aus dem Niederstadtbuch, der Deckel des Memorialbuches, dessen Inhaltsverzeichnis und weitere bemerkenswerte Seiten, die u. a. wegen der Besitzstempel oder der Benutzernachweise gezeigt werden. Festzuhalten bleibt die gelungene, fruchtbare Zusammenarbeit zwischen deutschen und russischen Fachkollegen, die aufrechterhalten und unbedingt fortgesetzt werden sollte.

N. J.

Eckardt Opitz, *Das Herzogtum Lauenburg. Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten* (Husum 2022, Verlagsgruppe Husum, 284 S., zahlr. Abb.). – Da das umfangreiche, 2003 erschienene Handbuch zur lauenburgischen Geschichte des renommierten Lauenburg-Kenners Eckardt Opitz längst vergriffen ist, darf das Erscheinen dieses handlichen Überblicks umso mehr begrüßt werden. Der heutige Kreis Herzogtum Lauenburg gehört als Landesteil erst seit 1876 zu Schleswig-Holstein und wurde deshalb in der Landesgeschichte eher nebenbei behandelt. Dabei spielte das kleine Reichsfürstentum als Herzogtum Sachsen-Lauenburg seit dem Mittelalter und bis in die Frühe Neuzeit hinein durchaus europaweit eine Rolle, teils auch eine besondere, die auch heute noch deutlich wird. Leserfreundlich und klar in kurze Kapitel strukturiert, beginnt Vf. mit der Entstehung des Herzogtums Sachsen-Lauenburg im Mittelalter, betrachtet sodann alle wichtigen Aspekte der Landesgeschichte in der Frühen Neuzeit bis zum Aussterben der Askanier 1689 und die folgenden zahlreichen Erbfolgeansprüche, die hannoversche Zeit vom 18. Jh. bis zur französischen Besetzung unter Napoleon, sodann die Zugehörigkeit zu Dänemark seit 1816 und schließlich die Einverleibung durch Preußen. Es folgt die Entwicklung des Kreises im Deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik, in der NS-Zeit und im Zweiten Weltkrieg sowie in der Bundesrepublik bis 1989 und sodann im wiedervereinigten Deutschland. Wirtschaftsgeschichtlich spielte das Land Lauenburg v. a. durch den wichtigen Stecknitzkanal im Verlauf der Salzstraße zwischen der Elbe und der Trave eine Rolle, seine kleinen Städte Lauenburg, Ratzeburg und Mölln waren für den regionalen Handel sowie als Residenzen wichtig; allerdings sorgten die dominierenden Nachbarstädte Lübeck und Hamburg durch den Lübecker Pfandbesitz Möllns seit 1359 und die Besetzung Bergedorfs 1420 dafür, dass sie nicht an Bedeutung gewannen. Der Band ist reichhaltig mit historischen Ansichten, Porträts, Karten und aktuellen Fotos (des Fotografen Reinhard Scheiblich) ausgestattet, was seine Anschaulichkeit erhöht. Der anregende Schreibstil Vf.s, der erfreulich allgemein verständlich historische Zusammenhänge erklärt, macht das Buch zu einer lesenswerten Landesgeschichte, die darüber hinaus durch ein Orts- und Personenregister erschlossen wird.

O. P.

Alexander Schwerdtfeger-Klaus, *Das ältere Eutiner Stadtbuch (1469–1564). Quelle der administrativen Schriftlichkeit, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einer spätmittelalterlichen Kleinstadt. Edition und Forschungen* (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 15), Berlin u. a. 2022, De Gruyter, 514 S.). – Bereits der Titel beschreibt den umfassenden Inhalt dieser Studie, die weit über eine Edition hinausgeht. Einleitend gibt Vf. einen Überblick über Stadtbücher in holsteinischen Städten (erhalten in Kiel, Heiligenhafen, Oldenburg, Bad Segeberg, Rendsburg, Wilster, Krempe), um dann die Relevanz des hier edierten und analysierten Stadtbuchs von Eutin in Ostholstein im Rahmen der allgemeinen Stadtbuchforschung einzuschätzen. Eutin wurde bereits 1156 Marktort und erhielt 1257 Stadtrechte, war aber als Residenz der Lübecker Bischöfe stets von diesen abhängig. Nach der Einführung untersucht Vf. detailliert die Quelle selbst. Er beschreibt ihre Bindung, Schrift, Sprache und Gliederung, die erkennbaren vermutlich acht Schreiber, den Entstehungszusammenhang, die Überlieferung, Vorläufer und Folgebücher sowie die Funktionen des Stadtbuches. Diese lassen sich in seinem Inhalt erkennen: Es enthält eingangs Abschriften früherer Rechtsgeschäfte, die bischöflichen Privilegienbestätigungen für die Stadt und v. a. Rentengeschäfte zwischen Bürgern und den Geistlichen des Kollegiatstifts. Vf. bietet sodann eine Analyse des Stadtbuchs als sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Quelle, indem er es unter verschiedenen Blickwinkeln und Fragestellungen nach seiner Aussagekraft betrachtet. Nach einem Blick auf die Quellen zur Eutiner Geschichte und die bisherige Forschung zu Eutin bis ins 16. Jh. gibt er anhand des Stadtbuches Einblicke in die Sozialstruktur der Stadt, zu der Vögte und Amtmänner, Ratsherren und Bürgermeister, Kirchengeschworene, Handwerker, Kaufleute und Bauern, zahlreiche Geistliche, aber auch die gewöhnlichen Bürger sowie Angehörige der Unterschichten gehörten. Daraus zieht er Erkenntnisse über soziale Gruppen und Beziehungen in der Stadt, u. a. zu Familien und Verwandtschaften, Nachbarschaften, Wohngemeinschaften, dem Rat, Bruderschaften, den Geistlichen und ihrem Personal sowie dem Verhältnis von Bischof, Stift und Stadt. Eine ausgeprägte Kaufmannschaft spielte in der Stadt allerdings keine Rolle. Darüber hinaus kann er aus der Quelle Erkenntnisse zu Sozialtopografie und Grundstücksstruktur Eutins sowie den dortigen Immobilienbesitz erlangen, die er auch in instruktiven Karten für die Zeit um 1500 festhält. Als wirtschaftsgeschichtliche Quelle bietet das Stadtbuch Informationen zu verschiedenen Geschäftsarten, Immobilienpreisen, Besitzverhältnissen und dem Wechsel von Grundbesitz, u. a. aber auch zu Umfang und Dauer von Rentengeschäften, zu Zinssätzen, Kreditwürdigkeit, Investitionen und Stiftungen und nicht zuletzt den sich wandelnden Konjunkturen. Der Stadtbrand von 1492 spielte für den Immobilienmarkt eine Rolle, die Reformation

jedoch nicht. Erst nach dieser umfassenden Analyse folgt die eigentliche Edition des Stadtbuches (241–469) mit ausführlichen Regesten zu jedem der 474 Einträge sowie Abbildungen zu den verschiedenen Handschriften. Hilfreich ist sodann ein Überblick über die unterschiedlichen Eintragungen nach Stichworten wie Auffassungen, Eide, Nießbrauch, Privilegienbestätigungen, Testamente, Wohnrecht und v. a. Rentengeschäfte. Ein Personen-, Orts- und ausgewähltes Sachregister beschließt diese umfassende Studie, die einen vielfältigen Einblick in die bisher recht unbekannte Geschichte einer spätmittelalterlichen holsteinischen Stadt gibt und zugleich anregend die Möglichkeiten und Grenzen der Stadtbuchforschung aufzeigt. O. P.

Barbara Müller und Monika E. Müller (Hgg.), *Die Hamburger Beginen bei St. Jacobi im Kontext ihrer Handschriften und Kultur* (Hamburger Studien zu Gesellschaften und Kulturen der Vormoderne 21, Stuttgart 2022, Franz Steiner Verlag, 374 S., XV Farbtaf.). – In dem Band werden die Beiträge eines internationalen Workshops von 2021 versammelt, dessen Anlass die Analyse und Einordnung eines wertvollen Bestandes der Hamburger Staatsbibliothek von 14 niederdeutschen Handschriften des späten 15. und frühen 16. Jh.s aus dem ehemaligen Hamburger Beginenkonvent war. Diese karitativ tätigen religiösen Laiengemeinschaften existierten in vielen größeren Städten, hinterließen jedoch oft nur wenige schriftliche Zeugnisse. Einführend gibt Jörg Voigt, *Zur Erforschung des Beginenwesens im deutschsprachigen Raum vom 17. bis zum 21. Jahrhundert* (17–33), einen Überblick zum Forschungsstand.

Jürgen Sarnowsky, *Die Hamburger Beginen im religiösen Leben Hamburgs im 14. und 15. Jahrhundert* (37–46), betont die hohe Akzeptanz der seit 1360 in Hamburg anerkannten Beginen, die von Spenden, ihren persönlichen Ressourcen und auch den Einnahmen durch Unterricht lebten. Sarah Bongermينو, *Verbrauchsgewohnheiten der Hamburger Beginen um 1500* (47–61), wertet die seit 1492 geführten Rechnungsbücher der Beginen, insbesondere aus den aussagekräftigen Jahren 1505 und 1506 aus und kann Erstaunliches zum Konsum von Fleisch, zahlreichen Fischarten, Rosinen, Feigen und Gewürzen im Konvent, aber auch zu Baumaßnahmen und Memoria mitteilen. Philipp Stenzig, *Die ‚Mariantiden‘ der Hamburger Beginen (Hamburg, SUB, Cod. conv. 2) und die zugrunde liegenden Elemente der ‚offiziellen‘ (lateinischen) Liturgie* (65–217), bietet einen ausgesprochen umfangreichen Beitrag zum religiösen Leben der Beginen, während Martina Wehrli-Johns *Die Gebetskultur der Hamburger Beginen vor dem Hintergrund der spätmittelalterlichen Reformbewegungen* (219–242) besonders unter dem Einfluss der Devotio moderna einordnet. Mit keinem direkten Bezug zu Hamburg, aber mit vergleichbaren Fragestellungen betrachtet Petra Bernicke *Das religiöse Leben in den kleinen Essener Frauenkonventen*

unter der Herrschaft der Äbtissinnen (243–260). Mehr grundsätzlich und unter Einbeziehung der Heideklöster sowie der Beginen in den Niederlanden und in Flandern widmet sich Martina Bick, *Musikausübung in Beginenhöfen. Ein Überblick* (261–279). Hedwig Röckelein, *Civitate istam tu Domine circumda. Der Hamburger Beginenkonvent in der Steinstraße – eine himmlische Stadt?* (283–313), analysiert dagegen anhand vielfältiger Quellen, die vom Spätmittelalter bis ins 19. Jh. reichen, akribisch die Gebäude der Beginen in Hamburg. Sie betont deren ungewöhnlich prunkvolle Architektur, die – vergleichbar mit Lübeck und Hannover und im Gegensatz zu den Beginenhöfen in Flandern und den Niederlanden – den Charakter von adligen Palästen oder Gildehäusern hatte und wohl auf das himmlische Jerusalem verweisen sollte. Der Abbildung einer Hamburger Begine des 15. Jh.s widmet sich Monika E. Müller, *Die Handschriften der Hamburger Beginen als Spiegel der Identität?* (315–338), und ebenfalls die Frauendarstellungen aus dieser Zeit, jedoch wiederum in einem Heidekloster, betrachtet Gia Tousseaint, *Die Selbstdarstellungen der Nonnen im Medinger Konvent* (339–368). Der Band bietet interessante Beiträge zur Geschichte und Überlieferung v. a. der Hamburger Beginen, diese hätten sich jedoch durch ein Personen- und Ortsregister noch besser erschließen lassen. *O. P.*

Udo Schäfer, *Hamburg und Stade. Kommunales Konfliktmanagement an der Unterelbe im 14. Jahrhundert* (Stader Jahrbuch 2022, 17–35). – Stade und Hamburg lagen im Mittelalter in unterschiedlichen Herrschaftsgebieten – dem Erzbistum Bremen und der Grafschaft Holstein –, sie hatten aber gleiche Interessen am Elbehandel. Stade übernahm 1279 das Schiffsrecht aus dem Hamburger Ordeelbook von 1270, das auch die gemeinsame Nutzung von Frachtkapazitäten regelte. Schäfer betrachtet die „interkommunale Rechtskommunikation“ und das Konfliktmanagement bei der Vermeidung und Schlichtung von Konflikten zwischen den beiden Städten und geht dabei besonders auf die Einungen ein. Ein Bündnis zwischen den Städten 1309 diente dem Schutz des Handels auf der Unterelbe, 1322 wurde ein Konflikt ihrer Kaufleute, Bürger und Schiffer beigelegt. Eine Form des Konfliktmanagements war das viermal angewandte Schiedsgerichtsverfahren, in das die Räte der Städte Lübeck, Bremen und Lüneburg einbezogen wurden. Dies schloss nicht aus, dass Hamburg gegenüber Stade und anderen Elbanliegern seit dem 13. Jh. die Hoheit über die Unterelbe beanspruchte. *O. P.*

MECKLENBURG/POMMERN. Die *Mecklenburgischen Jahrbücher* erschienen in ihrer 137. Ausgabe im Jahr 2022 als Festgabe zum 90. Geburtstag von Peter-Joachim Rakow, des hochverdienten Schweriner Archivars, aktiven Mitglieds der Historischen Kommission für Mecklenburg und langjährigen

Mitherausgebers des Biographischen Lexikons für Mecklenburg. Von hansi-schem Interesse in diesem Band sind vor allem die Beiträge von Ortwin Pelc und Andreas Röpcke. Ersterer stellt *Die mecklenburgischen Stadtansichten des 15. und 16. Jahrhunderts* (85–102) vor und beginnt mit dem Altarbild auf dem Dreikönigsaltar in Rostock, das um 1420/1430 entstand und das älteste Bild einer mecklenburgischen Stadt, Rostocks, zeigt. Bei den nächst jüngeren Abb. aus der „Chronicken der Sassen“ von 1492 muss Vf. feststellen, dass Darstellung und Realität weit auseinanderklaffen, weder Schwerin noch Wis-mar oder gar Mekelenborch haben etwas mit dem Dargestellten zu tun. Dies ändert sich erst 1550 mit den Ansichten vom Wasser aus, die der Nürnberger Drucker Hans Weigel von Wismar und Rostock herstellte. Zumindest die Kir-chen sind in ihrer Individualität gut zu erkennen, die Höhe und Ausprägung der Türme in der Stadtmauer muss hingegen bezweifelt werden, auch die zahlreichen Giebel der Häuser müssen aufgrund der schriftlichen Überliefe-rung hinterfragt werden. Vor allem die zwischen 1578 und 1586 entstandene Vicke-Schorler-Rolle sticht aufgrund ihrer Qualität und ihrer Detailtreue aus diesen frühen Versuchen der Darstellung heraus. Der geschäftliche Erfolg stellte sich dann erst mit dem seit 1572 in vielen Auflagen erscheinenden At-las von Braun/Hogenberg ein. Ab 1597 lässt sich auch das Zustandekommen dieser Ansichten nachweisen, so ist etwa für Wismar der Ratsherr Georg Jule als derjenige belegt, der eine Ansicht der Stadt anfertigte und diese über den holsteinischen Adligen Heinrich Rantzau nach Köln vermittelte. Aus Rostock kamen diese Informationen über denselben Kanal vom dortigen Professor Peter Lindemann. In der Mitte des 17. Jh.s sorgte schließlich Merian dafür, dass von weiteren mecklenburgischen Städten Ansichten entstanden, die einige Verbreitung fanden. Die im 17. Jh. entstandene Sammlung von 55 Tuschezeich-nungen mecklenburgischer Städte, die heute in der UB Rostock aufbewahrt wird, ist dagegen eher ein Geheimtipp, der durch den Beitrag vielleicht breiter genutzt wird. Andreas Röpcke nimmt noch einmal Bezug auf *Die Wismarer Fürstenhochzeit von 1513. Herzog Heinrich der Friedfertige heiratet Helena von der Pfalz* (103–125), deren Turnier er im letzten 136. Jg. (2021) bereits ausgewertet hatte. Er bezieht sich für seinen Bericht von der Hochzeit auf den Zeitzeugen Reimar Kock, der sie zwar falsch datiert, ihr in seiner Lübecker Chronik aber breiten Raum gewährt. Da alle späteren Zitate Kock lückenhaft oder fehlerhaft zitieren, führt Vf. dessen Chronik hier mit den Schweriner Archivalien von der Hochzeit zusammen. Als Vergleich dient die Torgauer Hochzeit von 1500, in der Heinrichs Schwester Sophia mit Herzog Johann von Sachsen-Meißen verheiratet wurde. Er stellt dann das kurpfälzische Eheprojekt Heinrichs vor und berichtet ausführlich über das Fest in Wismar mit Teilnahme von Abgesandten der benachbarten Hansestädte, Fürsten und Adliger. Ein Ausblick führt das Geschehen bis zum Tode Helenas im Jahre 1524

fort, im Anhang wird der Augenzeugenbericht Kocks abgedruckt. Weitere Beiträge berichten über Rakows Studienbedingungen in Greifswald (Jörn), das Schweriner Hauptarchiv nach dem Zweiten Weltkrieg (Manke), Rakows Aktivitäten bei der Gestaltung des 1000-jährigen Landesjubiläums (Karge) oder sein Wirken als Schriftführer der HiKo Mecklenburg (Ostrop). Andere Beiträge dokumentieren den Lebensweg des Jubilars (Sieverkropp), verschiedene seiner vergnüglichen Reden (Röpcke), Ansprachen zur Verleihung des Landeskulturpreises (Graßmann), zu seinem 70. Geburtstag (Sobotha-Heidelk) oder dokumentieren die Feier zum 80. (Falow). Das Schriftenverzeichnis Rakows zeigt dann noch einmal die eindrucksvolle Breite und Tiefe seines wissenschaftlichen Schaffens (403–413). Auch von hier aus sei dem Jubilar noch einmal ein freundliches „ad multos annos“ zugerufen. N. J.

Andreas Röpcke (Bearb.), *Dignitäre und Domherren des Domstifts Schwerin ab 1400* (Germania Sacra. Supplementband 4, Göttingen 2023, Niedersächsische Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, 110 S., 7 Farbabb.). – Der ehemalige Direktor des Landeshauptarchivs Schwerin hat einmal mehr seinen Ruhestand genutzt, um eine wertvolle Arbeit aus den Beständen seines ehemaligen Hauses herauszugeben. Im Archivbestand 11.11. Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400 finden sich 24.610 Karteikarten mit handschriftlichen Bemerkungen zu Urkunden, die an der Wende vom 19. zum 20. Jh. nicht nur im Landeshauptarchiv, sondern auch in den Stadtarchiven des Landes lagen und von Hermann Grotefend für ein Nachfolgeprojekt des bis 1400 laufenden MUB gesammelt und ausgewertet wurden. Angesichts der umfangreichen Verluste im Zweiten Weltkrieg ist es umso wichtiger, mit solchen Hilfsmitteln zu arbeiten und ihre Existenz in Erinnerung zu rufen, zumal Grotefend für seine Zuverlässigkeit bekannt war. Bearb. geht zunächst auf die Geschichte des Domarchives ein, das nach der Reformation von Schwerin nach Bützow gebracht und im Dreißigjährigen Krieg nach dem Tod des Administrators Ulrich in schwedischen Diensten verstreut wurde. Er schätzt, dass heute nur 20–25 % des Urkundenbestandes greifbar sind. Da sich weder Kopiare noch mittelalterliche Akten erhalten haben, gibt es kein geschlossenes Bild vom Wirken des Schweriner Domkapitels. Bearb. erstellt auf der vorhandenen Quellengrundlage ein Verzeichnis der Kanoniker, die tatsächlich Mitglieder des Kapitels waren, um so weitere Forschungen zum Domkapitel Schwerin zu erleichtern und zu fördern. Nach einer Übersicht über die ungedruckten Quellen im Landeshauptarchiv Schwerin, im Landesarchiv Schleswig und in den Stadtarchiven Lübeck, Rostock, Stralsund und Wismar, gedruckte Quellen und Literatur folgen Ämterlisten der Dompropste, die bis 1553 zugleich Archidiakone von Schwerin waren, der Domdekane, Thesaurare, Scholaster und Kantoren sowie der Domherren als Archidiakone von Rostock, Tribsees,

Parchim und Waren im Bistum Schwerin. Das chronologische Verzeichnis der Domherren bildet den Hauptteil des Bandes und umfasst für hansisch Interessierte alte Bekannte wie Conrad Bonow, der den „Papenbrand thom Sunde“ 1407 provoziert, zwischen 1397 und 1415 Domherr des Schweriner Domstifts ist, 1395 sein erstes Amt als Pfarrer in Treptow erhält, 1407 Inhaber der Pfarrei Voigdehagen, in der die Stralsunder Stadtkirchen inkorporiert sind und 1413 päpstlicher Protonotar und Administrator des Bistums Kammin wird, bevor er 1417 vom pommerschen Landmarschall Buggenhagen erschlagen wird. Auffallend ist immer wieder die Ämterhäufung, die bereits vor und um 1400 zu beobachten war, interessant ist, wie sich die Studienorte verändern und die „Hanseuniversitäten“ Erfurt, Rostock und Greifswald zunehmend eine Rolle spielen bei der Ausbildung der Theologen. Ein Register erschließt Personen und Orte mustergültig, Forschungen zum Schweriner Domkapitel haben nun eine wesentlich bessere Grundlage, die den Blick auch auf die zahlreichen Bezüge zu den Hansestädten richten können. So tauchen Bremen, Greifswald, Hamburg, Lübeck, Rostock oder Wismar mit zahlreichen Nennungen auf, weitere Hansestädte vereinzelt. *N. J.*

Von den zwölf interessanten Aufsätzen der *Wismarer Beiträge* 28 (2022) sollen hier sechs mit Bezug zur älteren Geschichte der Stadt näher betrachtet werden. Nils Jörn würdigt zum 200. Geburtstag des ersten ehrenamtlichen Stadtarchivars *Dr. med. et phil. h. c. Friedrich Crull (1822–1911)* (4–19) dessen Ordnungsarbeiten im Archiv und sein emsiges Wirken nicht nur für die Wismarer Geschichte und Kunstgeschichte, sondern auch seine Mitarbeit an den Urkundenbüchern für Mecklenburg und Lübeck sowie am Hansischen Urkundenbuch. Crulls hauptamtlicher Nachfolger Friedrich Techen stellte dessen hier angefügtes Veröffentlichungsverzeichnis zusammen. Anette Löffler betrachtet *Die älteste Wismarer Ablaßurkunde – zerschnitten und zum Heften der Jahresrechnung gebraucht* (20–27), die im Jahr 1360 zugunsten von St. Georgen verfasst wurde. Cathrin Patzelt beschreibt mit zahlreichen Abbildungen die *Ausgrabungen im Dominikanerkloster in Wismar. Skelette im Keller der Schule. Wo ist Herzogin Sophie geblieben?* (28–51), die 2020/21 baubegleitend in der heutigen Goetheschule stattfanden. Dabei wurden die meist beigabenlosen Gräber des ehemaligen Friedhofs sowie der Chor mit Gräbern und der Gruft Herzogin Sophias von Mecklenburg-Schwerin (gest. 1504), dem Epitaph eines Stadthauptmanns von 1717 und den Resten eines Altartisches untersucht. Eric Witt bietet *Die Übersetzung des Wismarer Privilegienbuches – ein kleiner Vorgeschmack auf ein großes Projekt zur Wismarer Stadtgeschichte* (52–61), das zum Stadtjubiläum 2029 die gesamte Edition und Übersetzung der Abschriften von Urkunden der Stadt und des Hauses zum Heiligen Geist aus den Jahren 1229 bis 1351 enthalten wird; hier

wird die wichtige Urkunde der Stadtrechtsbestätigung von 1266 in lateinisch und in deutscher Übersetzung geboten. Bertram Faensen und Dirk Schumann beschreiben *Die neue Wasserkunst in Wismar und die archäologischen Ausgrabungen im Keller des Hauses Mecklenburger Straße 1* (62–83). Diese Wasserkunst bestand – nahe der heute bekannten auf dem Marktplatz – nur zwischen ca. 1675 und 1715 zur Versorgung umliegender Gebäude. Die Grabung in den Kellerräumen ergab im Jahr 2020 Becken-, Kanal- und Pflasterreste sowie ca. 1.300 Funde, v. a. Keramik des 16. bis 19. Jh.s. Der Aufsatz von Alexander Thomas *Gottfried Marquard – Lebensbild eines Wismarer Türmers im 17. Jahrhundert. Fünf Jahrzehnte auf dem Marien-Turm* (84–103) gibt Einblicke in das Musikleben Wismars, wo es damals zwei Türmer gab, die auf Kirchtürmen Wachdienste ausübten und bestimmte Stunden anzeigten sowie bei Feiern musizierten. Marquard war beachtliche 57 Jahre im Dienst, trotz vielfältiger Aufgaben und Streit mit der Konkurrenz. Weitere Beiträge dieses abwechslungsreichen Bandes befassen sich mit Tanzunterricht, der Filmgeschichte, der Verfolgung jüdischer Kaufleute in der NS-Zeit und den Aktivitäten der Staatssicherheit in Wismar. O. P.

Frank Braun, *Wismarer Fassaden erzählen Baugeschichte(n)* (Schriftenreihe der „Freunde und Förderer des Archivs der Hansestadt Wismar e. V.“ 18, Wismar 2022, callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen, 177 S., zahlr. Abb.). – Einleitend gibt Vf. einen lesenswerten Überblick über die Entwicklung der Bebauung Wismars vom 13. bis ins 21. Jh. mit Einblicken in Hausbauweisen, Bau- und Straßenstruktur, Baukonjunkturen und Besonderheiten des Profanbaus (9–34). Die Stadt eignet sich aufgrund ihrer erhaltenen Bausubstanz besonders gut für Bauforschungen, die insbesondere in der Sanierungsphase seit den 1990er Jahren von Vf. und seinen Studierenden vorgenommen wurden. Daran anschließend bietet er zusammen mit historischen und aktuellen Abbildungen anschauliche Beschreibungen von 34 ausgewählten Hausfassaden vom 14. Jh. bis in die 1950er Jahre. Sie ermöglichen dem an der Bau- und Stadtbaugeschichte Interessierten mit dem handlichen Buch einen detaillierten Einblick in die Entwicklung der Wohn- und Gewerbebauweise in Wismar. O. P.

Die *Baltischen Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte* erinnern in ihrem 108. Band im Jahr 2022 einleitend an den verdienten Greifswalder Theologen Hans Georg Thümmel, der kurz nach seinem 90. Geburtstag verstarb (Garbe). Die Publikationsliste des Verstorbenen zeigt die zahlreichen verdienstvollen Veröffentlichungen zur Universitäts- und Landesgeschichte, das Heft enthält zudem einen seiner letzten Aufsätze in der Redaktion durch Irmfried Garbe. Der Beitrag *Saxo Grammaticus' Berichte der dänischen*

Kriegszüge in Pommern. Eine Übersetzung (23–58) ist auch von hansischem Interesse, zeigt er doch die Bemühungen der Hansestädte, sich im Zusammenwirken mit den pommerschen Herzögen gegen die Dänen zu wehren. In einer nahezu lyrischen Übersetzung wird noch einmal über die Erstürmung Arkonas und die Besetzung Rügens, der von Friedrich Barbarossa unterstützte Versuch der Rückeroberung des Fürstentums, organisiert durch den Pommern Bogislaw I., der sagenhafte 500 Schiffe zur Unterstützung aufgebracht haben soll und dennoch gegen die Dänen scheiterte. Auch die Angriffe gegen Wolgast, Usedom und Cammin werden geschildert, deren Ausgang dazu führten, dass Bogislaw sich Knut VI. als Lehnsmann unterwarf. Erwähnenswert ist schließlich der Beitrag von Jobst Reller, *Marinepfarrer in hansischen Kriegsfлотten im 16. Jahrhundert* (111–121), der mit der Grafenfehde und den Seeartikeln Gustav Vasas einsetzt, in denen erstmals ein Schiffspfarrer fassbar wird. Wegen der schlechten Verzeichnung der Hanseatica in den wendischen Städten und der dadurch bedingten Negativmeldungen auf Anfragen des Vf.s stützen sich seine weiteren Ausführungen auf Literaturfunde zu den Auseinandersetzungen der Jahre 1509, 1522, 1533–1536, 1547 sowie 1563–1570, die zumeist auf den Seekriegen der Hanse von Konrad Fritze und Günter Krause beruhen. Vf. kann zeigen, dass es auf hansischen Schiffen genau wie auf schwedischen Schiffen seit den 1530er Jahren üblich war, einen Schiffsprediger an Bord zu haben. Um sie namhaft zu machen, ist allerdings eine tiefere Erschließung der Akten notwendig und danach eine Publikation über ein vor Jahren von Archivaren und Historikern der Wendischen Städte angedachtes Wendisches Inventar der Hanseatica, das von der Hanseforschung nicht nur in dieser Frage schmerzlich vermisst wird. N. J.

SACHSEN/THÜRINGEN. Antonia Jäger, *Pocken, Pest und Pillen. Gesundheit, Krankheit und Heilende in Nordhausen 1223 bis 1802* (Schriftenreihe der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung 42, Petersberg 2022, Michael Imhof Verlag, 479 S.). – Das vorliegende Buch geht auf die bereits im April 2005 in Jena verteidigte medizinhistorische Dissertation „Das Medizinalwesen der Freien Reichsstadt Nordhausen (1220–1802)“ zurück. Da Vf.in seinerzeit von der Fakultät eine Umfangsbeschränkung der Dissertation auf 100 Seiten auferlegt wurde, sie aber im Archiv Nordhausens zahlreiche interessante Dokumente gefunden hatte, führte sie ihre Forschungen fort und ergänzte und erweiterte die Dissertation um wichtige Kapitel wie u. a. eine vollständige Seuchengeschichte Nordhausens über 500 Jahre. Sie weist auf zahlreiche weitere spannende Dokumente hin wie ein Pesttagebuch eines Ratsapothekers bzw. medizinische Publikationen Nordhäuser Ärzte zu den verschiedensten Fragestellungen wie etwa Alkoholkonsum in der Schwangerschaft, die auch außerhalb des Hansezusammenhangs, den sie gar nicht thematisiert, sondern

Nordhausen allein im Reichsstadtkontext verortet, interessant sind. Das Buch ist klassisch aufgebaut. In der Einleitung werden Quellenlage (sehr gut) und Forschungsstand (stark ausbaufähig) kurz charakterisiert. Die folgenden Kapitel sind sehr ungleich gewichtet, der Rahmen für die eigentlichen Entdeckungen ist schnell, aber kompetent gesetzt. So wird *Das Nordhäuser Medizinalwesen im Mittelalter* auf gut zehn Seiten vorgestellt, die *Politische Geschichte der Stadt Nordhausens in der Frühen Neuzeit* auf weiteren zwei Seiten. Die Stärken der Arbeit liegen in den folgenden Ausführungen, die sich direkt aus den reich sprudelnden Quellen speisen. *Die Ärzte der Neuzeit* (33–92), ein Kapitel zu *Chirurgen, Wundärzte(n), Barbieri(n) und Bader(n)*, bei denen der Spaß am Material und die Beherrschung der Materie offenbar wird (93–138), eines zu den *Hebammen* (139–150), zur Bekämpfung verschiedener Seuchen (151–202), zu *Krankheiten, Unfälle(n) und Todesursachen der Nordhäuser* (203–247), zum *Hospitalwesen* (248–297), zu den Apotheken (298–336) und zum medizinischen Schrifttum (337–354) zeigen den Schwerpunkt des Interesses und des Könnens der Vf.in. Knappe Kapitel zum Stand des Medizinalwesens in Nordhausen im Jahre 1802, als die Stadt ihre Reichsfreiheit verlor (35 f.) und ein Ausblick zu den Entwicklungen nach 1802 (357–361) bilden den abschließenden Rahmen der Darstellung. Im Anhang wird neben einer medizinhistorischen Zeittafel ein Stadtplan mit den medizinischen Einrichtungen bis zum 18. Jh. geboten, schließlich werden in einer Tabelle Bader, Barbieri, Wundärzte, Chirurgen und Gesellen in Nordhausen seit 1478 bis ins 19. Jh. aufgelistet. Zudem werden ausgewählte Quellen wie ein Auszug aus der Statutensammlung von 1470 oder die Abrechnungen der Ratsapotheke zwischen 1535 und 1621 mit Einnahmen, Ausgaben und Abgaben an den Rat ediert. Hinzu kommen zwölf Tabellen, die u. a. Ärzte und Hebammen in der Stadt auflisten, nicht-natürliche Todesursachen bei Kindern und Jugendlichen zwischen 1578 und 1801 und bei Erwachsenen zwischen 1500 und 1801 auflisten, den Speiseplan des Martini-Hospitals um 1720 veröffentlichen, medizinische Bücheranzeigen im Nordhäuser Intelligenz-Blatt von 1786 bis 1792 auflisten und vieles andere mehr. Grafiken verdeutlichen den Zusammenhang zwischen Peststerblichkeit in Nordhausen und Rezeptausgaben der Ratsapotheke 1682, nennen die Zahlen der jährlich verstorbenen Kinder bis 10 Jahre zwischen 1785 und 1801 und den Anteil der Kinder an allen Verstorbenen. Die 41 Abbildungen zeigen natürlich berühmte Ärzte und Barbieri der Stadt, ihre Werke, aber auch die Darstellung einer Entbindung, die 1737 in Nordhausen gedruckt wurde, einen Zahnarztbesuch und einen Aderlass am Fuß sowie die dazu nötigen Instrumente aus dem Jahr 1717, Nordhäuser Notgeld mit Branntweinmotiv „De allerbeste Medezin, das äss Nordhieser Branntewien“, frühneuzeitliche Hospitalgebäude oder den Einsatz einer ersten *Pillen Machine* aus dem Jahr 1752. Kurz und gut: Nordhausen hat jetzt

einen Überblick über seine Medizingeschichte, um den manch andere Stadt, ob nun Reichs- oder Hansestadt oder gar beides, es beneiden würde. Diese ausgezeichnete Quellenbasis sollte baldmöglichst zu Vergleichen herangezogen werden, um so unser Wissen um die medizinische Versorgung in der Hansezeit zu bereichern.

N. J.

Westeuropa

Bearbeitet von *Nils Jörn* und *Bart Holterman*

NIEDERLANDE. Dolly Verhoeven, Maarten Gubbels und Michel Melenhorst (Hgg.), *Verhaal van Gelderland II: Gelderland als zelfstandig graafschap en hertogdom (van 1025 tot 1543)* (Amsterdam 2022, Boom, 365 S.). – Der hier besprochene Band ist der zweite Teil einer vierteiligen Buchreihe über die Geschichte der niederländischen Provinz Gelderland von den Anfängen bis 2020. Er behandelt die Geschichte der hoch- und spätmittelalterlichen territorialen Vorläufer der Provinz, nämlich der selbstständigen Grafschaft – später des Herzogtums – Geldern bis zum Verlust der Selbstständigkeit und zur Einverleibung als Teil der burgundisch-habsburgischen Niederlande 1543. Als Reichslehen im Flussgebiet des Rhein-Maas-Deltas gelegen, war das Land auch für die Hanse von großer Bedeutung, als Knotenpunkt im Flusshandel zwischen Köln und der Nordseeküste, im Landhandel zwischen den norddeutschen Hafenstädten und den Märkten in Flandern und Brabant und zwischen Westfalen und Holland, und als geografische Region einiger nicht unbedeutender Hansestädte wie Zutphen, Harderwijk, Arnhem, Nijmegen oder Venlo. In diesem Kontext verdient die Publikation daher auch ihre berechnete Aufmerksamkeit.

Das Buch richtet sich, wie auch die übrigen drei Bände, ganz klar auf ein allgemeines Publikum, was bereits im Titel zum Ausdruck kommt (das niederländische „verhaal“ bedeutet Erzählung). Jedoch wird ebenso versucht, die Geschichte nach dem letzten Stand der Wissenschaft und durch einschlägige Spezialisten der geldrischen Geschichte zu erzählen. Diese Absicht erreicht das Werk auf glänzende Art und Weise. Die Balance zwischen hervorragender Lesbarkeit und tiefgründigen Analysen wird konsequent eingehalten. Die fast 400 Farbabbildungen, Karten und Grafiken geben der Geschichte ein Gesicht und bieten zusätzliche Einsichten. Letzteres passiert auch auf einzelnen farblich unterschiedlich gestalteten Seiten, wo bestimmte historische Personen oder Themen ausgeleuchtet werden, die einen tieferen Einblick bieten oder der Geschichte eine persönliche Note verleihen. Die Autoren stützen sich dabei nicht nur auf den letzten Stand der Forschung in der Sekundärliteratur, sondern haben auch hier und da die Primärquellen selbst herangezogen, wie

z. B. das jüngst vollständig digitalisierte Archiv der Herzöge von Geldern. Zudem wird ein breites Themenspektrum behandelt, das sich nicht nur auf die Politik- und Wirtschaftsgeschichte beschränkt, sondern auch auf die sozialen Entwicklungen, die Archäologie, Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte in der Grafschaft eingeht.

Nichtsdestotrotz kommt der politischen Geschichte des Fürstentums die prominenteste Stelle zu, und sie bildet damit auch den Rahmen und die Struktur der Erzählung. Die Erhebung der Grafschaft zum Herzogtum 1339 bildet eine sinnvolle historische Schnittstelle, die eine inhaltliche Strukturierung in zwei Teile ermöglicht: Der erste Teil wurde von Bert Thissen und Jeroen Benders in Zusammenarbeit mit Michel Groothedde und Kris Brussen geschrieben, die Autoren des zweiten Teils sind Rudolf Bosch und Johan Oosterman. Beide Teile sind jeweils in drei Kapitel unterteilt, wiederum anhand politischer Ereignisse.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den Anfängen der Grafschaft im späten 11. und 12. Jh., als zwei flämische Brüder die Burg Geldern als Lehen bekamen, damit die Keimzelle der Grafschaft bildeten und diese allmählich erweiterten. Das zweite Kapitel beschreibt die Konsolidierung des Herrschaftsgebietes als Grafschaft im 13. Jh., die Anfänge einer Verwaltungsstruktur und die Gründung vieler Städte, wobei v. a. Graf Otto II. eine bedeutende Rolle spielte. Diese Städte hatten schon früh eine bedeutende Rolle im Fernhandel, z. B. nach Bergen, England und in die Ostsee, was unter anderem auch im Besitz von Vitten auf den schonischen Märkten zum Ausdruck kommt. Das Kapitel endet 1288 mit der Schlacht bei Worringen im Limburger Erbfolgestreit, wonach Graf Rainald I. als Verbündeter des Kölner Erzbischofs seine Grafschaft vorübergehend in flämischen Pfandbesitz übergeben musste. Im dritten Kapitel erfahren wir, wie sein Nachfolger erfolgreich den Besitz erweitern konnte und seinen Einfluss innerhalb des Reiches sowie international durch eine Ehe mit der englischen Königsschwester Eleonora steigern konnte, was 1339 dann in der Erhebung zur Herzogswürde resultierte. Zudem behandelt das Kapitel die wachsende politische Bedeutung der Städte und der Ritterschaft, die Urbarmachung weiter Teile der Landschaft und die Entwicklung einer städtischen Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

Das erste Kapitel des zweiten Teils ist das weitaus längste des Buches und beschäftigt sich mit der Zeit des späten 14. und frühen 15. Jh.s. Diese war durch einen Erbschaftsstreit zwischen den beiden Söhnen des Herzogs Rainald II. und mehrere darauffolgende Dynastiewechsel, den Schwarzen Tod und Hungersnöte eine krisenhafte Epoche. Sehr ausführlich wird hier aber auch auf die Landwirtschaft, den Handel und die Bedeutung der Hanse für die IJsselstädte, das Sozialgefüge der spätmittelalterlichen Gesellschaft und das religiöse Leben eingegangen. Das fünfte Kapitel setzt 1423 beim

Antritt Arnolds, des ersten Herzogs aus dem Hause von Egmond, an, bei dessen Wahl die Städte und Ritterschaft eine entscheidende Rolle spielten. Im Hintergrund ist die wachsende Macht der Burgunderherzöge zu spüren, die das Herzogtum in dieser Phase auch zweimal besetzten. Mit dem Antritt des letzten Herzogs Karl von Egmond 1492 fängt das letzte Kapitel an, dass von einem letztendlich vergeblichen Streit mit den Habsburgern gekennzeichnet wird, die 1543 das Herzogtum in ihren Besitz nahmen. Durch den nahezu ständigen Kriegszustand und andere Ursachen verloren die geldrischen Städte an wirtschaftlicher Bedeutung. In Kontrast dazu steht jedoch eine große Aufmerksamkeit für Stadt- und Hofkultur und Religion, wobei auch hier Geldern eher einen Knotenpunkt bildete als ein Zentrum der Kunst und Gelehrtheit.

Der politische Rahmen ist für einige der Entwicklungen in z. B. der Wirtschafts- und Kulturgeschichte nicht immer geeignet, was manchmal zu merkwürdigen Entscheidungen führt. So werden die Pest und ihre Auswirkungen nicht im vierten Kapitel über das späte 14. Jh., sondern erst im Folgekapitel behandelt. Auch bedeutet das breite Themenspektrum, dass die Autoren bestimmte eigene Akzente setzen, der Leser aber unweigerlich bestimmte Themen gerne ausführlicher behandelt gesehen hätte. So gibt es im zweiten Teil sehr viel Aufmerksamkeit für die Finanzpolitik der Städte und Landesherren, was zu einem großen Teil den Forschungsinteressen von Rudolf Bosch entspricht. Aber z. B. die Probleme mit der Schiffbarkeit vom Nederrijn und IJssel nach der Elisabethenflut 1421, die für den Handel der geldrischen Städte sehr wichtig waren und vielleicht zum Teil auch deren wirtschaftlichen Rückgang erklären, werden nur am Rande erwähnt. Solche Entscheidungen sind für ein Übersichtswerk jedoch unvermeidlich und werden durch den ausführlichen Anmerkungsapparat und die Bibliografie wettgemacht, die auf die weiterführende Literatur verweisen. Das Buch ist somit unverzichtbar für sowohl Historiker als die interessierte Öffentlichkeit als Einstieg in die mittelalterliche geldrische Geschichte.

Bart Holterman

BRITISCHE INSELN. Stephen H. Rigby und Robert C. Nash, *The Overseas Trade of Boston, 1279–1548* (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 79, Köln u. a. 2023, Böhlau, 135 S.). – Stephen Rigby schwärmt einleitend von den mittelalterlichen Zollakten Englands und dem Bild, das sie uns vom Handel Englands in dieser Zeit vermitteln als „unparalleled in its detail and richness“ (7). Dieser Befund ist nicht erst seit der verdienstvollen und nicht hoch genug einzuschätzenden Edition von Stuart Jenks (*The London Customs Accounts. 24 Henry VI (1445/46)*, Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte 74), die seither auf den Seiten des HGV kontinuierlich fortgesetzt wird und dort frei zur Verfügung steht, deutlich. Nun wird dem Londoner Handel der für die Hanse zweitwichtigste Hafen, Boston, zur Seite

gestellt. Boston war 1377 eine Stadt mit wahrscheinlich 5.500 Einwohnern und damit die zehntgrößte Stadt im mittelalterlichen England. Doch die archivistische Überlieferung für die mittelalterliche Stadtgeschichte ist bruchstückhaft. Die bedeutendsten Quellen für die Geschichte Bostons sind die Rechnungen für die Royal customs and subsidies, die im Hafen als Teil des nationalen Zollsystems auf den Handel erhoben wurden. Vff. stellen dar, wie zunächst nur Zölle auf Wolle und Häute erhoben wurden, bis am Ende des 14. Jh.s jeder Im- und Export verzollt werden musste. Vff. beschreiben die Entwicklung, Durch- und Umsetzung des Zollsystems, analysiert die Quellen des Zollsystems und erklärt, wie diese zu nutzen sind. Er geht auf die gegenseitige Kontrolle der Zollbeamten ein, die etabliert wurde, um Korruption zu vermeiden und diskutiert deren Wirksamkeit.

Im Folgenden werden mit kurzen Einleitungen und auswertenden Diagrammen Ein- und Ausfuhren nach und aus Boston dargestellt. Es beginnt mit Wolle und Häuten zwischen den Jahren 1279 und 1548, den Ex- und Importen von Tuch durch Ausländer in den Jahren 1303–1343 bzw. 1367, den Importen von Wachs durch Ausländer zwischen 1303 und 1548, den Im- und Exporten verschiedener Güter zwischen 1303 und 1548, Exporten von Woll- und Kammgarnstoffen von Aus- und Engländern zwischen 1353 und 1548, Weinimporten von Aus- und Engländern zwischen 1322 und 1548 und schließlich Importen und Exporten von Einheimischen und Fremden, auf die Poundage erlegt werden musste, zwischen 1347 und 1548. Diese Statistik wird in 22 Tabellen und Diagrammen eindrucksvoll vorgestellt und vervollständigt unser Bild vom englischen Handel.

In einer knappen Schlussbetrachtung resümieren Vff. den Aufschwung und Niedergang des Bostoner Handels. Zu Beginn des 14. Jh.s war Boston der zweitwichtigste Hafen nach London, sein Wollhandel und die Wollmessen hatten einen Höhepunkt erreicht, der Kaufleute aus Skandinavien, der Ostsee, den Niederlanden, der Gascogne und aus Italien mit ihrem umfangreichen Warenangebot anzog. Seit dem Ende des 14. Jh.s war ein Niedergang der St. Botolphs Messe zu beobachten, die Wein- und Tuchimporte der Ausländer sanken ebenso wie die Salzexporte, der italienische Wollhandel wurde nach London und Southampton verlegt. Damit spielte der Handel mit Kaufleuten aus der Gascogne, Italien und den Niederlanden nur noch eine geringe Rolle. Hansekaufleute exportierten über den Bostoner Hafen Wolltuche und importierten Stockfisch aus Bergen. Im 15. Jh. konzentrierten auch die Hansekaufleute ihren Handel auf London und zogen sich aus Boston zurück, zu Beginn des 16. Jh.s hatten Kaufleute aus Holland und Seeland ihren Platz eingenommen und importierten über Boston gesalzene Hering. Auch englische Kaufleute nutzten den Hafen für den Handel mit Häfen in der Ostsee und den Niederlanden. Das konnte vom Wert aber niemals an die vorangegangene Blütezeit der Stadt anknüpfen. Am Beispiel Bostons wird hier sehr eindrucksvoll die Folge der

Konzentration des Handels auf London vorgeführt. Während die Hauptstadt einen erheblichen Aufschwung nahm, fielen die anderen englischen Häfen unwiederbringlich zurück. Es bleibt nun zu hoffen, dass das umfangreiche Material, das Stuart Jenks und Stephen Rigby in den vergangenen Jahren vorgelegt haben, nun auch von der Forschung genutzt wird. *N. J.*

Skandinavien

Bearbeitet von *Carsten Jahnke*

In den neuen Trend der Geschichte der Sinne reiht sich der Beitrag von Sofia Lahti, *Shining, touching, nodding, singing. Sensory encounters with reliquaries in the Medieval Nordic countries* (Scandia 88, Nr. 2, 2022, 221–241) ein. Vf.in. untersucht dabei die konkreten Sinneseindrücke, die die Skandinavier nicht nur bei außergewöhnlichen Ereignissen erhielten, wie der Translatio der gebenedeiten Katharina von Vadstena 1489 oder Bischof Hemming von Åbos 1514, bei der es Blumen regnete, Vögel in der Kathedrale freigelassen, Feuerwerk gezündet wurde und die Gläubigen Tropfen des Waschwassers der Heiligen Gebeine erhaschen konnten, sondern auch im „Alltag“ erleben konnten. Von besonderem Interesse sind dabei die verschiedenen Sinneseindrücke, die Vf.in. für das Allerheiligenfest in Kopenhagen und Lund oder Prozessionen in Nidaros und an anderen Orten aufzeigen kann. Die Geschichte der Religiosität des skandinavischen Spätmittelalters ist mit diesem Beitrag um viele Sinne reicher geworden. *C. J.*

Jauchzende Engelschöre visualisiert man sich gerne mit barocken Putti – skandinavische Schlichtheit kommt einem dabei nicht in den Sinn. Ähnlich ist es beim Verhältnis zwischen Skandinavien und der katholischen Kirche. Auch das wirkt eher fremd – und es war (und ist) der Forschung auch weiterhin fremd. So war die Entdeckung, dass die kgl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm im Oktober 2016 nicht nur eine internationale Konferenz zum Thema „Das mittelalterliche Skandinavien und die päpstliche Verwaltung“ abgehalten, sondern die Ergebnisse nun auch noch in Buchform (*Scandinavia and the Vatican Archives: Papers from a Conference in Stockholm, 14–15 October 2016*, hg. von Kirsi Salonen, Anna-Stina Häggglund und Claes Gejrot, Stockholm 2022, 201 S., zahlr. Abb.) herausgegeben hat, eine wissenschaftliche Revolution – und das Ergebnis ist, in vielerlei Hinsicht, mehr als bereichernd.

Nach den Wirren der Reformation zu Beginn des 16. Jh.s waren nicht nur die Verbindungen nach Rom abgebrochen, sondern die Dokumente dieser (überwundenen) „Glaubensverwirrung“ negligiert und, wie im dänischen

Børglum, als *Breve af aldeles ingen Betydning, Dokumente ohne jedweden Wert* (38) abgetan und der Vernichtung preisgegeben (wenn sie nicht, wie unter Christian IV., der Herstellung von Feuerwerksraketen dienten). So ist der Schatz an mittelalterlichen Dokumenten zur Kirchengeschichte mehr als gering.

Claes Gejrot beschreibt nun in seinem einleitenden Kapitel *The Scandinavian Expeditions to Rome* (11–32) die gemeinsamen wissenschaftlichen Versuche aller drei (vier) Länder, nach der Öffnung der vatikanischen Archive 1881 das Fehlen skandinavischer Dokumente durch Material aus Rom auszugleichen. Diese Reisen haben zu umfangreichen Abschriftensammlungen in den skandinavischen Archiven geführt, die bis heute nicht grundlegend aufgearbeitet sind. In den folgenden vier Abschnitten beschreiben Peter Bruun Hansen für Dänemark, Jo Rune Ugulen Kristiansen für Norwegen, Kirsi Salonen für Finnland und Peter Ståhl für Schweden die Überlieferungssituation mittelalterlicher Dokumente in den jeweiligen Ländern. Diese vier Kapitel sind dabei nicht nur ein Kabinettstück archivalischer Detektivarbeit, sie sind gleichzeitig eine herausragende Beschreibung der verschiedenen Diplomatarien in diesen Ländern und ihren Verhältnissen zu den Archiven. Sie werden dadurch in Zukunft als Standardeinführung in die skandinavischen Verhältnisse dienen und sind jedem interessierten Leser vor der Nutzung skandinavischer Diplomatarien und Archive ans Herz gelegt.

Ebenso klar wie eingehend ist auch der folgende Abschnitt, wiederum von Kirsi Salonen, der skandinavischen Kennerin der vatikanischen Archive, *Medieval Source Material from the Papal Curia* (83–124), in der sie auf eingehende und leicht verständliche Weise den Verwaltungsaufbau und -gang der Kurie erklärt. Auch dieser Abschnitt sei zur leichten Einführung in dieses Thema jedem empfohlen.

Abgeschlossen wird der Band noch mit fünf Fallbeispielen. Markus Hedemann untersucht die päpstliche Einmischung in einen Prozess zwischen König Erich von Pommern und den Herzögen von Holstein, Kurt Villads Jensen die päpstlichen Kreuzzugsbullens in Zusammenhang mit dem Ostseeraum, Torstein Jørgensen norwegische Eingaben an die päpstlichen Pönitentiare und Kirsi Salonen analysiert die päpstlichen Provisionen, die zwischen 1512 und 1515 für die Provinz Linköping ausgestellt wurden. Abgeschlossen wird der Band von einem posthum veröffentlichten Beitrag von Andreas Meyer über die *annoying dishonesty of petitioners* und den kurialen Bemühungen, diesem entgegenzuwirken.

Insgesamt ist mit diesem Band nicht nur die katholische Vorzeit Skandinaviens wieder in den Blick gerückt, sondern mit vier Beiträgen, die das Zeug zu Standardtexten in ihrem Bereich haben, ist den Hgg. der große Wurf gelungen. Der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm ist zu diesem Band zu gratulieren.

C. J.

DÄNEMARK. Über die Verwirrungen und Schicksale der kgl. Zollstelle in Helsingör und ihrer Zöllner zu Beginn des 17. Jh.s berichtet Mogens Jensen in seinem Beitrag *Et blodigt år ved Øresunds Toldbod* (Zise 45, 2022, 35–72). Nachdem König Christian IV. (auch wegen seiner desaströsen Verwicklungen in den Dreißigjährigen Krieg) in arge Geldnot geraten war, warf er nicht nur ein besonderes Auge auf seine Zöllner am Sund, sondern erließ in schneller Folge zahlreiche Verordnungen zur Einnahmesteigerung aus dem Zoll. An der Umsetzung in Helsingör aber scheiterte es, da die Verordnungen, z. B. Öffnungszeiten des Zollhauses von vier Uhr morgens bis fünf Uhr abends bei Anwesenheit aller Zöllner und Schreiber, entweder praktisch nicht umsetzbar waren oder am Schlendrian der Beteiligten scheiterten. Christian IV. wechselte daher nicht nur in schneller Folge Zöllner und Schreiber aus, zum Schluss ließ er sogar einen seiner Zöllner hinrichten, da dieser eine Deklaration im eigenen Haus durchgeführt hatte. Dieser Beitrag ist eine detaillierte Studie über den Versuch, bürokratische Prinzipien im frühmodernen Staat zu etablieren, und zeigt deutlich, dass die Intentionen des Königs weit von den Möglichkeiten und der Willigkeit seines Personals vor Ort entfernt waren. C. J.

Eine kurze und prägnante Übersicht über die Entwicklung des Öresundzollens sowie der wichtigsten erhobenen Zölle, ihrer Laufzeit und Entwicklung gibt Mogens Jensen in seinem Beitrag *De danske kongers Guldbjerg* (Zise 45, 2022, 73–136). Diese Zölle sind zwar auch schon andernorts behandelt worden, Vf.s Beitrag zeichnet sich aber durch seine klare und übersichtliche Struktur aus, die es ermöglicht, einzelne Zölle einfach zu finden und zu bestimmen. Der Beitrag kann daher als übersichtliches Nachschlagewerk für all diejenigen empfohlen werden, die sich mit diesem Zoll beschäftigen. C. J.

In seiner nun in zwei Teilen veröffentlichten und in Aarhus verteidigten Dissertation, *Mønt og magt – Danmarks monetarisering 1074–1241* (Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie, Bde. 2019 und 2020, Kopenhagen 2022, 249 S. Text und Beilagen (2019), 143 S. Münzkatalog (2020)), widmet sich Thomas Guntzelnick Poulsen der Monetarisierung und Ökonomisierung Dänemarks vom 11. bis zum 13. Jh.

In dieser Arbeit analysiert Vf. die bisher bekannten 19.111 Münzen aus dem Untersuchungszeitraum und ordnet sie neu. Er kann dabei in seiner Analyse zeigen, dass die Monetarisierung Dänemarks sich seit dem 10. Jh. kontinuierlich fortsetzte, wobei er den König als treibende Kraft der Entwicklung festmacht. Als Erstes entstanden dabei regionale Landschaftsmünzen, die einer regelmäßigen *renovatio monetarum* unterlagen. Am Ende der Regierungszeit König Niels' (1104–1134) verstärkt sich die Tendenz, wobei die Unterschiede zwischen den Landschaftsmünzen verwischten. Niels und seine Nachfolger

konnten auch die *renovatio* in Schonen einführen und damit ihre Macht stärken. Im 13. Jh., wohl auch in Zusammenhang mit dem Erstarken der Schonischen Messen, kam es zu einem erneuten Monetarierungsschub. Die Landschaftsmünzen wie die *renovatio* wurden abgeschafft und es kann eine allgemeine Monetarisierung der dänischen Gesellschaft konstatiert werden. In seiner Abhandlung reduziert Vf. dabei explizit die Rolle der Kaufleute und der Städte bei der Ökonomisierung. Ob diese These zu halten ist, werden weitere Forschungen zeigen müssen. Allerdings wird der von ihm vorgelegte Katalog nun als Standardreferenzwerk zur dänischen Münzgeschichte dieser Jh.e lange Bestand haben.

C. J.

Ein exzellentes Kabinettstück solider Forschung weist Louis Sicking in seinem Beitrag *Space, Agency, and Conflict Management in the Late Medieval Baltic: Urban Colonies and Representatives of Hanse Towns at Scania* (in: Maurits A. Ebben und Louis Sicking (Hgg.), *Beyond Ambassadors. Consuls, Missionaries, and Spies in Premodern Diplomacy*, Leiden 2020, Brill, 63–88, 2 Kt.) vor. Vf. untersucht, in Verlängerung seines Beitrags in den HGBll. 134 (Zuiderzeestädte an der Ostsee, 2016, 39–59) nicht nur die Entwicklung und Struktur der zuiderzeeischen und westerseischen Vitten auf den Schonischen Messen, sondern bewertet auch die Bestellung und Rolle der ‚niederländischen‘ Vögte sowie deren Konfliktmanagement auf den Messen neu. Anhand neuer Quellenfunde ist Vf. in der Lage, das bisherige Bild für diese Städte um wesentliche Elemente zu erweitern und einem internationalen Publikum zugänglich zu machen. Hiermit ist die Forschung zu den Schonischen Messen um einen wesentlichen Teilaspekt reicher geworden.

C. J.

NORWEGEN/SCHATZLANDE. Im Herbst 1524 oder im Jahr 1525 stellte der Vizekanzler des im Exil in den Niederlanden lebenden Königs Christian II. eine Arrestorder gegen Joachim Wullenwever aus, die ihn schwerer Verbrechen auf den Färöer bezichtigte. Dieses Dokument, in der Geschichtsschreibung der Färöer zwar bekannt, aber wenig beachtet, nimmt nun Ian Peter Grohse in seinem Beitrag *Kristian 2.s sak mot Joachim Wullenwever. Eksilkongens færøypolitikk ca. 1523–25. Christian II's case against Joachim Wullenwever. The exile king's rule of the Faroes 1523–25* (Norsk Historisk Tidsskrift 101, Nr. 1, 2022, 7–20) genauer in den Blick. Vf. kann überzeugend zeigen, dass dieses auf Niederländisch verfasste und mit den Rechtstraditionen Skandinaviens nur wenig vertraute Dokument wohl eher für den Rat der Stadt Veere, der den König unterstützte, denn als wirkliches skandinavisches Rechtsdokument verstanden werden muss. Eine Zielrichtung auf die Politik der Stadt Hamburg, wie von der älteren Forschung behauptet, schließt der Vf. damit aus.

Die Detailstudien des Vf.s sind ein Kabinettstück diplomatischer Forschung und tragen wesentlich zum Verständnis dieses Dokuments bei. C. J.

Es mag für deutsche Leser befremdlich klingen, dass sich ein niederländischer Forscher auf Niederländisch mit einer Episode der norwegischen Reformationsgeschichte auseinandersetzt, doch nach der Lektüre von Louis Sickings *De bijl van Sint-Olav. Op zoek naar Noorse kerkschatten in de Nederlanden* (Zutphen 2021, Walburg Pers, 272 S., 26 Abb.) kann man mit Fug und Recht behaupten, dass diese Kombination nicht nur sinnvoll, sondern auch sehr gewinnbringend ist.

Ausgangspunkt der Untersuchungen ist das Bild des Heiligen Olavs, welches der letzte katholische Erzbischof von Norwegen, Olav Engelbrektsson, bei seiner Flucht aus Trondheim am 1. April 1537 zusammen mit anderen Kirchenschätzen in die Niederlande mitgenommen hatte. Vf. nimmt die späteren politisch-diplomatischen Auseinandersetzungen um diese Kirchenschätze zum Anlass, in diesem hervorragenden Kabinettstück moderner Forschung die Hintergründe und einzelnen Schritte dieser Flucht darzustellen. Hierbei entsteht ein dicht gewebtes Bild, das nicht nur die Einzelheiten des Endes der katholischen Kirche in Norwegen in einen breiteren Kontext stellt, sondern auch die politischen Rahmenbedingungen in Europa einschließlich der Reformation, des Dynastiewechsels in Norwegen-Dänemark 1536 und die Auseinandersetzung der Habsburger mit den Oldenburgern exemplifiziert. Das Bild des Heiligen Olavs kann damit als Ausdruck für die Hoffnungen aber auch für die Handlungsspielräume der Politik und Diplomatie im 16. Jh. gesehen werden, denn letztendlich waren die Habsburger aus ökonomischen Gesichtspunkten gezwungen, den neuen Zweig der Oldenburger auf dem Thron anzuerkennen.

Abgeschlossen wird der Band noch mit Forschungen über den weiteren Verbleib der Kirchenschätze nach dem Tod Engelbrektssons in Lier 1538. Auch dieser Abschnitt steht symbolisch für das politische Spiel dieser Zeit, da sowohl Friedrich von der Pfalz, als katholischer Erbe Christians II., Christian III. von Dänemark, das protestantische Domkapitel von Trondheim sowie die persönlichen Schuldner Engelbrektssons Anspruch auf die Schätze erhoben. Aus hansischer Sicht ist dabei Vf.s Untersuchung des politischen Spielraumes der Stadt Deventer von besonderem Interesse (166–179), in der der Erzbischof seine Schätze hinterlegt hatte. Vf. kann zeigen, wie die Stadt versuchte, die Interessen der bürgerlichen Schuldner und ihre eigenen Handelsinteressen in Bergen gegenüber dem Kaiser und Landesherren sowie den hochfürstlichen Rechtsnachfolgern mit diplomatischem Geschick zu verteidigen. Letztendlich aber gelangten die Schätze über den Staatsrat in Brüssel in die Hände des Pfalzgrafen, wo sich ihre Spuren verlieren. „De keizer had belangrijker

zaken aan sijn hoofd; de Noorse schat was voor hem een kleine kwestie die als politiek wisselgeld kon worden gebruikt“, wie es Vf. formuliert (178). Diese Studie weist aber in hervorragender Weise den Nutzen und Gebrauch dieses „Wechselgeldes“ in der europäischen Politik zwischen 1537 und 1548 auf. Vf. hat hiermit gezeigt, wie fruchtbar mikrohistorische Studien für das Verständnis der Makrohistorie sein können. C. J.

SCHWEDEN. In Stockholm herrscht heute – wie in vielen anderen Metropolen auch – eine akute Wohnungsnot, der der Gesetzgeber nur notdürftig Herr werden kann. Für Stockholm ist dieses Phänomen nicht neu, sondern zeichnete sich schon im 13. Jh. ab, als das städtische Recht festlegte, dass nur Bürger, die auf der Stadtinsel wohnhaft sind, ein bürgerliches Gewerbe ausüben durften. Den aus dieser Regelung folgenden rechtlich-praktischen Konsequenzen geht Gabriela Bjarne Larsson in ihrem Maßstäbe setzenden Werk *Det öppna fönstret. Arv och egendom i bostadsbristens Stockholm 1479–1530* (Stockholm 2019, Rättshistoriskt bibliotek 75, 321 S.) nach, welches hier angezeigt werden soll.

Ausgehend von den Aufzeichnungen in Stockholms Tänkeböckern, den Stockholmer Stadtbüchern, untersucht Vf. in die Rechtswirklichkeit in einer Stadt, in der Wohnraum als Basis fast jeden Erwerbs zu gelten hatte. In vier Abschnitten behandelt sie dabei die Frage des Rechtes und Verfügungsrechtes über festes und loses Eigentum: erstens in der ehelichen Gütergemeinschaft, zweitens nach dem Stockholmer Erbrecht, drittens in Hinblick auf das Vorkaufsrecht von Familienmitgliedern und Nachbarn und viertens für Mitglieder der Mendikantenorden in der Stadt.

Von den zahlreichen, wohlbelegten und weitreichenden Ergebnissen dieser Studie seien hier nur einige wenige vorgestellt. Als Erstes kann Vf. festhalten, dass Ehepaare in Stockholm eine gleichberechtigte Gütergemeinschaft, *félag*, eingingen, in der der Frau die gleichen Rechte zustanden wie dem Mann. Das bedeutet u. a., dass Frauen ihren eigenen Handel trieben, ihre eigenen Rechenschaftsbücher besaßen, selbst Schulden machten und Gewinne erzielen konnten, und, dass beide Partner einem Verkauf von festem Eigentum (*Erbe* oder erworbenes Eigentum) zustimmen mussten, unabhängig davon, von welcher Seite das Eigentum in die Ehe gebracht worden war.

Zum Zweiten unterschied sich das Stockholmer Erbrecht wesentlich, z. B. vom lübischen, sodass umziehende Kaufleute bspw. eine nachträgliche Korrektur vorhergehender Erbscheidungen durchführen mussten, da Frauen in Stockholm ebenso viel erben wie ihre männlichen Verwandten. Neben den vermögensrechtlichen Auswirkungen, v. a. auch auf den Häusermarkt, kann Vf. hier auch zeigen, dass das Stockholmer Stadtrecht die Auflösung der ehelichen Gütergemeinschaft durch Scheidung selbstverständlich und prag-

matisch geregelt hat. Besonders wichtig sind dabei auch ihre Ausführungen zum Erbrecht von Kindern, Stiefkindern und Anverwandten, welches durch die vielfachen Eheschließungen mittelalterlicher Stadtbürger eine ungeheuer komplizierte Materie darstellt.

Als dritten Punkt behandelt Vf.in den recht altertümlichen Zugang der Stockholmer zu *Erben* (angeerbtes festes) und erworbenem Gut. Anders als z. B. in den niederländischen Städten besaßen Verwandte in Stockholm ein verbrieftes Vorkaufsrecht über alle festen Güter eines Familienmitgliedes, ein Recht, das bis zu einer Frist von Jahr und Tag ausgedehnt werden konnte. Der Verkauf von festem Eigentum musste in Stockholm so dreimal vor dem Stadtting aufgeboten werden. Hierbei spielte, anders als bei der Mitgift, die Geschlechtslinie, aus der ein Gut in die Ehegemeinschaft kam, nur bedingt eine Rolle. *Erben* konnten daher über das *félag* in eine andere Familie übergehen. Neben den Anverwandten spielten aber auch Nachbarn eine wichtige Rolle auf dem Wohnungsmarkt. Durch eine Neuinterpretation einer Bauverordnung, die Nachbarn ein Mitspracherecht bei Bauvorhaben eröffnete, wurde „Nachbarn“ in allen Formen ein Vorkaufsrecht von festem Eigentum vor weiter entfernten Verwandten des Verkäufers eingeräumt. Als „Nachbarn“ galten dabei zum einen die Mitbesitzer einer Immobilie, aber auch wirkliche Nachbarn, deren Rang und Wichtigkeit von der Länge der gemeinschaftlichen Grundstücksgrenze abhing. Durch diese Rechtsinterpretation konnten sich z. B. Pfandnehmer eines einzigen Häuseranteils über die Jahre den Besitz eines gesamten Hauses verschaffen und dieses damit aus dem Familieneigentum entfernen.

Abschließend weist Vf.in auf ein in der Forschung bisher weitgehend unerforschtes Gebiet hin, nämlich das (Nicht-)eigentumsrecht der Mendikantenhäuser. Anders als in der Reformationsliteratur beständig wiederholt, besaßen die Stockholmer Mendikantenkonvente kein Eigentumsrecht an ihnen gestifteten Häusern, noch waren diese von der Steuer befreit. Im Gegenteil verblieb das Eigentumsrecht an einem ererbten Haus bei dem jeweiligen Bruder, der jeweiligen Schwester, der/die dieses ererbt hatte, während Seelenstiftungen von der Familie des Erblassers (oder anderen Bürgern) nach Jahr und Tag ausgelöst wurden. Die Konvente verfügten damit zumeist nur über die Einkünfte aus den Objekten wie über die Geldzahlungen aus der Auslösung. Wie diese Erkenntnisse über die Eigentumsverhältnisse der Minderbrüder mit den eigenen Ansprüchen der Orden über weitgehende Besitzlosigkeit in Übereinklang zu bringen sind, bleibt dabei eine andere Sache. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass Vf.in den Zusammenhang von bezahlter Altenpflege durch die Mendikanten und deren eigentumsrechtliche Folgen klären kann.

Insgesamt ist mit diesem Werk eine maßgebliche Studie nicht nur zum Erbrecht, sondern v. a. auch zur Stellung der Frau und der Mendikanten in der

mittelalterlichen nordeuropäischen Stadt entstanden, die ihresgleichen sucht. Sie bietet wesentliche Erkenntnisse, die weit vom Mainstream der deutschen Forschung (auch des Hanseraumes) abweichen. Wer dabei der schwedischen Sprache nicht mächtig ist, kann zumindest auf eine gut zwanzigseitige englische Zusammenfassung zurückgreifen. Aber es sei allen empfohlen, dieses Werk im Original zu lesen – oder auf eine baldige Übersetzung zu warten. An diesen Erkenntnissen wird niemand in Zukunft vorbeikommen. C. J.

Wie funktioniert der spätmittelalterliche Staat konkret? Das ist die Frage, die sich Olov Lund in seiner Doktorarbeit *Nätverksstaten. Statsbildningsprocesser och rumsliga praktiker i senmedeltidens Sverige ca 1440–1520* (Lund 2022, Bokförlaget Augusti, 508 S., Kt. u. Abb.) gestellt hat. Um dieses nicht auf einem abstrakt-theoretischen, sondern einem konkreten Niveau zu beantworten, analysiert der Verfasser die Eigentumsverhältnisse und Beziehungsnetze zweier schwedischer Reichsräte des ausgehenden 15. Jh.s: Svarte Åke Jönsson und Arvid Trolle.

Beide Reichsräte gehörten der Hocharistokratie der Kalmarer Union an, auch wenn sie in zwei verschiedenen Regionen Schwedens (und im Fall Trolles auch Dänemarks) verankert waren und aus Geschlechtern mit sehr verschiedenem Hintergrund stammten. Beide besaßen im Laufe ihres Lebens zahlreiche Belehnungen, und beide haben ausreichend Material hinterlassen, um einen Einblick in den Umfang ihrer Wirtschaft und ihrer Netzwerke zu erhalten. Vf. will dabei keine Biografien schreiben, sondern anhand dieser Beispiele zeigen, wie Reichsräte Macht ausüben konnten und wie tief (oder flach) der vormoderne Staat in der Region verankert war.

Nach einem einleitenden (und obligatorischen) Kapitel, in dem Vf. versucht, nicht nur die Bevölkerungsmenge Schwedens, sondern auch das zahlenmäßige Verhältnis von Regierenden auf allen Ebenen (weltlicher und geistlicher Art) zu den Regierten zu ermitteln, wendet sich Vf. seinem eigentlichen Thema zu. Als Erstes versucht er detailliert, die Einkünfte und Ausgaben der beiden Protagonisten aufzuschlüsseln. Er kann dabei zeigen, dass die Belehnung mit Burglehen in den meisten Fällen ein Nullsummenspiel, wenn nicht ein finanzielles Verlustgeschäft dargestellt hat. Der Belehnte konnte diese Verluste nur durch Einkünfte aus eigenen Besitzungen oder durch den Erhalt persönlicher Lehen in Harden ohne Burgen marginal ausgleichen. Das bedeutet, dass die oberste Verwaltung der *Len* des Reiches nur von denjenigen ausgeführt werden konnte, die die eigenen finanziellen Sicherheiten dafür mitbrachten.

Als zweiten Punkt wendet sich Vf. dem „Verwaltungspersonal“, von Gesetzessprechern über Hardsövögten bis zu Leutpfarrern, zu. Hier kann Vf. zeigen, dass die Reichsräte nicht nur unter ihresgleichen verkehrten, sondern aktiv Netzwerke mit den „Verwaltenden“ in der Region aufbauten, ja, in einigen

Fällen sogar ein absteigendes Connubium eingingen, um so Netzwerke in der Region aufzubauen, die verwaltungstechnisch aber auch politisch zu nutzen waren. Vf. versteht es dabei, nicht nur diese Netzwerke durch prosopografische Studien aufzuzeigen, sondern auch modern zu visualisieren.

Abschließend untersucht Vf. die „Familienfirma“ der beiden Reichsräte, d. h. ihr persönliches Netzwerk, sei es in der Familie, in der Region oder aber politisch. Es zeigt sich dabei, dass Familienbeziehungen bei der Nutzung und Verwaltung der *Len* durchaus nicht immer im Vordergrund standen.

Die Arbeit ist ein dicht gewebtes Netz von Einzelstudien, das insgesamt ein faszinierendes und neues Bild der Hocharistokratie und der frühmodernen Staatsverwaltung Skandinaviens zeichnet. Es ist dabei schade, dass Vf. keinen Wert auf die Netzwerkbeziehungen zwischen dem Adel und der Kaufmannschaft gelegt hat. Die entsprechenden Kapitel (148 f. und 303 ff.) sind kurz und nichtssagend. Dabei wäre es schon von großem Interesse gewesen, zu sehen, wie die Naturaleinnahmen des Hochadels in andere Waren und Geld umgewandelt wurden. Aber dieses hat sich aus dem Material des Vf.s nicht erschließen lassen. Es wäre auch schön gewesen, hätte Vf. seine aus dem schwedischen Material stammenden Urkunden auch mit dem dänischen Repertorium *Diplomaticum* abgeglichen, in dessen zweiten Reihe zumindest Arvid Trolle des Öfteren erscheint.

Alles in allem ist dieses aber eine gelungene Doktorarbeit, die wieder einmal zeigt, wie nutzbringend tiefgehende Detailstudien sein können, wenn sie nur durch gute übergeordnete Fragestellungen geleitet werden. C. J.

FINNLAND. Unser Zeitalter neigt zu Extremen, entweder erscheinen Werke nur noch elektronisch oder aber als besonders schwere Brocken. Mit einem Gewicht von sechs Pfund ist der hier vorzustellende Band von Markus Hiekkanen, *Finlands medeltida stenkyrkor* (Stockholm 2020, Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, 944 S., 17 Kt., zahlr. Abb. und Grundpläne), sicherlich letzterer Kategorie zuzurechnen. Vf., Kenner der finnischen mittelalterlichen Steinarchitektur, hatte durch seine Dissertation 1994 eine neue Interpretation und Datierung mittelalterlicher Steinarchitektur etablieren können, die heute allgemein anerkannt ist. Hierzu nutzte und erarbeitete er seine Übersichtssammlung über die noch vorhandenen oder zu erschließenden 154 mittelalterlichen Steinkirchen bis zur Mitte des 16. Jh.s, wobei er dabei die Kirchen Kareliens und der Stadt Wiburg/Viipuri mit einschließt. Die Ergebnisse wurden von ihm seit 2003 in drei Ausgaben des Buches *Suomen kivikirkot keskiajalla* (Finnische Steinkirchen im Mittelalter) veröffentlicht, waren aber aufgrund der Sprachbarrieren nicht für jedermann zugänglich. Die Kungl. Vitterhetsakademien hatte sich daher entschlossen, eine schwedische Übersetzung zu veranlassen, um damit ein breiteres Publi-

kum zu erreichen. Die hier nun vorzustellende Ausgabe ist dabei keine reine Übersetzung, sondern eine erweiterte, erneuerte und korrigierte Fassung von *Suomen kivikirkot keskiajalla*.

Nach einer ausführlichen Einleitung, in der Vf. die Besiedlung und Christianisierung Finnlands beschreibt, wendet er sich u. a. den organisatorischen Faktoren zu, die den Bau von Steinkirchen beeinflusst haben. Er kann dabei zeigen, dass dieses in Wellen und nur im Süden und Südwesten des Landes erfolgte. Des Weiteren beschreibt er die einzelnen Teile der liturgischen Ausstattung mittelalterlicher Kirchen sowie wichtige *vasa sacra*.

Hiernach folgt ein regional geordneter Katalog, der die einzelnen Kirchen, Kapellen, Sakristeien und Vapenhus (Eingangshallen zur Ablage der Waffen und des Überganges in den sakralen Raum) in der Struktur beschreibt: Steingebäude, Kalkmalereien, mittelalterliche Einrichtung und Gegenstände und das „Anbrechen der neuen Zeit“. Hierdurch entsteht eine hilfreiche Systematik, die die Nutzung dieses Bandes als Nachschlagewerk, aber auch als Reiseführer ermöglicht. Wissenschaftliche Diskussionen und Quellenhinweise werden dabei in mehrere Tausend Endnoten verbannt, die primär das akademische (des Finnischen mächtigen) Publikum ansprechen wird.

Die einzelnen Abschnitte sind gewinnbringend und spannend zu lesen – man wird, auch durch die zahlreichen hervorragenden Abbildungen, geradezu angeregt, eine Kirchenreise durch Finnland zu unternehmen. Allerdings hätte Vf., trotz aller Kenntnis der mittelalterlichen Bautradition, seine Einleitung durchaus noch einmal mit einem katholischen Kirchenhistoriker absprechen sollen. So ist es fraglich, ob die Kirchen des 13. und frühen 14. Jh.s generell für die gesamte Gemeinde gebaut waren (die ohnehin nur zu Ostern zur Kirche kam) oder nur rituellen Zwecken der Priester dienten oder, ob die Altäre von vorneherein an der Ostwand standen und mit einer Retabel versehen waren oder, ob dieses nicht eine Entwicklung des ausgehenden 14. Jh.s darstellte. Und es ist auch zu berücksichtigen, dass Kirchen kirchenrechtlich mehr Rechte besaßen, als Kapellen, beide also ausstattungsmäßig durchaus verschiedenen sein konnten, da z. B. das Taufrecht ausschließlich bei den Kirchen lag usw. Hier wäre es möglich gewesen, noch weitere Entwicklungslinien zu ziehen, die die Ergebnisse des Vf.s noch weiter hätten stützen können.

Alles in allem ist der vorliegende Band allerdings eine anregende Lektüre und ein hervorragendes Nachschlagewerk – für Fachleute wie für Laien. Nur einen Nutzen hat es völlig verfehlt: Als Reisebegleiter eignet sich dieser Band aufgrund seines Gewichtes nicht, es sei denn, man ist sehr sportiv veranlagt. C. J.

Das Verhältnis der Lensherren auf der finnisch-schwedischen Burg Raseborg zur Stadt Reval untersucht Martin Pettersson in seinem modernen Artikel *Eviga vänner, förgängliga län. Prioriteringar i borgherrarnas verksamhetskultur*

på Raseborg ca 1390–1434 (HTF 107, 2022, Nr. 1, 4–35.). Am Beispiel von Konflikten über Strandgut zwischen drei aufeinanderfolgenden und verwandten Burgherren, Thord Bonde, Thomas van Vitzen und Bengt Pogwisch, und Bürgern der Stadt Reval kann Vf. den Balanceakt zwischen dem in Finnland geltenden Landrecht König Magnus Erikssons und dem Lübisches Recht der Stadt Reval zeigen. Die eigentliche Quellenarbeit des Vf.s wird dabei von einem (etwas ausufernden) theoretischen und der skandinavischen Schule entsprechenden Netzwerkmodell überlagert, welches anhand weniger konkreter Beispiele tiefgehende Resultate zu ziehen versucht. C. J.

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Norbert Angermann, Marina Bessudnova, Karsten Brüggemann, Inna Jürjo und Anti Selart*

Anzuzeigen sind die ersten Folgen eines neuen, halbjährig erscheinenden Internet-Periodikums, hg. von der Novgoroder Universität, *Caurus*, Vol. 1 (2022), No. 1 und 2 (<https://journal-caurus.ru>). Im ersten Heft findet man im russisch- und englischsprachigen Vorwort der Hauptredakteurin M[arina] B[orisovna] Bessudnova dargelegt, dass die Zeitschrift der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte Nordwestrusslands und der Ostseeregion gewidmet sein soll. Besonders genannt werden in diesem Zusammenhang die russisch-hansischen Verbindungen und Livland. Vorgesehen sind neben russischsprachigen auch englisch- und deutschsprachige Aufsätze (5–10). Das hier erläuterte Vorhaben kann man nur wärmstens begrüßen. Gleich der erste Spezialbeitrag dieses Heftes bringt beachtenswertes Neues. K[onstantin] V[jačeslavovič] Gorlov, E[lena] V[jačeslavovna] Salmina und S[ergej] A[natol'evič] Salmin behandeln die Verwendung livländischer Gepräge als offizieller Währung in Pleskau in den Jahren 1409–1425, dies aufgrund neuer dortiger Münzfunde (“... *i načaša penjazmi torgovati*”: *o nachodkach livonskich monet konca XIV–načala XV veka v Pskove (po materialam Mstislavskich raskopov)*, 11–25). Während die vorliegenden chronikalischen Kurznachrichten über jene Geldreform vieles offen lassen, zeigen die 2017–2019 geborgenen Münzfunde, dass in Reval und Dorpat geprägte Artiger und Pfennige nach schon vorangegangener Verbreitung in Pleskau als offizielle Münzen eingeführt worden waren. Deren zunehmende Wertverschlechterung führte dann aber rasch zum Beginn einer eigenen Pleskauer Prägung, bei der das livländische Vorbild begrenzt nachwirkte. Hervorzuheben ist sodann der Beitrag von A[leksej] I[gorevič] Razdorskij über *Die Warenversendung „über die schwedische Grenze“ nach den Angaben des Zollbuches von Groß-Novgorod von 1677/78* (Tovarnyj otpusk “za svickoj rubež” po dannym tamožennoj knigi Velikogo

Novgoroda 1677/78 g., 36–49). Das vom Vf. wiederentdeckte, für Novgorod seltene Zollbuch enthält besondere Abschnitte über die Verzollung von Gütern, die nach Schweden und Livland ausgeführt wurden. Die entsprechenden Lieferanten und ihre Waren sind hier auch tabellarisch unter verschiedenen Gesichtspunkten genau erfasst. Die meisten Lieferanten waren Novgoroder, auffallend hoch war der Wert der Warenpartien aus Moskau. Die hier gebotenen reichen Informationen lassen die baldige Veröffentlichung dieser Zollquelle als sehr wünschenswert erscheinen. Dagmar Vysloužilová informiert in englischer Sprache über die tschechische Novgorodforschung (62–75), während sich A[leksandr] F[lorentinovič] Ěsono mit bildlichen Darstellungen von Lübeck und Hamburg aus dem 17. und 18. Jh. beschäftigt (104–122). Des weiteren bietet V[alentina] A[ndreevna] Jakunina einen eindrucksvollen Bericht über *Die hansische und die baltische Problematik bei studentischen Aktivitäten der Novgoroder staatlichen Jaroslav-Mudryj-Universität im Studienjahr 2021–2022* (Ganzejskaja i baltijskaja problematika v studenčeskich meroprijatijach Novgorodskogo gosudarstvennogo universiteta im. Jaroslava Mudrogo v 2021–2022 uč. godu, 123–128). Nicht ohne Grund äußert Vf.in am Anfang ihres Beitrages, dass sich in der russischen Forschung der letzten Jahre ein zunehmendes Interesse an der Hanse zeigte. Sie geht auf zwei in Novgorod veranstaltete Konferenzen von Studenten und jungen Wissenschaftlern ein, von denen die erste, im September 2021 abgehaltene, dem Thema „Der Hanseverbund: von der Entstehung bis zur Wiedergeburt“ gewidmet war, während die zweite, im Februar 2022 durchgeführte, unter dem Titel „Das historische Veče“ (Volksversammlung) unterschiedliche archäologische und geschichtliche Probleme behandelte. Die Referate der ersten Konferenz, die neben dem Novgoroder Hansekantor einem breiten Themenspektrum galten, sind teilweise in einem kleinen Sammelband erschienen, der in den HGBll. möglichst bald angezeigt werden soll. Auf der zweiten Konferenz wurden ebenfalls mehrere Vorträge zu hansischen Einzelthemen gehalten. Das Heft schließt mit einer von M[arina] B[orisovna] Bessudnova verfassten ausführlichen Rezension des neuen Buches über Novgorod von Carsten Goehrke (129–140), die sehr weitgehend identisch mit der Besprechung von ihr ist, die auf Deutsch in HGBll. 139 (2021), 395–404 erschien. Für den an der Hanse Interessierten enttäuschend, ist das zweite Heft des *Caurus* erklärtermaßen der „ganzen Vielgestaltigkeit der internationalen Kontakte des russischen Nordwestens in der vorindustriellen Epoche“ gewidmet (Vorwort, 5) und geht in der Unterschiedlichkeit der Themen sogar noch darüber hinaus. Eine Untersuchung zur Hansegeschichte fehlt. Mehrere Beiträge beziehen sich immerhin auf die ältere baltische Geschichte, und zwar auf das polnische Protektorat für das Erzbistum Riga, das livländische „Königtum“ des Herzogs Magnus von Holstein und die livländische Chronik von Gustav von Lode und David

Werner aus dem frühen 17. Jh. Erst am Ende des Heftes gelangt wieder die erfreuliche Novgoroder Aktivität auf dem Gebiet der hansebezogenen Lehre in den Blick: V[alentina] V[ladimirovna] Grochotova berichtet über die Ende Juni/Anfang Juli 2022 abgehaltene *Internationale wissenschaftlich-praktische Sommerschule „Novgorod im System der hansischen Beziehungen im Mittelalter“* (Meždunarodnaja naučno-praktičeskaja letnjaja škola “Novgorod v sisteme ganzejskich otnošenij v Srednie veka”, 116–122). Zu dieser schon wiederholt durchgeführten Veranstaltung waren diesmal 24 Studierende und Assistenten aus mehreren russischen Universitätsstädten zusammengekommen, um Vorträge zu hören und an praktischen Übungen sowie Exkursionen teilzunehmen. Die Einbeziehung von nicht wenigen Spezialisten als Unterrichtende sicherte dem Ganzen offensichtlich ein gutes Gelingen. N. A.

Die im Tagungsband *Diplomacy of Medieval Rus’ (10th–16th centuries)*, hg. von Vitalij Nagirnyy (Colloquia Russica Reihe I, Bd. 10, Krakau 2021, Verlag Historia Iagellonica, 348 S.), publizierten Beiträge sind vor allem auf Zentraleuropa fokussiert. In hansischem Zusammenhang untersucht Janina [Aleksandrovn]a Rier aus Mahileŭ aufgrund von diplomatischen Quellen und Briefwechseln die Entwicklung der Machtverhältnisse in Polozk im 14. Jh. (*Otobraženie sistemy vlasti v Polocke v meždunarodnyh dogovorach i diplomatičeskoj perezpiske XIV veka*, 185–199). Ihre Feststellung lautet, dass Polozk im Großfürstentum Litauen weitgehende Autonomie bewahrte, ebenso hätten die lokale Nobilität und Geistlichkeit weiterhin eine bedeutende Rolle im ehemals selbständigen Fürstentum gespielt. Erst unter der Herrschaft des Großfürsten Vytautas wurde Polozk seit den 1390er Jahren politisch zunehmend gleichgeschaltet. A[leksej] V[iktorovič] Martynjuk aus Minsk sucht eine Antwort auf die Frage, warum der Westfale Gerhard von Kleve, der Graf von der Mark, 1438 versuchte, über Novgorod in das Heilige Land zu reisen (*“Nalevo pojdeš’ – žizn’ poterjajš’” Diplomatičeskoe obespečenie poezdok inostrancev po zemljam Rusi v pervoj polovine XV veka i kazus 1438 goda*, 221–236). Seine Pilgerreise ist bekanntlich gescheitert, diente aber später als Vorwand zum livländisch-novgorodischen Krieg von 1443–1448. Vf. thematisiert generell die Rolle des Deutschen Ordens bei der Vorbereitung und Organisation der Reisen von Westeuropäern in die altrussischen Länder. Das Unglück Gerhards projiziert Vf. auf den Konflikt der westfälischen und rheinländischen Landmannschaften im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, der gleichzeitig eskalierte. Der rheinländische Hochmeister Paul von Rusdorf habe Gerhard bewusst die unsichere Reise über das westfälisch dominierte Livland und das „schismatische“ Novgorod empfohlen. F[ilipp] D[mitrievič] Podberezkin [Pilip Padbizarozkin] aus Minsk behandelt in Aufsatzform eine Einzelfrage aus seiner Monografie (s. unten) über den sog.

„Dorpater Zins“ (“*Počest*” ili “*ošibka perevodčika*”? *Kak ponimali “jur’evskiju dan” livonskie diplomaty (1474–1554)*, 237–248). Die Feststellung lautet, dass die livländischen Diplomaten das Wesen der entsprechenden Bestimmung in den livländisch-russischen Verträgen immer richtig verstanden haben – dass die russische Seite von einer faktischen Bezahlung ausging, auch wenn über Jahrzehnte nichts gezahlt worden war. Dana Picková aus Prag beleuchtet die Frühgeschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen Moskau und dem Kaiser, die 1490/1491 und 1514 in den habsburgisch-russischen Verträgen resultierten (*The First Treaties between Moscow Grand Princes and the Habsburg Emperors of the Holy Roman Empire: Project and Reality*, 249–257). Die Initiative zu den gegen die Jagiellonen gerichteten Verträgen ging von Maximilian I. aus, obwohl die endgültigen Texte in Moskau formuliert wurden. Izabella [Igorovna] Korčagina aus Warschau resümiert die Berichte der Ausländer über die Trinkgebräuche und die Rolle des Alkohols in der Moskauer diplomatischen Etikette des 16. Jh.s (*Alkohol’ v diplomatičeskom etikete moskovskogo dvora XVI veka v opisanijach inozemcev: simvoly i ritualy*, 269–280). A. S.

F[ilipp] D[mitrievič] Podberezkin [Pilip Padbiarozkin], *Der „Dorpater Zins“ in den russisch-livländischen Beziehungen (vom 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts)* (“*Jur’evskaja dan*” v russko-livonskich otnošenijach [XIII – seredina XVI veka], Verlag Kvadriga, Moskau 2022, 252 S.). – Die Monografie des belarussischen Historikers basiert auf seiner Minsker Dissertation und fasst seine langjährige Beschäftigung mit diesem Themenkreis zusammen. Während der livländisch-Moskauer Verhandlungen von 1554 forderte die russische Seite die Bezahlung des Tributs von Dorpat, der spätestens seit 1474 wirklich in den Dorpat-Pleskauer Verträgen fixiert, aber offensichtlich nie bezahlt worden war. Der Ursprung und die Höhe des „Dorpater Zinses“ ist aber bisher rätselhaft geblieben. Vf. bringt die Einführung der Zinspflicht des Hochstiftes mit dem Plünderungszug des Pleskauer Heeres im südlichen Teil des Bistums im Jahre 1343 in Verbindung. Die Vermutung bleibt hypothetisch. – Besonders positiv hervorzuheben ist der kritische und sachliche Überblick über die relevante Historiografie. Gelungen ist auch die Thematisierung des „Zinses“ im Kontext der Moskauer Politik und Ideologie Mitte des 16. Jh.s. Nicht überzeugen dagegen die Erklärung der Entstehung der hochmittelalterlichen Doppelherrschaft bzw. doppelten Tributpflicht in einigen livländischen Gebieten mit augustinischer Theologie sowie die Vorstellung von einem Wettkampf um Livland zwischen dem Kaiser und dem Moskauer Großfürsten seit den letzten Jahrzehnten des 15. Jh.s, der zu einer Doppelvasallität Dorpats in der ersten Hälfte des 16. Jh.s geführt habe. A. S.

A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov, *Die „Novgorodfahrer“ von Lübeck. Briefe und Materialien. 1409–1560* (“Novgorodskie gosti” Ljubeka. Pis'ma i materialy. 1409–1560, Velikij Novgorod 2022, Novgorodskij gosudarstvennyj universitet im. Jaroslava Mudrogo, 188 S.). – Mit dieser Publikation werden 44 Briefe von Lübecker „Novgorodfahrern“ aus der Hinterlassenschaft des Nowgorodfahrerkollegiums im Lübecker Archiv sowie aus dem Stadtarchiv Tallinn herausgegeben (12–144). Alle Schriftstücke wurden vom Vf. sorgfältig ausgewählt, bearbeitet, annotiert, auf Mittelniederdeutsch geboten und ins Russisch übersetzt. Die Briefe aus dem 15. Jh. waren zuvor in Deutschland veröffentlicht worden, einige Texte aus dem 16. Jh. sind jedoch zum ersten Mal zum Abdruck gebracht. Inhaltlich bezieht sich der Gesamtkomplex auf Sachverhalte des Russlandhandels von Lübeckern in den livländischen Hansestädten, insbesondere in Reval, sowie im St. Peterhof in Novgorod. Bemerkenswert ist ein eigener Beitrag des Vf.s zum Thema mit Bemerkungen über die Art und Weise des Handels der „Novgorodfahrer“ in Livland und Russland, die er im Kontext der allmählichen Umgestaltung des ganzen russisch-hansischen Handelssystems vorstellt. Die „Novgorodfahrer“ hält er einerseits für Verfechter des alten Kaufmannsrechtes (*starina*), das damals aufgrund des zunehmenden „ungewöhnlichen Handels“ (*ungewonlicke kopenschop*) immer mehr erschlaffte; andererseits brachen sie selbst die seit Alters gefestigte Ordnung des hansischen Russlandhandels, zu der die Vermittlung der livländischen Hansestädte gehörte, um für den eigenen Handel Lübecks möglichst viele Vorteile zu gewinnen. Das Quellenmaterial lässt Vf. ihre strategischen Schritte in dieser Richtung entdecken. Er weist z. B. darauf hin, dass sie als Frachtherren unter dem Vorwand, die Sicherheit der transportierten Waren zu gewährleisten, eine führende Rolle bei der Befrachtung der Kaufschiffe sowie bei der Organisation der bewaffneten Wachen zu spielen strebten, um dadurch den unveränderlichen Gehorsam Revals zu sichern. Die Arbeit stellt den Forschern Angaben zur Dienstordnung der Söldner auf Hanseschiffen sowie zur Bezahlung ihrer Dienste zur Verfügung. Vf. bietet auch ein Bild von der Piratenbedrohung für Kaufleute im Ostseebereich und informiert über weitere Anti-Piraterie-Maßnahmen der Hansestädte, so über die Etablierung einer gemeinsamen Kommission von Bürgern vor Ort und „Überseeischen“ in Reval. Schließlich bemerkt er, dass derartige Aktivitäten der „Novgorodfahrer“ erheblich zur von ihnen begehrten Dominanz über die Handelsstädte Livlands beitragen konnten, was sie außerdem durch die Annahme einer neuen Handelsordnung im Jahre 1491 zu erreichen suchten. Zu den besonderen Bedingungen, die die Lübecker Handelsstrategie in Livland und Russland im Ganzen erfolgreich sein ließen, gehörten auch Beschränkungen des selbstständigen Handeltreibens von jungen Kaufgesellen (*junge knechte*), die meistens Bürger von Reval waren, ebenso wie das Streben der

„Novgorodfahrer“, Funktionen im Tuchhandel zwischen Brügge und Novgorod mit allen Mitteln für sich zu behalten. Vf. glaubt darum, dass die schwere Belastung der „überseeischen“ Hansen mit Zöllen in den livländischen Städten sowie mit den berüchtigten Verboten des Gästehandels durchaus als Reaktion der Livländer auf jene unfreundliche Politik gesehen werden kann. Er betont aber zugleich, dass beide Parteien gemeinsame Interessen hatten, wenn es um Friedensgespräche mit Russland ging. Register der Personen- und Ortsnamen sowie eine umfangreiche Bibliografie schließen den Band ab. *M. B.*

ESTLAND/LETTLAND. Gleich zwei Publikationen widmen sich der Geschichte der Tiere in Livland. Juhan Kreem, Ivar Leimus, Anu Mänd und Inna Pölsam-Jürjo konzentrieren sich auf *Tiere in der Gesellschaft und der Kunst des mittelalterlichen Livlands* (Loomad keskaegse Liivimaa ühiskonnas ja kunstis, hg. von Anu Mänd, Acta Universitatis Tallinnensis. Artes 3, Tallinn 2022, Tallinna Ülikooli Kirjastus, 208 S., Abb.). Es ist vor allem das Pferd, dessen Bedeutung aus den zur Verfügung stehenden Quellen immer wieder hervorscheint, sei es in den mittelalterlichen Rechtsakten, den Ordensmaterialien oder im Handelsverkehr. Das Pferd wie auch andere Nutztiere wurden als Dinge angesehen, betont Pölsam-Jürjo, für deren Beschädigung der Schuldige aufkommen musste. Pferde waren aber auch wesentliches Objekt in Testamenten, das vor allem in den Nachlässen der Adligen und mancher Stadtbürger erwähnt wurde. Vererbt wurden, wie Mänd erläutert, neben Pferden auch Rinder, Schweine und Schafe, dabei gab man sie oft an Bekannte, von denen man vielleicht annehmen durfte, dass sie sich gut um die Tiere kümmern würden. Allerdings bleibt die emotionale Sphäre der menschlichen Beziehungen zu den Tieren etwas, was sich aus den Quellen nicht so eindeutig herauslesen lässt. Es sind ja tatsächlich auch nur recht wenige Stellen in den schriftlichen Quellen, die uns Informationen über die Tiere in Livland liefern. Dies gilt selbst für den Orden, über dessen Pferdebestand wir Kreem zufolge keine konkreten Angaben haben, abgesehen von der für den Herzog von Preußen 1556 geheimdienstlich ermittelten Information, der Orden könne im Kriegsfall auf gut 3.000 Pferde zurückgreifen. Fest steht, dass der Orden sowohl einheimische Pferderassen nutzte – ein Schwerpunkt der Pferdezucht war die Insel Ösel – als auch fremde Pferde wurden exportiert. Allerdings stellten sie eine strategische Ware dar, deren Ausfuhr streng reglementiert war, wie Leimus in einem für diesen Band erweiterten Beitrag (HGbl. 136 (2018), 275) betont. Zwar wurde auch mit Stieren und Kühen Handel getrieben, deren Preise unter denen der billigsten Pferde blieben, doch finden sich kaum Angaben über weitere Tiere als Handelsobjekte. Als prestigeträchtiges Geschenk im diplomatischen Verkehr Livlands mit den Nachbarmächten waren ausgebildete und trainierte Reit- bzw. Turnierhengste Mänd zufolge

sehr beliebt. Zu den höheren Würdenträgern überreichten Gaben zählten aber auch Hirsche, Biber und sogar ein Kamel. Je exotischer das Geschenk, desto höher das Prestige des Beschenkten. Während in der Region Pferde zu früheren Zeiten wohl auch verspeist worden sind, spielten sie im Speiseplan der Livländer im Mittelalter keine Rolle mehr. Pikanterweise soll der Revaler Rat Ordensmeister Wolter von Plettenberg 1513 einen Pfau mit vergoldeten Federn serviert haben, wie wir von Pöltsum-Jürjo erfahren, die ihre früheren Forschungen zum Thema der Esskultur in Livland (HGBl. 121 (2003), 295; 136 (2018), 274 f.; 137 (2019), 232; 139 (2021), 385 f.; 140 (2022), 314) für diesen Band noch einmal zusammengefasst hat. Schließlich spürt Mänd im umfangreichsten Text des Bandes den Tieren in der Kunst nach: ein weiteres Feld, in dem das Pferd keine Rolle spielte. Tiere, d. h. vor allem Löwen, Drachen und Adler, treten hier in erster Linie entsprechend ihrer Rolle in der christlichen bzw. dynastischen Symbolik auf. Löwen und Drachen finden sich z. B. auch an Hausportalen, um über die Seelen der Bewohner zu wachen. Leider bietet der Band keine englischsprachigen Zusammenfassungen der Texte. – Der vom Tallinner Stadtmuseum veröffentlichte, zeitlich übergreifende Band *Linnaloom/Urban animal* (hg. von Pia Ehasalu, Tallinna Linnamuuseumi toimetised = Proceedings of the Tallinn City Museum 2, Tallinn 2022, Tallinna Linnamuuseum, 255 S., engl. Zusammenf.) beruht auf einer Ausstellung, die 2021 im alten Turm der Stadtmauer Kiek in de Kõk stattgefunden hat. Für das mittelalterliche und frühneuzeitliche Reval stellen Lembi Lõugas und Liina Maldre fest, dass das archäologische Material vor allem Spuren von Kühen, Ziegen, Schafen und Schweinen bereithält. Die selteneren Hinweise auf Pferde, Hunde, Katzen, Hühner, Gänse und Puten bedeuten dabei nicht, dass sich diese Tiere kaum je in der Stadt aufgehalten hätten. Generell erhalten sich Spuren von geschlachteten bzw. verzehrten Tieren häufiger; Fischgräten wiederum seien nur mit sehr feinen Instrumenten zu ermitteln. Vereinzelt finden sich in der Müllfauna der Stadt auch Knochen von Wild (Elch, Luchs, Fuchs, Hase, Robbe) und Wildvögeln (Stockente, Birkhuhn, Rebhuhn usw.). Einige der Knochen verweisen auch auf handwerkliche Verarbeitung. Wie in Tallinn sind auch in Tartu Knochenspuren von Pferden rar, wie Arvi Haak, Eve Rannamäe und Freydis Ehrlich berichten. Hunde hatten Schutzaufgaben, doch waren sie auch Begleiter, wie ein Messergriff aus Knochen in der Form einer Frau mit einem Hund auf dem Arm zeigt. Eine vergleichbare Aufgabe hatten Katzen, die vor allem Ratten und Mäuse dezimieren sollten, doch wurden auch sie als Haustiere gehalten. K. B.

Eine Sonderausgabe der Zeitschrift *Ajalooline Ajakiri* (2022, 2/3, 180/181) widmet sich unter dem Titel *Estonia and Denmark in the Middle Ages* den mittelalterlichen Beziehungen der beiden Länder. Alle fünf Aufsätze gehen

auf eine Tagung zurück, die 2021 in Tallinn stattgefunden hat. Die Beiträge konzentrieren sich überwiegend auf die politische Geschichte, doch gibt es auch zwei Aufsätze, die für den Kontext der hansischen Geschichte relevant sind. Doch der Reihe nach: Thomas Riis konstatiert in seinem Text *The Status of Danish Estonia: a colony or part of Denmark* (127–133, 1 Abb.), dass die von den Dänen eroberten Gebiete damals als Teil des Königreichs Dänemark gesehen wurden, was wohl auch für Estland galt. – Kurt Vil-lads Jensen analysiert in seinem Beitrag *King Valdemar II and Tallinn in 1219 – just another of his conquests or part of a grand plan?* (135–147, 1 Abb.), welche Bedeutung Waldemar II. selbst und seine Zeitgenossen der Eroberung Nordestlands zuschrieben. – In Madis Maasings Aufsatz *Livonian-Danish relations in the first half of the 16th century* (183–215, 1 Abb.) werden die Beziehungen der politischen Machthaber Livlands mit dem dänischen Königreich in den Jahren 1510–1540 betrachtet. Es wird analysiert, welche Rolle der dänische König in der Politik Livlands spielte. Gerade am Vorabend des Livländischen Krieges sahen die Livländer in ihm einen potenziellen Bündnispartner. – Auf neue Aspekte bei der Verleihung des Lübischen Rechts an die kleineren Städte Nordestlands weist Tiina Kala in ihrem Beitrag, *Old Documents – New Meanings. Some Interpretations of Danish Privilege Charters for North Estonian Towns* (149–169) hin. Die Stadt Wesenberg erhielt ihre Privilegien vom dänischen König bereits 1302 und 1345, Narva jedoch erst im Jahre 1345. Allerdings werden in der entsprechenden Urkunde für Narva gewisse Rechte aus der Zeit König Erik Menveds (1274–1319) erwähnt. Deshalb wurde in der Historiografie vermutet, dass möglicherweise auch Narva seine Privilegien bereits damals erhalten haben könnte. Laut Vf.in ist der Hinweis auf ein früheres Stadtrecht für Narva jedoch völlig zufällig in das königliche Privileg des Jahres 1345 geraten. Wie sie zeigt, nahm sich der Schreiber der Narva betreffenden Urkunde den Text des für Wesenberg bestimmten Privilegs aus demselben Jahr zur Vorlage. – Juhan Kreem berichtet in seinem Aufsatz *The Royal Danish Ship Maria in Tallinn 1518–19* (171–181, 1 Abb.) im Detail von einem außerordentlichen und höchst seltenen Ereignis in der alten Hansestadt. Ein heftiger Sturm trieb 1518 die MARIA, das Flaggschiff des dänischen Königs Christian II., in den Revaler Hafen. Bei der MARIA handelte es sich wohl um das damals größte Schiff auf der Ostsee. Die Tragfähigkeit des Schiffes betrug etwa 800 Tonnen. In der Regel liefen den Hafen Schiffe mit einer Tragfähigkeit von nicht mehr als 200 Tonnen an. Nur zehn Prozent der einlaufenden Schiffe verfügten über eine Kapazität von mehr als 400 Tonnen. Wegen der notwendigen Reparaturarbeiten blieb die MARIA über den Winter in Reval, ihr Aufenthalt und die durchgeführten Reparaturen am Schiff sind im Revaler Ratsarchiv ausführlich dokumentiert. Obwohl dieses Ereignis

eine kurze Episode blieb, gibt es eine gute Vorstellung von den praktischen Abläufen in der Hafenstadt Reval. Vf. macht darauf aufmerksam, dass die Stadt damals keineswegs als ein bemerkenswertes Zentrum des Schiffbaus galt, trotzdem gelang es, die MARIA wieder seetauglich zu machen. Zwar waren alle Masten des Flaggschiffs während des Sturms geborsten, und es war unmöglich, gleichwertigen Ersatz, also entsprechend große Mastbäume zu besorgen. Doch fehlte es bei den Reparaturen nicht an fachlicher Kompetenz. Wie Vf. anmerkt, war jedoch die Präsenz der dänischen Seeleute für die Revaler Bürger in ihrer Stadt durchaus problematisch, denn es herrschten eine gewisse Spannung und ein gewisses Misstrauen zwischen beiden Seiten. Dies galt indes nicht für die leitende Ebene: Der Kapitän der MARIA nahm wie selbstverständlich an den Feiern und Festmählern der städtischen Elite teil. I. J.

Regelmäßig berichtet das Jahrbuch *Archaeological Fieldwork in Estonia* (2021) (hg. von Erki Russow und Arvi Haak, Tallinn 2022, Verlag Muinsuskaitseamet, 298 S., Abb., <https://arheoloogia.ee/kirjandus/arheoloogilised-valitood-eestis/ave-2021>) über die Ergebnisse archäologischer Forschung in Estland. Neben kleineren Untersuchungen in der Revaler Vorstadt, in Fellin und Arensburg sind besonders die numismatischen Entdeckungen erwähnenswert. Ein kleiner Hort aus Nordostestland aus dem 8. Jh. gehört zu den frühesten Münzfunden in Nordeuropa. Seine fünf Dirhams stammen aus Nordafrika, was für diese Region ebenso ungewöhnlich ist (Ivar Leimus u. a., *A late 8th century hoard of dirhams and hack silver from Vitsiku village in North-East Estonia*, 45–58). Außerdem wurde in Westestland ein Schatz gefunden, der aus 124 Münzen, Silberbarren und -schmuck besteht (Ivar Leimus und Ragnar Saage, *Early 13th century silver hoard from Kirimäe village, Lääne County*, 93–112). Die überwiegend in den westfälischen Städten, Köln, Magdeburg und auf Gotland geprägten Münzen dieses Fundes stammen zumeist aus der Zeit von 1180 bis 1200, die jüngste Münze ist spätestens 1205 geschlagen worden. Unter diesen Münzen befindet sich auch ein Rigauer Brakteat des Bischofs Albert, was es wahrscheinlich macht, dass die Münzprägung in Riga früher angefangen hat als 1211, wie bisher vermutet. Beachtenswert ist noch ein mit einem Münzstempel markierter gotländischer Silberbarren aus der Zeit zwischen 1190 und 1200. Unter dem Boden der Parochialkirche Randen im Hochstift Dorpat wurden etwa 840 Münzen gefunden, von denen rund 630 aus dem Mittelalter stammen. Von Interesse ist, dass sich ungefähr 290 durch Feuer beschädigte Münzen im Geldkästchen der Kirche befanden, das um 1400 einem großen Brand zum Opfer gefallen ist (Heiki Valk und Mauri Kiudsoo, *Archaeological monitoring in medieval Rannu Church: construction remains and coin finds*, 129–156). A. S.

Unter den Bronzegegenständen aus der Spätbronzezeit und der vorrömischen Eisenzeit befinden sich Ringe mit offenen Enden, die von der Größe her an Armbänder oder Halsketten erinnern. In seinem Artikel *Late Bronze and Pre-Roman iron age bronze rings – jewellery or ingots?* (LVIŽ, 2022, 1, 5–26) befasst sich Andrejs Vasks mit der Funktion dieser Ringe. Mit Hinweis auf die Überlegungen Carl Meinanders und Uwe Sperlings vermutet Vf., dass diese Bronzeringe zwar durchaus als Schmuck verwendet worden seien, doch hätten sie als ‚Ringbarren‘ in erster Linie der bequemeren Lagerung und dem Transport von Metall sowie als Gegenwert bei Tauschgeschäften gedient. K. B.

Maja Gašowska vermutet, dass die Gründung des Dorpater Zisterzienserrinnenklosters von Bischof Friedrich von Haseldorf (1268–ca. 1289) initiiert wurde (*By whom and when was the foundation of the Cistercian nunnery in Dorpat initiated?*, in: *Studia z Dziejów Średniowiecza* 25, 2022, 75–95). Dass das 1345 erstmals schriftlich erwähnte Kloster zu St. Katharinen im 13. Jh. gegründet wurde, ist glaubhaft, die Verbindung zum Bischof Friedrich dagegen bloß eine Vermutung. Wie bspw. die Untersuchungen von Kaur Altoa bestätigt haben, lag das Territorium des Klosterkomplexes vollständig außerhalb der Domfreiheit, weshalb die Lage des Gebäudes eigentlich nicht auf eine Kooperation zwischen dem Bischof und der Stadt hinweisen kann, wie Vf.in vermutet. Auch ist die Lage des Zisterzienserrinnenklosters im westestländischen Leal schon seit langem bekannt. A. S.

V[alentina] A[ndreevna] Jakunina, *Narva im 15. Jahrhundert in Urkunden und Materialien* (Narva XV veka v dokumentach i materialach, Velikij Novgorod 2022, Novgorodskij gosudarstvennyj universitet im. Jaroslava Mudrogo, 329 S.). – Das vorliegende Buch enthält umfangreiches Quellenmaterial zur Geschichte Narvas vom Ende des 14. bis zur ersten Hälfte des 16. Jh.s aus dem Revaler Stadtarchiv (10–291). Es handelt sich dabei um Korrespondenz von Vögten des Deutschen Ordens in Narva sowie um Briefe des Narvaer Magistrats, wo verschiedene Fragen des Handels, der Verwaltung und des Gerichtsverfahrens berührt werden. Diese Quellen, die im Ganzen den Forschern gut bekannt sind, wurden von Vf.in erneut von den originalen Handschriften transkribiert und neben ihren russischen Übersetzungen im anzuzeigenden Buch veröffentlicht. Jede Urkunde ist mit den notwendigen Erläuterungen und Kommentaren versehen. Vf.in hat ihrer Edition eine Untersuchung hinzugefügt: *Die Besonderheit der Interaktion der Ordens- und Stadtbehörden Narvas im 15. Jahrhundert. Perspektiven ihrer Erforschung* (Specifika vzaimodejstvija ordenskich i gorodskich vlastej Narvy XV veka: perspektivy izučenija, 292–307). Die ihr zur Verfügung stehenden Quellen hat Vf.in vor allem dazu genutzt, eine Übersicht von Wesensmerkmalen des

russisch-hansischen Handels, der alle vitalen Aktivitäten Narvas über die Jh.e sicherte, zu bieten. Gleichzeitig hat sie diesem in der modernen Hanseforschung populären Thema einen neuen Klang gegeben. Sie wendet sich Umständen zu, die das nicht-hansische Narva im Wettbewerb mit großen livländischen Hansestädten, insbesondere mit Reval, völlig konkurrenzfähig machten, und versucht eine passende Erklärung im Verwaltungssystem der Stadt zu finden. Sie glaubt, dass der erheblichen Steigerung des Handelspotenzials von Narva in erster Linie die stabile Partnerschaft beider Zweige seiner Verwaltung, nämlich desjenigen des Ordens in Gestalt der Vögte und desjenigen des Magistrats, zugrunde lag. Das vorgestellte Quellenmaterial bezeugt keine ernsthaften Spannungen zwischen den Ordens- und Stadtmächtigen; im Gegenteil kann man gemeinsame Bemühungen zur Unterstützung des Handels mit den Russen im Laufe des 15. Jh.s feststellen, die das Ziel hatten, die Stadt zu einem wichtigen Handelszentrum an der russischen Grenze zu entwickeln und dadurch eigene Positionen weiter zu stärken. Die Hauptbereiche der Zusammenarbeit zwischen den Behörden waren die Handelspolitik gegenüber russischen Kaufleuten und Reval, was sich ziemlich klar in Gerichtsverfahren Narvas manifestierte, sowie die Gewährleistung der Sicherheit der Stadt gegenüber einem Eindringen von außen. Im Zusammenhang mit dem ersten Punkt skizziert Vf.in ein Bild von den Narvaer Gerichtsverfahren, das sie die Meinung Jüri Kivimäes über die gerichtliche Unabhängigkeit Narvas von Reval teilen lässt. Dabei geht es nicht um manch eine Konkurrenz oder Auseinandersetzung zwischen Vögten und Stadtvertretern wegen der Gerichtsfälle. Vielmehr geht es um die prinzipielle Abgrenzung der beiderseitigen Kompetenzen und deren rechtliche Absicherung im Sinne des Gemeinwohls. Dabei wird klar, dass sich die Beteiligung der Machtträger an Gerichtsverfahren im Zeitraum vom 14. bis zur Mitte des 16. Jh.s zugunsten der Stadt änderte. Im ausgehenden 15. Jh. waren die Vögte nur für Rechtsstreitigkeiten zwischen Livländern und Ausländern zuständig, da diese negative Folgen für den internationalen Handel Narvas haben konnten, sowie für Fälle, die Untertanen des Ordens oder seine eigenen Interessen betrafen. Ab Beginn des 16. Jh.s verzichtete der Vogt vollständig auf die Teilnahme an städtischen Gerichtsverfahren und erhielt eine feste Quote von der Stadt anstelle der Hälfte der vom Gericht festgelegten Strafe. Bemerkbar ist aber eine Festigung der herrschaftlichen Positionen des Ordens, vertreten durch seine Vögte, im Handels- und Wirtschaftsleben der Stadt; darüber berichten viele Briefe aus der angezeigten Publikation. Die Beteiligung der Ordensbeamten am Fernhandel Narvas wird positiv bewertet, da sie mit der Gewährung und Sicherung der Handelsvorrechte verbunden war, die die Stellung Narvas gegenüber Reval erheblich verstärkten. Aus der Sicht des Ordens kann zunächst die Bedeutung der Stadt für die Verteidigung der livländischen Grenze, die ein organisiertes Vorratswesen erforderlich machte,

sowie für seine eigenen Vorteile aus dem Russlandhandel erwähnt werden. Unter diesen Umständen traten die Vögte bei den Streitigkeiten zwischen Reval und Narva fast immer auf der Seite des Letzteren auf. Andererseits sollte Narva, das frei von irgendwelchen Bindungen gegenüber der Hanse war, der Handelspolitik des Ordens folgen und insbesondere Handelsbeschränkungen wegen eines möglichen Krieges mit Russland einhalten. Auch wird ersichtlich, dass die Ordensbehörden in Narva, ebenso wie der Narvaer Magistrat, in Bezug auf russische Kaufleute oft wohlwollend waren und ihre Interessen bei Handelstransaktionen gesetzlich zu schützen strebten. Die Loyalität der Ordens- und Stadtmächtigen ließ die Narvaer die Entfaltung des „ungewöhnlichen Handels“ (*ungewonlicka kopenschop*) erfolgreich ausnutzen und ihre Stadt seit der Wende des 15. zum 16. Jh. zu einem wichtigen Zentrum eben dieses „ungewöhnlichen“ Warenaustausches werden, das bald eine große Attraktivität für die Bürger der livländischen und „überseeischen“ Hansestädte gewann. Das Buch ist mit einem Personen- und Ortsnamenregister sowie mit einer Bibliografie versehen. M. B.

Anu Mänd macht in ihrem Aufsatz *Estonian-Finnish Art Connections in the Middle Ages and the Bells of Turku Cathedral* (in: *Material Religion. The Journal of Objects, Art and Belief* 18, 2022, Nr. 5, 548–563, 3 Abb., 1 Kt.) darauf aufmerksam, dass Reval im Mittelalter als angesehenes Kunstzentrum im Ostseeraum fungierte, wo Heiligenfiguren, Retabel sowie verschiedene Kunstobjekte aus Kalkstein und Metall nicht nur für den heimischen, sondern auch für den ausländischen Bedarf hergestellt wurden. Die Revaler Meister produzierten dabei nicht nur für spezielle Kunden, sondern auch für den freien Markt. In Vf.ins interdisziplinärer Untersuchung verflochten sich aufgrund der genutzten visuellen und schriftlichen Quellen Kunst- und Sozialgeschichte. Ihr zufolge galten die Kirchengemeinden von Åbo und Wyborg als besonders aktive Kunden der Revaler Handwerksmeister, zudem gab es Kontakte zu dem Gebiet Uusimaa in Südfinnland. Außerdem haben Revaler Bürger finnischer Herkunft in ihren Testamenten verschiedene Kunstobjekte an Kirchen in Finnland vererbt. Dabei spielten bei dieser Kunstvermittlung familiäre Beziehungen und personelle Kontakte eine wesentliche Rolle. Neu entdeckte Quellen besagen, dass das Domkapitel von Åbo im Jahre 1515 mehrere Glocken für seine Domkirche bei dem Revaler Kupferschmied Tile Klotbradelt bestellt hat. Diese Glocken wurden im Revaler Marstall gegossen. Vf.in konnte feststellen, dass eine von ihnen bis heute im Finnischen Nationalmuseum erhalten geblieben ist. In der bisherigen Geschichtsschreibung wurden die mittelalterlichen estnisch-finnischen Beziehungen nur in Hinblick auf ihren wirtschaftlichen und politischen Charakter betrachtet, doch verdienen darüber hinaus auch die engen Kunstbeziehungen Aufmerksamkeit. I. J.

In seinem Aufsatz *Livonica aus der Ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Ein Archivbericht* (Forschungen zur baltischen Geschichte 17, 2022, 1–26) charakterisiert Madis Maasing die umfangreichen Bestände des Berliner Archivs vor allem zu den Beziehungen zwischen den Zweigen des Deutschen Ordens in Preußen und Livland vor 1525. Dies war eine Zeit, in der der livländische Zweig seine Autonomie ständig vergrößern konnte. Weitere Forschungen sind notwendig, um auch die Bestände zu den 1540er Jahren zu erschließen. K. B.

Die umfangreiche Monografie von Juhan Kreem, *Der Herbst des Ordens. Der Deutsche Orden in Livland im 16. Jahrhundert* (Ordu sügis. Saksa ordu 16. sajandi Liivimaa, Tallinn 2022, Tallinna Linnaarhiiv, 584 S., zahlr. Ill., 5 Tab.), betrachtet das letzte Jh. der Herrschaft des Deutschen Ordens in Livland. Im Mittelpunkt der Abhandlung stehen die politische und militärische Geschichte der Region sowie die Leistungen der Ordensdiplomatie. Betrachtet werden darüber hinaus auch strukturelle Entwicklungen innerhalb des Ordens. Dabei gelingt es Vf., die Widerstandsfähigkeit der Ordensstrukturen zu zeigen, wobei er zugleich auch deren fatale Schwächen hervorhebt. Gerade zu dieser Zeit begann die Umwandlung des mittelalterlichen geistlichen Ritterordens in eine neuzeitliche Adelskorporation. Der Untergang des Ordens während des Livländischen Krieges wiederum machte deutlich, dass der Orden sich nicht ausreichend auf einen Krieg vorbereitet hatte. Den Ordensbrüdern fehlte nahezu jegliche militärische Erfahrung und es mangelte ihnen an fachlicher und strategischer Kompetenz. Für den Kontext der Stadt- und Hansegeschichte ist die Darstellung der Ressourcenverteilung des Ordens interessant. Vf. thematisiert in dieser Hinsicht die Ausfuhr von Kapital seitens der Ordensgebietiger aus Livland nach Westfalen. Sowohl der Kauf von Luxusgütern für den Bedarf der Ordensherren als auch die Anwerbung von Landsknechten führten zu wesentlichen Ausgaben. Es finden sich jedoch zudem auch einzelne Beispiele für einen Geldfluss aus Deutschland nach Livland. Vf. zufolge galten die livländischen Ressourcen des Ordens als bemerkenswert. Der Profit aus dem Verkauf der landwirtschaftlichen Produktion der Ordensbesitzungen stand den Ordensgebietigern zur Verfügung, die ihn nicht als Ordenseigentum betrachteten, sondern als ihr persönliches. Den zentralen Organen des Ordens standen auch keine Hebel zur Verfügung, um die Ressourcen aus den Ordensbesitzungen zu lenken oder umzuverteilen. Besonders unter ökonomischem Aspekt handelte es sich beim Livländischen Orden im 16. Jh. mehr um einen Bund der Gebietiger als um eine einheitliche Korporation. Deutlich wird zudem, wie wichtig die Kontakte zwischen dem Orden und den livländischen Städten waren. So nahm der Orden Darlehen bei den Städten auf: Um 1556 z. B. lieh Reval dem Orden nicht weniger als 17.000 Taler. Der Livländische

Orden hatte aber auch selbst große Summen Geldes verliehen, so war z. B. der Revaler Ratsherr Jasper Bretholt ihm ca. 28.600 Mark schuldig. Somit bleibt festzuhalten, dass Darlehen und Zinsen in der wirtschaftlichen Tätigkeit des Ordens eine bemerkenswerte Rolle spielten. *I. J.*

Enn Küng betrachtet in seiner Monografie *Zwischen Merkur und Mars. Die Hansestadt Reval im Griff des schwedischen Reichs 1561–1632* (Mercuriuse ja Marsi vahel. Hansalinn Tallinn Rootsi riigi haardes 1561–1632, Tallinn 2022, Tallinna Linnaarhiiv, 526 S., zahlr. Ill., 34 Tab., 2 Abb., dt. Zusammenf.) den Kampf Revals um seine Position im sich rasch entwickelnden frühneuzeitlichen schwedischen Reich. Ein bedeutender Teil der Abhandlung konzentriert sich auf die wirtschaftliche Entwicklung und den Handel der Stadt. Zudem werden ihre rechtliche Lage und militärischen Pflichten sowie ihr materieller Beitrag zur schwedischen Kriegswirtschaft diskutiert. Die Untersuchung basiert auf gründlicher Archivarbeit vor allem im Stadtarchiv Tallinn, im Schwedischen Reichsarchiv und im Staatlichen Historischen Archiv Lettlands. Somit bringt Vf.s Studie zahlreiche Informationen und Daten erstmals in den wissenschaftlichen Umlauf. Vf. beginnt mit einer detaillierten Übersicht, wie Reval unter schwedische Herrschaft gelangte und welche Konsequenzen dies in rechtlicher Hinsicht mit sich brachte. Dabei war für die Stadt die Bestätigung ihrer alten Privilegien von wesentlicher Bedeutung. Vf. zeigt, wie die Krone demgegenüber stets nach Möglichkeiten suchte, um diese früher zugesprochenen Freiheiten zu umgehen, was im Endeffekt auch gelang. Reval musste zwangsläufig einige seiner Vorteile an die Krone abtreten. Der König von Schweden war der Stadt gegenüber eindeutig in der Machtposition. Die größte Veränderung für die Stadt war, dass ihr die traditionelle Appellation an den Lübecker Rat verboten wurde, auch wenn der König zumindest die wirtschaftlichen Beziehungen Revals mit dem Hansebund und mit Lübeck nicht abbrechen konnte. Für die Revaler Kaufmannschaft war die Zugehörigkeit zur Hanse ein wichtiger Bestandteil ihrer Identität. Im Mittelpunkt der Abhandlung stehen somit die Beziehungen zwischen Reval und der schwedischen Krone in einer Situation, in der die Stadt vor allem wirtschaftliche Interessen verfolgte und ihre Position im Transithandel zwischen Westeuropa und Russland zu erhalten suchte, wohingegen die schwedische Herrschaft in erster Linie daran interessiert war, ihre militärischen Ambitionen auf Kosten der Stadt zu finanzieren. Diese militärischen Pflichten der Stadt gegenüber der Krone betrachtet Vf. ausführlich. Stockholm hatte das Recht, zu Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl von Kriegsknechten auf dem Revaler Domberg und in der Unterstadt zu stationieren. Außerdem oblag Reval die Pflicht, eine gewisse Anzahl von Knechten auf eigene Kosten zu unterhalten und bei Notwendigkeit in den Kampf zu schicken. Der Einholung von zusätzlichen finanziellen Mitteln für militärische Aktivitäten diente die Besteuerung des Revaler Handels: Bis

zu zwei Drittel der Pfundzolleinnahmen der Stadt mussten dem Staatshaushalt zugeführt werden. Um die Mitte der 1620er Jahre wurde auch die Verpflichtung zur Zahlung einer außerordentlichen Kriegssteuer auf Reval ausgedehnt. Aber das war noch nicht alles: 1628 belegte der König den Revaler Handel noch mit einem neuen Seezoll, dem Lizenzt. Vf. behandelt auch die Beziehungen Revals mit Narva. Seine Untersuchung zeigt, dass Reval viele Ressourcen in seinem Kampf gegen Narva aufwandte, das als größter Konkurrent im Transithandel galt. Zwar versprach die schwedische Krone zunächst, der Stadt dabei zu helfen, ihre frühere Handelsposition wiederherzustellen und den Narvaer Handel für Ausländer zu sperren. Doch war der rasche Aufschwung von Narva nicht mehr zu verhindern. Von großer wissenschaftlicher Bedeutung ist die von Vf. zusammengestellte statistische Übersicht des Revaler Getreidehandels in der frühen Periode der schwedischen Herrschaft. Die für den Revaler Handel lebenswichtige Getreideausfuhr wurde von mehreren Faktoren beeinflusst, zusätzlich mischte sich auch die schwedische Krone in den Revaler Getreidehandel entscheidend ein, indem sie die Ausfuhr von Getreide untersagte, es auf bestimmte Märkte und zu bestimmten Aufkäufern leitete und sogar seinen Preis festsetzte. Nun wurden, wie Vf. feststellt, die Revaler Getreidepreise von den Preisen an der Amsterdamer Getreidebörse beeinflusst. Zusammengefasst zeigt seine Monografie, dass entgegen des dem Revaler Magistrat gegebenen Versprechens der schwedischen Krone, die wirtschaftliche Lage zu verbessern, Stockholm in Wirklichkeit keine konkreten Schritte in diese Richtung unternahm. Der Staat sah es nicht als seine Priorität an, zur Entwicklung der Wirtschaft der Stadt beizutragen, sondern sah in ihr ein Objekt der Ressourcenabschöpfung. Damit wirft Vf. ein neues Licht auf die Einstellung der schwedischen Krone gegenüber Est- und Livland: Für die Städte bedeutete die Unterstellung unter die schwedische Herrschaft nicht immer eine Wendung zum Besseren. I. J.

RUSSLAND. Artur Vinkler, *Nemeckaja Ganza v Rossii* (übersetzt von N[ikolaj] A[natol'evič] Vlasov, Sankt-Petersburg 2020, Verlag Evrazija, 224 S.). – Die russischsprachige Übersetzung des ursprünglich 1886 erschienenen Buches *Die Deutsche Hansa in Rußland* des Journalisten und Historikers Arthur Winckler (1839–1891) ist erwähnenswert, weil sie eine Tendenz auf dem russländischen Markt der Geschichtsliteratur veranschaulicht. Zwar steht auf der Rückseite des Titelblattes des deutschen Buches die klar abgedruckte Warnung „Uebersetzungsrecht vorbehalten“, aber nach 134 Jahren war sie nicht mehr gültig. Es werden heute recht zahlreiche Werke westeuropäischer Historiker ins Russische übertragen, aber um die mit den Autorenrechten verbundenen Kosten zu vermeiden, handelt es sich öfters um Bücher, die in ihrer Zeit bestimmt wichtig und bemerkenswert waren, heute aber hoffnungslos veraltet sind. A. S.

V[ladimir] S[ergeevič] Kurmanovskij trägt mit beachtenswerten Überlegungen *Zur historischen Interpretation des archäologischen Komplexes von Gnezdovo* (K istoričeskoj interpretacii Gnezdovskogo arheologičeskogo kompleksa, in: Russkij srednevekovyj gorod. Archeologija. Kul'tura. K jubileju Alekseja Vladimiroviča Černecova, otv. red. I[gor'] Ju. Strikalov, Moskau 2022, 249–265) bei. Das stark von Skandinaviern und vom Fernhandel geprägte Gnezdovo, in der Nähe von Smolensk gelegen, wurde sehr oft als dessen Vorgängersiedlung betrachtet. Vf. wendet sich gegen diese Identifizierung, auch mit einem vorsichtigen Hinweis auf bis vor kurzem unbekanntes älteres Fundmaterial in Smolensk selbst. Gnezdovo, dessen Blütezeit in der zweiten Hälfte des 10. Jh.s lag, kennzeichnet Vf. als einen Stützpunkt der Rurikidenherrschaft. N. A

Der 34. Band des Tagungsbuches *Osteuropa im Altertum und Mittelalter* zum Andenken des Historikers Vladimir Pašuto ist dem Thema *Die zwischenethnischen Kontakte im soziokulturellen Kontext* gewidmet (Vostočnaja Evropa v Drevnosti i Srednevekov'e. Čtenija pamjati členu-korrespondenta AN SSSR Vladimira Terent'eviča Pašuto, Bd. 34: Mežetničeskie kontakty v sociokul'turnom kontekste, hg. von E[lena] A[leksandrovna] Mel'nikova u. a., Moskau 2022, Verlag Institut vseobščej istorii RAN, 287 S.). Von den zahlreichen Kurzbeiträgen sind in unserem Zusammenhang vor allem die Folgenden erwähnenswert: T[imofej] V[alentinovič] Gimon und A[ndrej] A[leksandrovič] Kuznecov stellen fest, dass die Erwähnungen der finnougriischen Völkerschaften im altrussischen Schrifttum des 11.–13. Jh.s keineswegs ethnisch präzise sind (*Finno-ugry v drevnerusskich pis'mennyh istočnikach (XI–XIII vv.): obzor trudnostej*, 70–75). Die Ethnonyme könnten mehrdeutig sein, und, die militärischen Zusammenstöße ausgenommen, die peripheren Stämme wurden nur zufällig in den Texten erwähnt. O[leg] V[ladimirovič] Lickevič macht den Versuch, die Grenzen des um 1200 dem altrussischen Polozk tributpflichtigen Gebietes der Liven an der Düna festzulegen (*Zavisimaja ot Polocka oblast' dvinskich livov i ee predely v načale XIII v.*, 171–175). P[avel] V[ladimirovič] Lukin untersucht die ethnischen und anderen Gruppenbezeichnungen in den Quellen aus dem Bereich der hansisch-Novgoroder Beziehungen (*Ėtničeskie i gruppovyje oboznačeniya v novgorodsko-ganzejskich dokumentach*, 175–180). Seine Feststellung lautet, dass die Begriffe „Russen“ und „Deutsche“ in den Texten aus dem 13. Jh. eher zufällig vertreten sind, wobei die bevorzugte Selbstbenennung der altrussischen Seite „Novgoroder“ lautete. Im 14. Jh. hießen die Partner in den hansischen Quellen schon präferiert „die (Novgoroder) Russen“; in der Sprache der Novgoroder benannte man die Hansen als „die Deutschen“, das letztere Wort konnte aber auch andere ethnische bzw. quasi-ethnische Gruppen

Nordeuropas bezeichnen. Also entwickelte sich die relevante Terminologie in der Richtung von „Ethnisierung“, wobei aber politische oder ideologische Konnotationen der ethnischen Begriffe nicht vorhanden waren. Der Beitrag von B[oris] E[vgen'evič] Raškovskij resultiert in der Feststellung, dass die Existenz von jüdischen Gemeinden in der vormongolischen Rus' von keiner authentischen Quelle bestätigt wird (*Suščestvovali li v domongol'skoj Rusi evrejskie obščiny?*, 219–223). A. S.

P[olina] I[gorevna] Fedotova, *Die Bezeichnungen der Ostsee in russischen mittelalterlichen Quellen* (Nazvanija Baltijskogo morja v russkich srednevekovykh istočnikach, Sankt-Petersburg 2022, Verlag Biblioteka Rossijskoj Akademii Nauk, 120 S.), polemisiert gegen die recht weit verbreitete Vorstellung, dass die Ostsee in der mittelalterlichen Rus' als „Warägische See“ bezeichnet wurde. Die Feststellung der Vf.in lautet, dass die älteste Handschrift, in der dieser Ausdruck vertreten ist, erst aus dem 14. Jh. stammt. In älteren und besonders in Novgoroder Quellen heißt die Ostsee einfach „die (salzige) See“. Das heute im Russischen übliche „Baltische See“ bürgerte sich dann im 18. Jh. ein. Das Büchlein enthält reichhaltiges Material über die Geschichte der geografischen Bezeichnungen in russischer Sprache im 17.–19. Jh. Gleichzeitig aber macht Vf.in den Versuch zu überzeugen, dass die Legende von der warägischen Abstammung der altrussischen Fürsten Ende des 13. Jh.s in der nordöstlichen Rus' zuerst im Interesse einer lokalen Aristokratenfamilie skandinavischer Abstammung entstand und dann in die unterschiedlichen Texte eingeschrieben wurde – eine Behauptung, die eigentlich einen eher verschwörungstheoretischen Eindruck erweckt. A. S.

Der amerikanische Historiker Charles J. Halperin publizierte eine kleine Monografie mit dem Titel *The Rise and Demise of the Myth of the Rus' Land* (Beyond Medieval Europe, Leeds 2022, Arc Humanities Press, 108 S.). Vf. analysiert gründlich die Verwendung und Bedeutung des Ausdrucks in den zeitgenössischen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen. Er kam schon vor dem Mongolensturm in Gebrauch, konnte aber je nach dem Kontext entweder das gesamte ostslavische Gebiet oder die Länder um Kiew bedeuten. Später wurde er simultan von den Moskauer als auch ukrainischen Autoren übernommen, wobei die Bedeutung des Ausdrucks heterogen blieb. Es waren zuerst die Texte aus dem Großfürstentum Litauen, die dem Rus'-Land als Gegengewicht zu Moskowien ein ideologisches Gewicht zugemessen haben. Im Moskauer Russland war der Ausdruck zwar weit verbreitet, bedeutete aber im ganz praktischen Sinne die Gebiete unter der Macht des Moskauer Herrschers. Vf. betont ausdrücklich, dass das Konzept für immer ein Projekt der gesellschaftlichen Eliten blieb, das im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit

weder mit ethnischer noch nationaler Identität verbunden war. Die Ausdrücke „Novgoroder Land“ und „Pskover Land“ seien ebenso in den zeitgenössischen Quellen als amorphe, nicht-ideologische Konzepte verwendet worden, die mit dem Selbstbewusstsein oder der Selbstidentifizierung von Novgorod oder Pskov nichts zu tun hatten. A. S.

Die umfangreiche Monografie von T[imofej] V[alentinovič] Gimon, *Historical Writing of Early Rus (c. 1000–c. 1400) in a Comparative Perspective* (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450, Vol. 71, Leiden 2021, Brill, 478 S., Abb.), stellt einen gelungenen Überblick über den Forschungsstand zur altrussischen Chronistik in einer westlichen Sprache dar. Vf. stellt nicht nur die eigenen, früher in zahlreichen russischsprachigen Aufsätzen publizierten Forschungsergebnisse und Hypothesen vor, sondern summiert auch die Meinungen der anderen Historiker und fasst die gegenwärtigen einschlägigen Diskussionen zusammen. Hinsichtlich der Novgoroder Chronistik meint Vf., dass überlieferte kürzere historische Notizen in der Stadt am Wolchow schon im Laufe des 11. Jh.s niedergeschrieben worden waren, dass die Novgoroder Geschichtsschreibung aber erst in den 1090er Jahren entstand, als Listen der Novgoroder Fürsten und Bischöfe zusammengestellt und die Kiewer Chroniken in Novgorod rezipiert wurden. Die regelmäßige Führung der bischöflichen Annalen und die Tradition der Lokalchronistik begannen um 1115. Vf. widmet viel Aufmerksamkeit dem Inhalt der altrussischen Chroniken, den Mechanismen und Methoden ihres Abfassens und den Funktionen und Rollen der Geschichtsschreibung in der altrussischen Gesellschaft. Die komparativen Aspekte der Monografie bestehen vor allem in Vergleichen mit der angelsächsischen Annalistik. Der Überblick über alle vor 1400 entstandenen altrussischen Chronikmanuskripte ist also nützlich. A. S.

Der nicht endende Sommer. Aufsatzband zu Ehren von Elena Aleksandrovna Rybina (Neskončae moe leto. Sbornik statej v čest' Eleny Aleksandrovny Rybinoj, otv. red. V[iktor] K[ašmirovič] Singch, Moskau u. a. 2018, 248 S.). Die verspätete Anzeige dieser in keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands vorhandenen Publikation erscheint uns geboten, weil sich die damit Geehrte höchste Verdienste um die Hanseforschung erworben hat und weil der Band wertvolle Beiträge zu unserem Arbeitsgebiet enthält. Den Anlass seines Erscheinens bildet der 50. Jahrestag des Studienabschlusses von Rybina und der Aufnahme ihrer Tätigkeit am Lehrstuhl für Archäologie an der Moskauer Lomonosov-Universität. Uns ist die Jubilarin aufgrund ihrer leitenden Tätigkeit bei den sommerlichen Ausgrabungsarbeiten in Novgorod und als Autorin von zahlreichen, darunter grundlegenden archäologischen und historischen Veröffentlichungen bekannt, in denen sie

sich vielfach gezielt den hansisch-russischen Beziehungen im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit zuwendet. Insofern ist bereits das in dem Band gebotene Verzeichnis ihrer Publikationen beachtenswert (9–20). Aus den zahlreichen, umfangsmäßig jeweils begrenzten Beiträgen sei zunächst ein solcher von N[atal'ja] V[aler'evna] Eniošova und weiteren Autoren über *Rohstoff-Barren von Novgoroder Juwelieren* hervorgehoben (Syr'evye slitki novgorodskich juvelirov, 62–73). Hier wird über die entsprechenden Funde von Silber und anderem Metall sowie über die bisherigen Untersuchungen derselben berichtet. Die gefundenen Barren sind sehr oft Ergebnisse mehrfachen Umschmelzens. Die Vermittlung durch Gotländer und Hansen steht fest, aber die genaue örtliche Herkunft der Metalle lässt sich nur ganz selten ermitteln. V[ladimir] I[gorevič] Zav'jalov betrachtet *Glasspiegelrahmen aus Perejaslavl' Rjazanskij im archäologischen Kontext* (Opravky stekljannyh zerkal iz Perejaslavlja Rjazanskogo v archeologičeskom kontekste, 76–79). Bei Ausgrabungen auf dem Territorium des Kreml von Perejaslavl' Rjazanskij, dem heutigen Rjazan', hat man 14 teils hölzerne, teils metallische Spiegelrahmen aus dem 14.–16. Jh. freigelegt, die möglicherweise alle aus dem Westen importiert worden waren, was hier von einem Teil von ihnen als höchstwahrscheinlich bezeichnet wird. Die Fundumstände bestätigen, dass Spiegel bei den Privilegierten verbreitet waren. In einem Beitrag von S[vetlana] I[vanovna] Kočkurkina werden die Handelsverbindungen Kareliens zugleich zu Novgorod und zum Westen an untersuchtem Fundmaterial (u. a. Silber aus Deutschland) erkennbar gemacht: *Naturwissenschaftliche Methoden bei der archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Karelien* (Estestvennonaučnye metody v archeologičeskich issledovanijach srednevekovoj Karelii, 98–105). I[nna] N[ikolaevna] Kuzina und O[l'ga] V[iktorovna] Zelencova berichten über einen extrem großen Bernstein-Fund, der 2008 im historischen Zentrum von Vladimir getätigt wurde (Jantarnyj "klad" 2008 goda iz Pečernogo goroda Vladimira, 105–110). Die Bernsteinstücke wiegen zusammen etwa 200 kg. Sie zeigen keinerlei Bearbeitungsspuren, waren also für den Handel bestimmt. Gründliche Untersuchungen ergaben, dass sie von der Ostsee herkommen. Das Gebäude, in dem sie sich befanden, wurde Opfer eines Brandes bei der Zerstörung Vladimirs durch die Mongolen im Jahre 1238. Für die Handelsbedeutung Vladimirs in der Zeit davor spricht, dass zusammen mit dem Bernstein weitere Importgegenstände gefunden wurden. Sehr interessant ist außerdem der Beitrag von D[mitrij] A[rkad'evič] Petrov über *Wein unter den Geschenken der Novgoroder für den Großfürsten Ivan III., dargebracht während der Züge von 1475–1476 und 1478–1479* (Vino v sostave darov novgorodcev velikomu knjazju Ivanu III, podnesennyh vo vremja pohodov 1475–1476 i 1478–1479 gg., 180–186), u. a. berichten russische

Chroniken, dass dem Großfürsten damals sehr oft Weiß- und Rotwein geschenkt wurde. Bei großfürstlichen Besuchen erwarteten die Novgoroder auch von den Hansen, dass sie dem Gast Wein schenkten. Wein war in Novgorod hansischer Import, und was Vf. hier an Belegen anführt, spricht dafür, die Bedeutung dieser Einfuhr höher als bisher einzuschätzen. N. A.

P[avel] V[ladimirovič] Lukin, *Novgorod und Venedig. Historisch-vergleichende Studien zur Entstehung der republikanischen Ordnung* (Novgorod i Venecija. Sravnitel'no-istoričeskie očerki stanovlenija respublikanskogo stroja, Sankt-Petersburg 2022, Verlag Izdatel'stvo Evropejskogo universiteta v Sankt-Peterburge, 304 S.), setzt die schon längere Tradition des historischen Vergleichs zwischen italienischen und altrussischen mittelalterlichen „Stadtrepubliken“ fort. Die sehr polemische Monografie distanziert sich von der sog. „demokratischen“ Tradition der Idealisierung des Veče als Volksversammlung und betont, dass die oligarchische Republik in Venedig langfristig ja erfolgreicher war – obwohl man die jahrhundertelange Geschichte des selbständigen Novgorod auch keineswegs als Scheitern wahrnehmen kann. Somit braucht man aber die Verstärkung der oligarchischen Aspekte im Leben Novgorods am Ende des Mittelalters durchaus nicht als Rückschritt zu bewerten. Die Gründe, aus denen Novgorod dem Großfürstentum Moskau zum Opfer gefallen ist, lagen also nicht im spezifischen Wesen oder in den eigenen Wegen der Entwicklung der „Demokratie“ in der Stadt am Wolchow. Statt der Erforschung von Einzelheiten der städtischen administrativen Institutionen und Machtstrukturen konzentriert sich Vf. vor allem anhand der narrativen Quellen auf die Entwicklung der republikanischen Ideologie und deren Demonstration in Sprachformeln und städtischen Zeremonien. Die Feststellung von Vf. lautet, dass die Ideologie der uralten, von Gott gegebenen Freiheit und Selbstverwaltung, anders als in den italienischen Stadtrepubliken, in Novgorod eindeutig unterentwickelt war. Ungeachtet der entsprechenden, aber verspäteten Ansätze wie die Entstehung der Legende über Gostomysl, dem Anführer der Novgoroder im 9. Jh., und die Entwicklung der Sophia, der hl. Patronin der Stadt, zum Symbol des Novgoroder Landes, bestand in Novgorod im Spätmittelalter das ideologische Schema der Verbindung des Volkes mit dem Moskauer Großfürsten, das die Herausbildung des Republikanismus verhinderte. A. S.

E[lena] L[eonidovna] Konjavskaja analysiert und publiziert mehrere Varianten der Legende vom Bau der Hauptkirche Novgorods, der Sophien-Kathedrale, im 11. Jh. (*Skazanie o sozdanii Sofii Novgorodskoj i Spasovom obraze*, in: *Istočniki po istorii russkogo Srednevekov'ja i Novogo Vremeni*, Bd. 1, hg. von A[nton] A[natol'evič] Gorskiĭ, Moskau 2022, Institut

rossijskoj istorii Rossijskoj akademii nauk, 70–90). Der Text ist in zahlreichen frühneuzeitlichen Manuskripten erhalten, die ältesten von ihnen sind mit den 1520er Jahren datiert. Während einige Forscher die Entstehung der Legende, die eine Warnung vor dem Untergang der Stadt enthält, schon in die Zeit um 1100 gesetzt haben, sahen andere hier einen Widerhall des wirklichen Unterganges der Selbständigkeit Novgorods in den 1470er Jahren. Die Position von Vf.in ist etwas ambivalent, sie tendiert eher zu dem jüngeren Ursprung des Textes, schließt aber die anderen Möglichkeiten nicht aus. *A. S.*

N[at]al'ja A[natol'evna] Petrova, „*Der Tag des Heiligen Kreuzes*“: *zum Abschlussdatum des livländisch-Novgoroder Bündnisses von 1323* („Den' Svjatogo Kresta“: k voprosu o date zaključenija livonsko-novgorodskogo sojuza 1323 g., in: Paleorosija. Drevnjaja Rus': vo vremeni, v ličnostjach, v idejach 2022, 4, 64–70). Diese Neudatierung eines wichtigen Vertrages auf den 29. April 1323 ist beachtenswert, weil sie zum Verständnis des damaligen dramatischen Beziehungsablaufs zwischen Livland und der Rus' beiträgt. Wie Vf.in darstellt, waren Kriegszüge von 1322/23 und jenes Bündnis durch verschiedene Faktoren bedingt, wobei auch das Rigaer Interesse am Russlandhandel eine Rolle spielte. *N. A.*

Die hansischen Dokumente zur Geschichte von Novgorod und Pleskau (Ganzejskie dokumenty po istorii Novgoroda i Pskova). 1392–1409, hg. von P[avel] V[ladimirovič] Lukin, S[ergej] V[ladimirovič] Polechov, Catherine R. Squires [Ekaterina Ričardovna Skvajrs] (Moskau u. a. 2021, Nestor-Istorija, 264 S., Abb.). – Die sorgfältig vorbereitete Publikation enthält insgesamt 63 Dokumente aus der Zeit, als nach einer längeren Serie von Konflikten die rechtlichen Grundlagen des spätmittelalterlichen Hansehandels mit der Rus' festgelegt wurden. Die Publikation ist in erster Linie für die russischen Historiker und historisch Interessierten bestimmt, denen die früheren, fremdsprachigen Editionen nicht zugänglich sind. Gleichzeitig bezieht das Vorwort auch sehr kritisch, aber gut begründet Stellung gegen bisherige russische Ausgaben und Übersetzungen von hansischen Quellen (vgl. HGBll. 138 (2020), 419). Einführend beleuchten Vff. eher knapp, aber instruktiv die Geschichte und die Sprache der Originaltexte, die Geschichte der relevanten Archive und die früheren Publikationen zur hansischen Geschichte. Ausgewählt sind Quellentexte, die für die Erforschung der hansisch-russischen Beziehungen bzw. der Geschichte von Novgorod und Pskov um 1400 im breiteren Sinne relevant sind, ausgenommen die formellen Verträge. Also sind auch Narva und Viborg berücksichtigt, obwohl die beiden keine Hansestädte waren. Die mehrheitlich aus dem Revaler Stadtarchiv und ehemaligen Rigaer Ratsarchiv stammenden Quellen sind mit sehr

gründlichen Kommentaren versehen, die dem neuesten Stand der Forschung entsprechen. Die Publikation kommt aber auch dem des Russischen nicht Mächtigen vorbehaltlos zugute, weil neben den Übersetzungen auch die Originaltexte aufgrund der Originalmanuskripte publiziert sind, womit die älteren Ausgaben nicht selten korrigiert werden. *A. S.*

Über einen Fund von Prager Groschen im Suzdaler Opol'e sprechen K[onstantin] V[jačeslavovič] Gorlov und P[etr] G[rgor'evič] Gajdukov (O nachodke pražskich grošej v Suzdal'skom Opol'e, in: Archeologija Vladimiro-Suzdal'skoj zemli. Materialy naučnogo seminara 11, 2021, 112–122). Dabei geht es um einen Zufallsfund von vier Geprägten aus der Zeit des böhmischen Königs Wenzel IV. an der Grenze zum Novgoroder Gebiet. Dieser Fund passt gut zu der chronikalischen Nachricht, dass in Novgorod von 1410 bis 1420 neben anderen (livländischen) Geprägten „litauische Groschen“ als offizielle Münzen genutzt wurden; denn im Geldumlauf des Großfürstentums Litauen spielten Prager Groschen lange Zeit eine dominierende Rolle, mit jenen „litauischen“ Groschen sind also solche gemeint. Außer dem Fund im Suzdaler Gebiet, dem am weitesten östlich gelegenen von Prager Groschen überhaupt, beachten Vf. auch sonstige Funde solcher Münzen in Russland, die es im Grenzraum zu Litauen und im Novgoroder Gebiet gab. Dabei wird der Zusammenhang mit dem Handel nicht außer Betracht gelassen. *N. A.*

A[drian] A[leksandrovič] Selin, *Hundert Jahre vor St. Petersburg. Welche Mobilisierungsmöglichkeiten hatten die Novgoroder Machthaber am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts?* (Za sto let do Peterburga. Kakimi byli mobilizacionnye vozmožnosti novgorodskich vlastej v konce XVI–načale XVII v., in: Človek i vlast' v Rossii XVII–XVIII vekov. Sbornik statej k semidesjatiptiletiju Evgenija Viktoroviča Anisimova, hg. von P[avel] V[ladimirovič] Sedov und A[drian] A[leksandrovič] Selin, St. Petersburg 2022, Nauka, 24–35). – Nach der 1478 unter Ivan III. erfolgten Eingliederung Novgorods in den Machtbereich des Moskauer Staates büßte die ehemalige Stadtrepublik ihre Souveränität ein. Sie ließ sich fortan die Präsenz des großfürstlichen und ab Mitte des 16. Jh. dann schließlich des zarischen Statthalters gefallen und musste sich den Erlassen unterordnen, die die Herrscher in Moskau erteilten. Wie der vorliegende Beitrag jedoch deutlich vor Augen führt, war die frühneuzeitliche Staatlichkeit in Russland auf bescheidene Gestaltungsmöglichkeiten gewiesen. Sowohl im Fall eines 1585 begonnenen Ausbaus der Poststraßen zum Westen und Südosten von Novgorod hin als auch bei der Vorbereitung des feierlichen Einzugs, der Prinz Hans von Dänemark – dem Bräutigam der russischen Prinzessin Ksenija Godunova – auf seiner Durchreise nach Moskau in Ivgorod und

Novgorod 1602 zuteilwerden sollte, stießen die oberste Herrschaft und die von ihr eingesetzte regionale Administration an die Grenzen ihrer Macht. Sie waren schlicht nicht in der Lage, die geforderten Mengen an Personen zu mobilisieren. Darüber hinaus verfehlten auch die im amtlichen Schrifttum vielfach enthaltenen Mahnungen ihren Zweck, weil den Strafandrohungen selten Folge geleistet wurde. Freilich war es mit der obligaten Durchsetzung des herrschaftlichen Willens auch im benachbarten Großfürstentum Litauen nicht besser bestellt, das den aristokratischen Regierungsprinzipien frönte. Erst die Thronbesteigung Peter des Großen in Russland an der Wende zum 18. Jh., der nicht nur sein Land in einem für seine Vorgänger unvorstellbaren Maße den europäischen Einflüssen öffnete, sondern auch einen dezidiert absolutistischen Herrschaftsbegriff vertrat, sollte sich die Kluft zwischen den Entscheidungen des Herrschers bzw. seines Hofes und der Reichweite ihrer Umsetzung auf Dauer verringern.

Iwan Iwanov

A[drian] A[leksandrovič] Selin, *Das Verfahren des Novgoroder Gerichtswesens im 16.–Anfang des 17. Jahrhunderts* (“Dela sudnye, ukazy i zapiski veršenyje i neveršebye ...”. Novgorodskaja praktika sudoproizvodstva XVI–načala XVII v., Sankt-Petersburg 2021, BLIC, 568 S.). – Den Hauptteil des Buches bildet die Publikation der Quellen zum Alltag des Gerichtswesens in Novgorod in den Jahren 1584–1616 aus den Archiven in St. Petersburg und Stockholm. Das Material bietet auch reichlich wirtschaftshistorisch relevante Informationen wie Preise und Erwähnungen der Handels- und Importgüter. Neben der Beleuchtung der einzelnen Schritte der Gerichtsroutine ist besonders die Feststellung relevant, dass die zentrale Justiz in Novgorod in diesen Jahrzehnten für alle gesellschaftlichen Schichten, auch für die Bauern, zugänglich war. Die Benutzung der umfangreichen Edition wird durch ein Register der Personen- und Ortsnamen erleichtert.

A. S.

B[oris] N[ikolaevič] Florja, *Die Errichtung des Kremls von Smolensk und das Verhältnis zwischen der Herrschaft und Gesellschaft in Russland an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert* (Stroitel’stvo Smolenskogo kremlja i otnošenje vlasti i obščestva v Rossii na rubeže XVI–XVII vv., in: Tradicionnye i novatorskie puti izučenija social’noj istorii Rossii XII–XX vv. Sbornik statej v čest’ Eleny Nikolaevny Švejkovskoj, Moskau 2021, Novyj chronograf, 343–354). – Holz blieb das meist verbreitete Baumaterial in Russland bis in die moderne Zeit. Umso mehr stechen in der russischen Landschaft die Bauten hervor, die seit eh und je aus Stein errichtet wurden: Kirchen, Festungen und später auch Paläste. Der Kreml von Smolensk ist beachtenswert, weil er von 1598 bis 1600 binnen kürzester Zeit an der westlichen Grenze des Moskauer Staates zum Großfürstentum Litauen entstand und bis zum Russlandfeldzug

Napoleons von 1812 mehrmals zum Kriegsschauplatz wurde. Die zügige Realisierung eines derart ambitionierten Bauprojekts wirft die Frage nach den verfügbaren Optionen auf, die qualifizierten Arbeitskräfte zu mobilisieren. Eine Antwort darauf bietet die Erörterung von sozialen Interaktionen, die die zarische Herrschaft mit den geistlichen und weltlichen Landgutbesitzern, darunter den Klöstern, dem Adel und den Städten einging, um die benötigte Manpower im Landesinneren anzuwerben. *Iwan Iwanov*

Der zuletzt erschienene Sammelband der Reihe *Archäologie und Geschichte Pleskaus und des Pleskauer Landes* (Archeologija i istorija Pskova i Pskovskoj zemli. Seminar imeni akademika V. V. Sedova, T. 36. Materialy 66-go zasedanija, hg. von N[ikolaj] V[ladimirovič] Lopatin, Moskau u. a. 2022, Institut archeologii RAN, 318 S., Farbabb.) enthält meistens Berichte über die Ausgrabungen in Pleskau und in der Pleskauer Region von 2019–2021. Es gibt auch einige Beiträge, die der Geschichte der Stadt in der Frühen Neuzeit gewidmet sind, von denen an dieser Stelle auf zwei hingewiesen werden soll. Dabei geht es zunächst um den Aufsatz *Der hansische Handel Pleskaus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Materialien des Archivs der Hansestadt Lübeck* (Ganzejskaja torgovlja Pskova pervoj poloviny XVI-go veka po materialam Archiva ganzejskogo goroda Ljubeka, 144–154) von M[arina] B[orisovna] Bessudnova. Vf.in benutzt Quellenstoff aus den Abteilungen *Ruthenica* und *Livonica* des AHL für die präzise Beantwortung der Frage nach Handelsaktivitäten Pleskaus im Hanseraum des 16. Jh.s. Ihrer Meinung nach ist die Bedeutung Pleskaus im damaligen Fernhandel nicht nur auf den Niedergang des Novgoroder Hansekontors zurückzuführen, sondern auf eine breite Reihe von Voraussetzungen, die mit einer Umgestaltung des ganzen russisch-hansischen Handels in der Frühen Neuzeit verbunden waren. Dazu gehören die Verbreitung der direkten Handelsbeziehungen Pleskaus mit Narva und Reval, was mit der zunehmenden Nachfrage nach den wichtigsten Exportgütern Pleskaus, nämlich Flachs und Hanf, auf dem europäischen Markt zusammenhing. Der Handel mit Narva und Reval half den Pleskauern u. a., die von Novgorod gehemmte Silberzulieferung zu überwinden und dadurch die wichtigste Voraussetzung für den russisch-hansischen Warenaustausch in der Stadt zu schaffen. Positiv war auch die Position von Lübeck, das versuchte, die Präsenz der eigenen Kaufleute auf dem russischen Markt ohne Vermittlung der livländischen Hansestädte zu erweitern. Diesem Ziel dienen Vorteile der „Netzwerk“-Organisation im hansischen Warenaustausch, durch die insbesondere die zunehmende Reise von Kaufgesellen aus Lübeck nach Pleskau verursacht wurde. Dem kam die Gründung des Deutschen Hofes in der Stadt in den frühen 1530er Jahren zugute, der frei von den russisch-hansischen „alten Rechten“ (*starina*) war. Der Wunsch der „Überseeischen“ mit

den Lübeckern an der Spitze, den Fernhandel Pleskaus zu infiltrieren, war außerdem auf die Beschränkungen des „Gasthandels“ in den Hansestädten Livlands zurückzuführen. In dieser Hinsicht versuchte Dorpat hartnäckig, das Eindringen von gebietsfremden Hansen in Pleskau zu verhindern, aber die Öffnung der Marienburger Straße für russische Kaufleute, die der livländische Ordensmeister Wolter von Plettenberg für den Handel des Ordens etabliert hatte, löste das Problem der Ausfuhren von Waren aus Pleskau nach Riga unter Umgehung von Dorpat und Narva. – Als Fortsetzung dieses Themas kann man den Artikel von D[aniil] A[leksandrovič] Bessudnov über *Die Rolle Pleskaus und des Pleskauer Landes im Lichte der Materialien des Herzoglichen Archivs (Berlin)* (Otraženie roli Pskova i Pskovskoj zemli v materialach Gercogskogo archiva (Berlin), 155–163) betrachten. Hier handelt es sich um einzelne Urkunden aus dem Herzoglichen Briefarchiv (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin), wo Pleskau als ein Handelszentrum an der russisch-livländischen Grenze sowie als ein Schlüsselpunkt im strategischen Abwehrsystem der nordwestrussischen Länder am Anfang des Livländischen Krieges dargestellt ist. – Akten aus dem Staatsarchiv Schwedens sowie aus dem Archiv des St. Petersburger Instituts für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften halfen E[lizaveta] M[ičajlovna] Popova bei der Erforschung der verwickelten Verhältnisse zwischen den Pleskauern und Novgorodern in der Aufruhrzeit vom Anfang des 17. Jh.s. (164–169). Unter anderem berichtet Vf.in über den von Jakob De la Gardie verbotenen Handel mit den Pleskauern im von Schweden okkupierten Novgorod. Pleskau beantwortete das mit Beutezügen der sog. Šarpalniki, die das Novgoroder Land verwüsteten und den Novgorodern oft erbeutete Trophäen verkauften. Um sich selbst „reinzuwaschen“, schoben die Letzgenannten die Schuld auf die Pleskauer, die immer wieder als Räuber und Kriminelle bezeichnet wurden. M. B.

J[urij] V[ladimirovič] Krivošeev, R[oman] A[leksandrovič] Sokolov und S[vetlana] V[ladimirovna] Guseva, *Moskau im Mittelalter. Abriss der politischen Geschichte im 12.–15. Jahrhundert* (Moskva v epochu srednevekov’ja. Očerki političeskoj istorii XII–XV stoletij, Sankt-Petersburg 2021, Izdatel’stvo Sankt-Peterburgskogo Universiteta, 432 S.). – Die merkwürdige Publikation zur Moskauer Geschichte stammt aus den Federn von St. Petersburger Historikern, die mit einer Widmung ihre Zugehörigkeit zur Schule von Igor’ Frojanov (1936–2020) deklarieren. Entsprechend stellen sie ins Zentrum der Darstellung den „Stadtstaat“ – eine Gemeinschaft (*obščina*) der Stadtbevölkerung und der Einwohner des umliegenden ländlichen Gebietes. Die Frage, warum gerade Moskau zum Zentrum des neuen Großreiches wurde, wird mit der Erklärung beantwortet, dass die Moskauer Gemeinschaft im 14.–15. Jh. in der Rus’ die aktive politische Rolle gespielt habe. Zu den Fragen,

wie die Gemeinschaft funktionierte und ob die chronikalischen Nachrichten über gelegentliche Ansammlungen und Aufreue wirklich die Existenz eines Moskauer Veče auch im späteren Mittelalter beweisen, schweigen Vf., ebenso zur wirtschaftlichen und demografischen Entwicklung der Stadt. Stattdessen betonen sie die „historische Gesetzmäßigkeit“ der Entstehung des Moskauer Reiches. Bemerkenswert ist auch, dass in der Bibliografie die Werke der russischen Autoren aus dem 19. und frühen 20. Jh. bevorzugt sind. A. S.

Ein russisch-deutsches Gesprächsbuch aus dem 16. Jahrhundert. Zu seinem Autor, seiner Datierung und seinem Wert als historische Quelle teilt Norbert Angermann Neues mit (in: *Vizantija i Evropa. Očerki istorii obščestva i kul'tury* = *Proslogion. Problemy social'noj istorii i kul'tury Srednich vekov i rannego Novogo vremeni, Special'nyj vypusk 6/2*, Sankt-Peterburg 2022, 261–282). Vf. untersucht das Sprachlehrbuch für Hansekaufleute aus der Feder von Thomas Schrowe, einer Handschrift, die als Teil einer Sammelhandschrift aus dem späten 16. Jh. überliefert worden und bis zum Zweiten Weltkrieg noch in der preußischen Königlichen Bibliothek zugänglich gewesen war. Der zeitweilig als verschollen gegoltene und heute in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Krakau zugängliche Text wurde 1992 von polnischen Slawisten als Faksimile, 1997 in transliterierter Form ediert. Vf. stellt seiner Untersuchung eine Einführung in den Kontext des Hansehandels mit Russland und die Besonderheiten des sprachlichen Austausches voran. Die deutsch-russischen Lehrbücher sollten den Hansekaufleuten die Kommunikation mit ihren russischen Handelspartnern ermöglichen und boten entsprechend Beispieldialoge für die zu erwartenden Gesprächssituationen an. Im Anschluss daran gibt Vf. einen Überblick über den Forschungsstand rund um die drei überlieferten Sprachlehrbücher des 16. und 17. Jh.s. Zu diesen zählen neben dem Buch von Schrowe ein kürzeres Werk, dessen Vf. bislang unbekannt geblieben ist, sowie die Handschrift des Lübecker Kaufgesellen Tönnies Fonne, die in der Forschung am meisten Beachtung gefunden hat, insbesondere durch die Studien von Anna Leonidovna Choroškevič, Catherine R. Squires, Elisabeth Harder-Gersdorff, Gertrud Pickhan, Pierre Jeannin, Dirk-Gerd Erpenbeck, Pepijn Hendriks, Ol'ga Mžel'skaja und Larisa Kostjučuk. Vf. hält Fonne für den Kopisten, nicht jedoch für den Autor besagten Sprachlehrbuches. Wurde der Text von Schrowe bisher ausschließlich von Philologen untersucht, darunter von Pepijn Hendriks, Anna Bolek, Irmtraut Rösler, Erika Günther und Michail Pavlovič Alekseev, dann interessierten sich diese nicht nur für die auffälligen textlichen Übereinstimmungen mit dem Werk von Fonne, sondern hinterfragten auch den Entstehungskontext und die Autorenschaft. Alekseev datierte den Text auf das späte 15. Jh. und benannte als Autoren den Dorpater Bürgermeister Thomas Schrowe, der 1494

an einer hansischen Delegationsreise nach Moskau teilgenommen hatte. Vf. diskutiert diese und Thesen weiterer Forscher, die in eine Entstehungszeit im 15. Jh. verweisen. Er selbst identifiziert als Autoren der Schrift einen Dorpater Ratsherrn namens Thomas Schrowe, der erst in den 1520er Jahren geboren wurde. Überzeugend legt Vf. dar, dass diverse inhaltliche Bezüge, vor allem auf bestimmte Handelsgebräuche, auf eine Entstehungszeit im 16. und nicht im 15. Jh. verweisen. Vf. hebt den besonderen Quellenwert der Sprachlehrbücher für Historiker und Philologen gleichermaßen hervor: Bei allen inhaltlichen Analogien zum Text von Fonne setzt jener von Schrowe durchaus eigene Akzente und sollte daher im Hinblick nicht nur auf den sich abbildenden Handelsusus die gebührende Aufmerksamkeit seitens der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung erfahren. *Sabine Dumschat*

A[ndrej] V[asil'evič] Beljakov, A[ndrej] G[ennad'evič] Gus'kov, D[mitrij] V[ladimirovič] Lisejcev und S[tepan] M[ichajlovič] Šamin, *Die Übersetzer des Gesandtschaftsamts im 17. Jahrhundert. Materialien zum Lexikon* (Perevodčiki Posol'skogo prikaza v XVII v. Materialy k slovarju, Moskau 2021, 304 S.). – Die vorliegende Darstellung enthält detaillierte Auskunft über 158 Übersetzer, die am russischen Gesandtschaftsamtsamt im 17. Jh. dienten und schwerpunktmäßig für die schriftliche Übersetzung von Urkunden, Akten und Fachliteratur zuständig waren. Weitere 109 Einträge betreffen Übersetzer, deren Mitarbeit am Gesandtschaftsamtsamt nicht hinreichend bzw. nicht belegt ist (Anhang 1 u. 4). Die lexikonsartigen Ausführungen geben jeweils Aufschluss über beruflichen Werdegang und Lohnverhältnisse, listen nachweisbare Übersetzungsarbeiten auf, verzeichnen Autografen und reichern die Fülle an zusammengetragenen Informationen mit entsprechenden Archiv- und Literaturangaben an. – Die Zahl der berücksichtigten Personen ist in Relation zu sehen. Obwohl die Gesamtzahl der Übersetzer, die das Gesandtschaftsamtsamt für verschiedene europäische und asiatische Sprachen im 17. Jh. beschäftigt hat, nicht zu ermitteln ist, wird vorausgesetzt, dass die Personalstärke im Laufe des Jh.s starken Schwankungen ausgesetzt war. Die Höchstzahlen von bis zu 30 gleichzeitig Beschäftigten wurden zunächst 1613–1615 und dann erst in den 1660er–1670er Jahren wieder erreicht. Sie fielen bis zur Jahrhundertwende erneut zurück und fingen angesichts der von Peter dem Großen vollzogenen diplomatischen Öffnung des Landes an zu steigen. Indessen erscheint der im Buchtitel angekündigte zeitliche Fokus, der auf das 17. Jh. gerichtet ist, irreführend. Ausgehend von der so abgesteckten Kernzeit, erfassen die Einträge darüber hinaus 73 Übersetzer, die im 15.–16. sowie zu Beginn des 18. Jh. in russischen Diensten tätig waren (Anhang 2 u. 3). – Von besonderem Interesse für die Hanseforschung sind die Einträge, die sich mit den Übersetzern befassen, die vom Gesandtenamt

zeitweilig nach Novgorod, Pskov, Smolensk und Archangel'sk abgeordnet wurden, oder etwa auch über den Lebenslauf eines Ignatij Andreev syn Kučin unterrichten. Letzterer gehörte zu den fünf russischen Sprachschülern, die auf Anordnung Boris Godunovs mit den heimreisenden Abgesandten der Hanse 1603 nach Lübeck geschickt wurden (25 f., 137–139). – Strenggenommen versteht sich die Darstellung als eine Art Materialiensammlung. Sie dient der Bestandssicherung und arbeitet hiermit auf ein umfänglicheres Lexikon hin, das später realisiert werden soll. Das vorliegende Buch ist aus einem kollektiven Forschungsprojekt hervorgegangen, das aus den Mitteln des Russischen Fonds für Grundlagenforschung (*Rossijskij fond fundamentalnych issledovanij*) 2018 finanziert wurde. Auf die in diesem Forschungsbereich geknüpften Kooperationen sind wissenschaftliche Tagungen zurückzuführen, deren Ertrag in zwei Sammelbänden dokumentiert ist: *Perevodčiki i perevody v Rossii konca XVI–načala XVIII stoletija. Materialy meždunarodnoj naučnoj konferencii*, Moskau 2019 und 2021. – Trotz seines vorläufigen Charakters stellt das Buch ein nützliches Werkzeug für all diejenigen dar, die Interesse an der Erforschung der diplomatischen Verwicklungen und Kulturkontakte an der östlichen Peripherie der Hanse in ihrer Spätzeit haben. Die Entscheidung, den Band umgehend online zu stellen, kann seiner breiteren Rezeption nur zuträglich sein: <https://iriran.ru/publications/2295>. Iwan Iwanov

Die kulturhistorische Darstellung von L[judmila] B[orisovna] Sukina, *Der späte Herbst des russischen Mittelalters. Abrisse der Kulturgeschichte des Moskauer Reiches im 16.–17. Jahrhundert* (Pozdnjaja osen' russkogo Srednevekov'ja. Očerki kul'turnoj istorii Moskovskogo gosudarstva (XVI–XVII vv.), Moskau, Sankt-Petersburg 2021, Centr gumanitarnych iniciativ, 360 S., Abb.), betont die Religiosität der kulturellen Entwicklung in Russland in der Frühen Neuzeit. Weil die Veränderungen im kulturellen Bereich im kirchlich-orthodoxen Rahmen stattgefunden haben und keine kulturelle „Verweltlichung“ mit sich brachten, sei es gerechtfertigt, die Periode vor den von Peter I. durchgeführten Reformen in der russischen Geschichte als Mittelalter wahrzunehmen. Gerade in diesen Jh.en entfaltete sich eine „vorgeschriebene“, auf genaues Einhalten der Regeln gerichtete russisch-orthodoxe Religiosität. In diesem Zusammenhang thematisiert Vf.in auch die Berichte der ausländischen Reisenden über den Glauben der Moskauer Russen. Hervorgehoben wird, dass die katholischen Autoren die Tiefe der Religion der Russen betonten, wohl in der Hoffnung, dass eine kirchliche Union verwirklicht werden kann, während sich die Protestanten in ihren Schriften auf das Schisma, die Barbarei der Sitten und das niedrige Bildungsniveau der Geistlichen konzentrierten. A. S.

Werner Scheltjens, *North Eurasian Trade in World History, 1660–1860. The Economic and Political Importance of the Baltic Sea* (London u. a. 2022, Routledge, 244 S.); Matthew P. Romaniello, *Enterprising Empires. Russia and Britain in Eighteenth-Century Eurasia* (Cambridge 2019, Cambridge University Press, 308 S.) – Beide anzudeutenden Monografien behandeln ein Thema, das über Jahrzehnte von der Geschichtswissenschaft vernachlässigt wurde, nun aber angesichts der Spannungen Russlands mit dem Westen und der durch die Sanktionen bewirkten wirtschaftlichen Entflechtung sehr aktuell ist. Es geht um die Integration Russlands in den westlich dominierten Welthandel im „langen“ 18. Jh. (bei Sch. bis 1860, bei R. bis 1820). Sowohl Sch. als auch R. verknüpfen dieses wirtschaftshistorische Thema mit zeitgemäßen Konzepten der aktuellen Geschichtswissenschaft. So rekurren beide schon im Titel auf den Begriff (Nord-)Eurasien anstelle von Russland, um die transnationale und globalgeschichtliche Dimension zu unterstreichen, ohne neonationalistische Ideen von Aleksandr Dugin ansprechen zu wollen. Trotz des sehr ähnlichen Themas und des übereinstimmenden Anspruchs, eine modernisierte Wirtschaftsgeschichte schreiben zu wollen, unterscheiden sich beide Bücher konzeptionell sehr deutlich. Während Sch. sich in seiner in Leipzig verfassten Habilitationsschrift den Digital Humanities zuordnet und basierend auf den im Internet zugänglich gemachten Sundzollregistern, eine sehr statistisch angelegte Studie vorgelegt hat, distanziert sich R. unter Einfluss der Kulturwissenschaften deutlich von Statistiken als zentraler Quellengrundlage einer neuen Wirtschaftsgeschichte. Stattdessen hat er die Berichte vornehmlich englischer Diplomaten und Kaufleute ausgewertet und schreibt so eine sehr anschauliche Geschichte englisch-russischer Handelsbeziehungen und ihrer Probleme im 18. Jh. Aufgrund dieser völlig verschiedenen Herangehensweisen an dasselbe Thema stehen beide Studien in einem komplementären Verhältnis zueinander, was die Lektüre umso bereichernder macht. Sch. beginnt, den Anforderungen einer deutschen Qualifikationsschrift entsprechend, mit einer methodischen Einleitung, in der er sein Konzept von (Nord-)Eurasien und von der Ostsee als wichtigstem Zugangsgewässer nach Westen für diesen Raum neben dem Weißen und dem Schwarzen Meer erläutert. Die folgenden Kapitel sind chronologisch gegliedert und beschreiben die Konjunkturen des Ostseehandels anhand der Sundzoll Daten. Die chronologischen Grenzen seiner Studie begründet er überzeugend mit dem letzten Hansetag von 1669 und dem beginnenden Zeitalter des Merkantilismus und der Dominanz der Holländer, später Engländer, auf der einen Seite und dem Ende des Sundzolls im Zuge der Free Trade Doktrin, der aufkommenden Dampfschiffahrt und dem erstmalig ausgewogenen Import-Export-Verhältnis zur Mitte des 19. Jh.s auf der anderen Seite. Während dieser Zeitspanne war die Ostsee mehr als nur ein kleines Binnenmeer, da über sie der Zugang zu ganz (Nord-)Eurasien erfolgte und

dieser Raum nicht nur eigene Rohstoffe für Westeuropa bereithielt, sondern auch als Transitroute nach Mittel- und Ostasien in dieser Zeit für interessant befunden wurde, was auch R. immer wieder betont. Wichtigster staatlicher Akteur in (Nord-)Eurasien war seit Peter I. Russland, was allerdings nicht im Titel der Studie erwähnt wird. Die statistischen Daten des Sundzollregisters werden von Sch. in die breite, teils schon ältere, Forschung eingebettet, und so entsteht eine quellengesättigte Erzählung, deren Mehrwert im Fokus auf den geografischen Raum (Nord-)Eurasien besteht, zugleich aber eine gewisse positivistische Tendenz der reinen Beschreibung von Handelsdaten besitzt. Eine solche Gefahr ist in der Studie von R. nicht gegeben, die zwei Hauptthesen sehr deutlich vertritt: Möglicherweise in einem Geist vor dem russischen Angriff auf die Ukraine 2022 geschrieben, der davon geprägt war, sich von hierarchischen Interpretationsmustern der Wirtschaftsgeschichte der 70er und 80er Jahre zu distanzieren, die Russland im Verhältnis zum Westen in einer untergeordneten Position sahen, wie bspw. Immanuel Wallerstein, auf den Sch. auch Bezug nimmt, ist bei R. erstens ein sehr starkes Bemühen festzustellen, immer wieder die Überlegenheit Russlands gegenüber Großbritanniens hervorzuheben. Tatsächlich existierte im merkantilistischen Sinne ein starkes Ungleichgewicht zugunsten Russlands im englisch-russischen Handel dieser Epoche, und tatsächlich war die englische Flotte von den russischen Handelsgütern – den sog. Naval Stores – abhängig. Doch war dieser Handel fest in englischer und nicht in russischer Hand, was R. nicht verschweigt, aber nur sehr beiläufig erwähnt. Möglicherweise ebenfalls in einem anti-eurozentristischen Geist moderner Geschichtswissenschaft betont R. zweitens immer wieder die Bedeutung des asiatischen Handels für Russland, der viel bedeutsamer als der westliche Handel gewesen sei. Diese Thematik und Orientierung nach Osten ist zwar außerordentlich interessant und bietet im Vergleich zur älteren Forschung oder zu dem Ansatz von Sch. viel Neues, doch ist diese Überbetonung zusammen mit der expliziten Geringschätzung von statistischen Quellen problematisch, wenn es um die Gewichtung der Handelsströme geht. Weiter fällt bei R. negativ auf, dass er anders als Sch. (und anders als in einer Qualifikationsschrift) nur sehr wenige Bezüge zur Forschungsliteratur und praktisch keine zur russischsprachigen Literatur herstellt. Stattdessen basiert seine Studie fast ausschließlich auf seinen Quellen, was sie allerdings sehr anschaulich und lesenswert macht, da die Erlebnisse der konkreten Personen ansprechender sind als die nüchterne Darbietung statistischer Daten wie bei Sch. Zusammenfassend sind beide Studien – vor allem zusammen – der interessierten Leserschaft wärmstens zu empfehlen. *Tilman Plath*

Autorenverzeichnis

für die Umschau

Agishev 220–2; Albrecht T. 190; Albrecht U. 191–3; Andersen 206; Angermann 271 f.; von Arbin 167–76; Arnhold 180–8; Auge 151 f., 152–4; Ashauer 158 f.; Baldus 208 f.; Bamberg 193–5; Barton 154–6; Bauch 205; Bawden 201; Behm 220–2; Beljakov 272 f.; Benders 232–4; Bengtssons 216; Bergmann 204 f.; Bernicke 224 f.; Bessudnov 270; Bessudnova 246–8, 269 f.; Beuckers 206; Bick 225; Bihrer 152–4; Björdal 173; Bongermينو 224; Bosch 232–4; Bösel-Hielscher 212; Braun 229; Brinkhus 157; Brorsson 167–72; Brüchert 178 f.; Brussen 232–4; Bünz 153; Dahm-Kruse 201 f.; Daly 167–72; Deeters 149, 204; Demps 163; Deutschländer 153; von Dittfurth 201 f.; Ebben 239; Ehasalu 252; Ehrhardt 154–6; Ehrlich 252; Eickhölter 192 f.; Elmshäuser 157; Eniosova 264; Erthel 206 f.; Espipova 220–2; Èsono 247; Fabian 159–61; Faensen 165, 167, 229; Fahlbusch 209; Fedotova 262; Flachenecker 153; Florja 268 f.; Foley 168; Forster 205; Frie 211; Friemel 154–6; Gajdukov 267, Gallion 152–4; Garbe 229 f.; Gašowska 255; Gejrot 236 f.; Gimon 261, 263; Gorlov 246, 267; Gorskij 265 f.; Grochotova 248; Grohse 239 f.; Grootshedde 232–4; Großewinkelmann 156 f.; Gubbels 232–4; Guntzelnick Poulsen 238 f.; Guseva 270 f.; Gus'kov 272 f.; Haak 252, 254; Hägglund 236 f.; Halperin 262 f.; Hansen 237; Hansson 167 f.; Harding 157; Hausmann 205; Haye 217; Hecht 210; Hedemann 237; Heling-Grewoll 191–3; Henkelmann 189 f.; Hesse 153; van den Heuvel 157; Hiekkanen 244 f.; Hofmann 165–7; Hoffmann 167; Hoppe 154–6; Hoving 176 f.; Ilisch 210; Isaksson 167–72; Jackel 201; Jäger 230–2; Jahnke 206; Jakobi 207 f.; Jakunina 247, 255–7; Jansen 204; Jaser 204; Jaspers 210 f.; Jensen K. V. 237, 253; Jensen M. 238; Joksch 163 f.; Jørgensen 237; Jörn 195–201, 228; Jungklaus 164; Kala 253; Kälble 150–2; Karrenbrock 217; Kemperdick 189; Kennecke 166 f.; Kirsch 165 f.; Kiudsoo 254; Klack-Eitzen 189; Knüvener 188–90; Kočkurkina 264; Konjavskaja 265 f.; Koppe G. 158; Koppe W. 158; Korčagina 249; Kraut 154–6; Krebs 164; Kreem 251–4, 258 f.; Kristiansen 237; Krivošeev 270 f.; Kruppa 153 f.; Kuhn 220–2; Kühne 205–7; Küng 259 f.; Kurmanovskij 261; Kuzina 264; Kuznecov 261; Lagers 211; Lahti 236; Lang 153; Larsson 241–3; Lauper 202; Leenen 210; Leimus 251 f., 254; Letz 216; Lickevič 261; Limbach 204; Linderson 167 f.; Lisejcev 272 f.; Löffler 228; Lopatin 269 f.; Lõugas 252; Lukin 261 f., 265–7; Lund 243 f.; Lux 189; Maasing 253, 258; Maldre 252; Mänd 251 f., 257; Manz 209 f.; Martynjuk 248; Matheus 179; Meier 188–90; Melenhorst 232–4; Melisch 161–5; Mel'nikova 261 f.; Meuwisen 211; Meyer 237; Meyer-Schlenkrich 204; Michas 164; Militzer 203; Mindermann 206; Möhlenkamp 191–3; Mötsch 205; Müller A. 211; Müller B. 224 f.; Müller M. E. 224 f.; Müller R. 207; Müller Th. T. 206; Nagirnyy 248 f.; Nash 234–6; Neitmann 153 f.; Niemann 157; Nosova 220–2; Oosterman 232–4; Opitz 222; Ostrowski 209; Patzelt 228; Pätzold 210 f.; Pawlik 205; Pelc 226; Peter 189; Petersen 152 f.; Pettersson 245 f.; Petrov 264 f.; Petrova 266; Picková 249; von Plehwe-Leisen 204 f.; Podberezkin 248 f.; Polechov 266 f.; Pölsam-Jürjo 251 f.; Popova 270; Popp 205–7; Portnykh 220–2; Powers 164; Priebe 167; Quambusch 157; Rannamäe 252; Rasche 195–201; Raškovskij 262; Ravn 177 f.; Razdorskij 246 f.; Reimann 193; Reitemeier 157; Rier 248; Reller 230; Richter 190; Ricken 208 f.; Rigby 234–6; Riis 253; Röcklein 225; Romaniello 274 f.; Rönnby 173; Röpcke 152–4, 226–8; Rothe 164; Rümelin 189;

Russow 254; Saage 254; Sahlmann 219 f.; Salmin 246; Salmina 246; Salonen 236 f.; Samariter 206; Šamin 272 f.; Sarnowsky 224; Schäfer 225; Scharff 157; Scheltjens 274 f.; Scheuermann 156 f.; Schilling 205 f.; Schindler 210; Schmitt 210; Schneider 156 f.; Schöne 199; Schröder 211; Schulte 218 f.; Schulz 157; Schumann 229; Schwark 157; Schwerdtfeger-Klaus 223 f.; Sedov 267 f.; Seir 167–72; Selin 267 f.; Selzer 157–9; Seyboth 148 f.; Sicking 239, 240 f.; Singch 263–5; Skowronek 167–72, 174–6; Sladeczek 207; Smith 174–6; Sokolov 270 f.; Spieß 153; Squires 266 f.; Ståhl 237; Steinführer 150 f., 156 f.; Steinwascher 156 f.; Stenzig 224; Strikalov 261; Suermann 211; Sukina 273; Tanck 217 f.; Terrahe 201; Teubner 166 f.; Theisen 202; Thissen 232–4; Thomas 229; Toussaint 225; Tschirner 190; Tucker 164; Ubl 203 f.; Ušakov 250 f.; Uther 157; Valk 254; Vasks 255; Verhoeven 232–4; Vinkler 260; Vodička 201; Voigt 206, 224; Vysloužilová 247; Weber 220–2; Wegmann 202; Wehking 213–5; Wehrli-Johns 224; Welzel 188 f.; Westhoff 208 f.; Weßels 157; Wiechmann 206; Bei der Wieden 157; Witt 228 f.; Wittmann 150–2; Wochnik 179 f.; Wüste 213; Zav'jalov 264; Zelencova 264

Mitarbeiterverzeichnis

für die Umschau

Angermann, Norbert (N. A.) 246–8, 261, 263–7; Bessudnova, Marina (M. B.) 250 f., 255–7, 269 f.; Biermann, Felix 161–7; Brüggemann, Karsten (K. B.) 251 f., 255, 258; Dumschat, Sabine 271 f.; Heisel, Joachim P. 179 f., 188–90, 193–5; Holbach, Rudolf (R. H.) 213; Holterman, Bart 232–4; Iwanov, Iwan 267–9, 272 f.; Jahnke, Carsten (C. J.) 177 f., 236–46; Jörn, Nils (N. J.) 148–57, 191–3, 213–5, 219–22, 225–8, 229–32, 234–6; Jürjo, Inna (I. J.) 252–4, 257–60; Löffler, Anette 201 f.; Neumann, Sarah (S. N.) 203–11; Osterschulte, Christian 178 f.; Pelc, Ortwin (O. P.) 157–9, 222–5, 228 f.; Plath, Tilman 274 f.; Puhle, Matthias 159–61; Rümelin, Hansjörg 180–8, 195–201; Selart, Anti (A. S.) 248 f., 254 f., 260–3, 265–8, 270 f., 273; Siebenbürgen, Carsten (C. S.) 216–9; Springmann, Maik-Jens (M.-J. Sp.) 167–77

